

# SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND  
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**JULI-SEPT. 1980  
HEFT 3**

3-1980

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von  
Landschaft, Volkstum, Kultur

Herausgegeben vom

SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

31. Jahrgang Heft 3

Juli–September 1980

Redakteur: Willy Leygraf

Redaktionsausschuß: Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Heidi-Barbara Kloos, Willy Leygraf, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt er jährlich DM 30,-, für Einzelhefte DM 7,- (zuzüglich Versandkosten, incl. 6,5% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 223243.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten

Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01  
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308  
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1 435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 432981.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs- dienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus- zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:

Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 223243.

Diesem Heft ist eine Beilage des Callwey-Verlags, München, beigelegt.

## Inhalt

WILLI BIRN Zur Sache .....	161
HEIDI-BARBARA KLOOS und FRITZ OECHSSLER Die Filderquerstraße in der Diskussion .....	162
GÜNTER BÄCHLE Juden und Synagoge in Freudental .....	167
WERNER FRASCH Das Heimatmuseum – eine romantische Insel ..	173
PETER SPRANGER Der Geiger von Gmünd .....	178
WOLFGANG IRTENKAUF Wanderungen in die Vergangenheit (3): Römersiedlung und «Templerkloster» Mauer	183
GERHARD TADDEY Eine Pestepidemie in Hohenlohe .....	185
P. PAULUS WEISSENBERGER Ein alter Küchenkalender aus Neresheim .....	188
HERIBERT HUMMEL Joseph Alois Rink Ein vergessener schwäbischer Heimatforscher	193
RAINER ZIMMERMANN Alfred Wais und die Stuttgarter Kunstszene ...	201
WILLI A. BOELCKE Neuschwabenland .....	207
WILFRIED BRAUNN Reisen in Sizilien um 1850 .....	211
Leserforum .....	214
Buchbesprechungen .....	216
Die Autoren .....	229
sh aktuell .....	230
Veranstaltungen und Studienfahrten .....	243

## Willi Birn: Zur Sache

Von dieser Sache spricht man ja eigentlich nicht: vom Geld. Aber es muß sein. Seit 1979 verzichtet der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND darauf, Mitgliedsbeiträge zu erheben; er bittet lediglich seine Mitglieder um eine jährliche Spende, die bei den derzeitigen Mitgliederzahlen, Vereinsaufgaben und beim gegenwärtigen Kostenstand nicht unter DM 26,- (für Einzelmitglieder) liegen sollte. (Damit wurde erreicht, daß die Zuwendungen an den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND auch in Zukunft bei der Einkommensteuerfestsetzung berücksichtigt werden können.)

Wir gingen seinerzeit davon aus, das Engagement der Mitglieder sei groß genug, auch auf der Basis der Freiwilligkeit die Mittel aufzubringen, die für die Erfüllung der satzungsgemäßen Aufgaben des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erforderlich sind.

Leider ist zu sagen: in vielen Fällen erwies sich diese Hoffnung als trügerisch: ein erheblicher Anteil des aus der Mitgliederzahl errechneten und im Haushaltsplan eingestellten Betrages blieb offen! Die einen sahen sich zu gar keiner Spende veranlaßt, andere blieben mehr oder weniger weit unter der Marke von DM 26,-, wieder andere überwiesen lediglich denjenigen Betrag, den sie bisher über den Jahresbeitrag hinaus gespendet hatten.

Wenn dies alles so bleibt, wird der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND «sich nach der Decke strecken» und seine Aktivitäten entsprechend einschränken müssen – zum Beispiel die aufwendigste unter all diesen Aktivitäten, die Herausgabe dieser Zeitschrift! Zumindest wären wir genötigt, zu überlegen, ob diejenigen, die mit ihren Zuwendungen unter dem von der Mitgliederversammlung 1978 für nötig gehaltenen Betrag bleiben, weiterhin die SCHWÄBISCHE HEIMAT erhalten wollen oder ob man aus solcher finanziellen Zurückhaltung nicht den Verzicht auf den weiteren Bezug der Zeitschrift herauslesen darf. Aber auch andere Einschränkungen sind denkbar: bei der bisher nicht unerheblichen Unterstützung der Arbeit in den Ortsgruppen, bei der personell und finanziell recht aufwendigen individuellen Betreuung derjenigen Mitglieder, die an den Studienfahrten teilnehmen, und nicht zuletzt bei der Mitwirkung und Mitbestimmung in Naturschutz, Landschaftspflege und in der Denkmalpflege.

Ich bin gewiß, daß dieser Hinweis zur Sache seine Wirkung nicht verfehlen wird und daß wir uns in Zukunft vertrauensvoll auf die Hilfe unserer Mitglieder verlassen dürfen.



### Das Titelbild

wurde im Mai dieses Jahres erst aufgenommen – aber schon bald könnte diese Aufnahme zu den «historischen» gehören: wenn nämlich die Filderquerstraße nach den Plänen der Straßenbauer die immer knapper werdende freie Landschaft auch hier zerschneiden würde. (Foto: Thomas Hörner)

# Die Filderquerstraße in der Diskussion

Heidi-Barbara Kloos  
und Fritz Oechßler

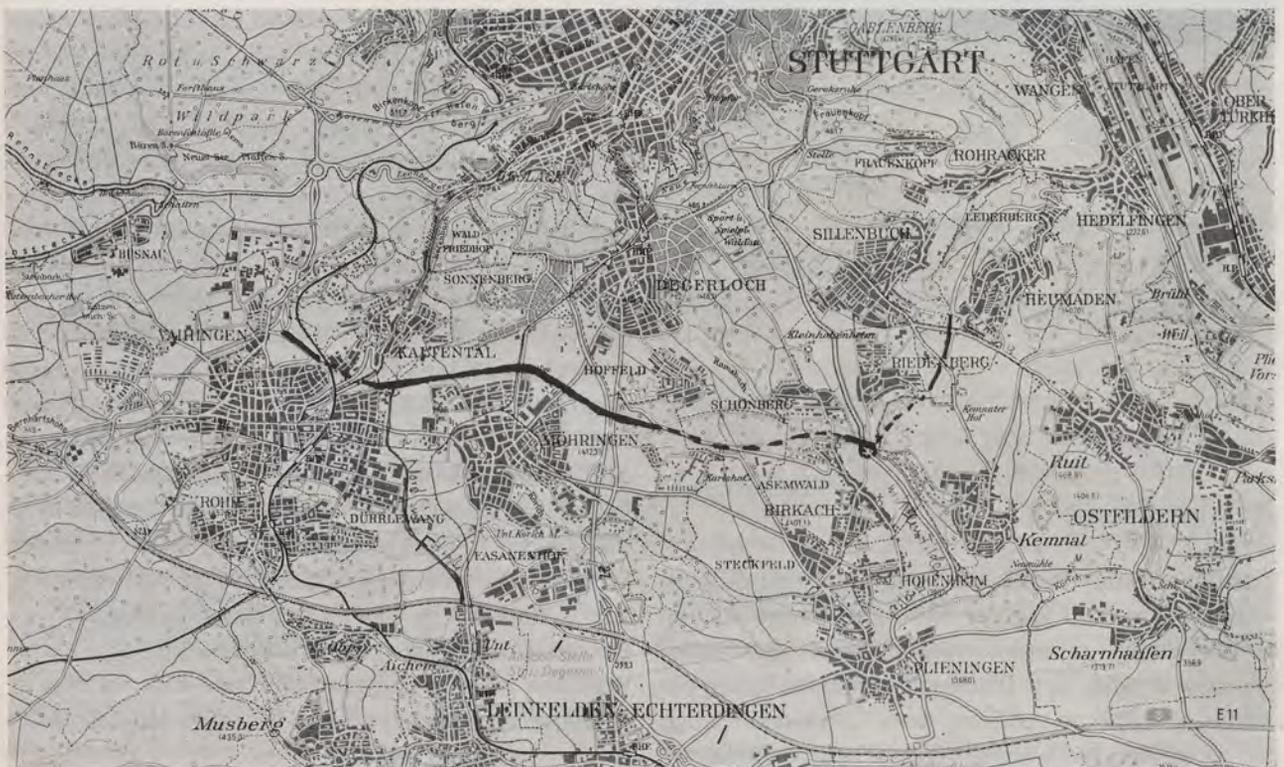
KLOOS: Im Flächennutzungsplan für den Nachbartschaftsverband Stuttgart ist als südliche Umgehungsstraße die Filderquerstraße vorgesehen. Durch diese Straße soll eine Verbindung hergestellt werden zwischen der B 14 im Westen und der B 27 im Süden, der Mittleren Filderstraße und der B 10 im Neckartal. Durch diese Straße sollen die Talquerlinie und die Ortsdurchfahrten von Degerloch, Möhringen und Vaihingen entlastet werden. Die Stadtverwaltung von Stuttgart sieht in dieser Straße ein wichtiges Mittel, die Lebensqualität der Bewohner der betroffenen Orte zu verbessern, aus der Sicht der Verkehrsplaner ist diese Straße eine optimale Lösung, ist sie es auch aus der Sicht der Natur- und Landschaftsschützer?

OECHSSLER: Bei der Beurteilung von Straßenbaumaßnahmen hat man zunächst immer nur die reine Flächeninanspruchnahme und die Beeinträchtigung des Landschaftsbildes im Auge. Man versucht, diese zu mildern, aber auf die viel tiefer greifenden Folgen von Straßenbauten für den Landschaftshaushalt ist man leider erst nach und nach aufmerksam geworden. Man weiß z. B. heute, daß durch Lärm und auch durch Abgasbelastung, durch den Straßenschmutz und das Salz im Winter ein Streifen von ca. 200 Meter links und rechts der Straße belastet wird; in diesem Streifen verarmen die Ökosy-

steme, und die Stabilität des Landschaftshaushaltes wird wesentlich gemindert. Es geht also nicht nur um den Landschaftsverbrauch durch die Straße selbst, sondern diese zerstörte Fläche rechts und links der Straße kommt noch hinzu.

KLOOS: Da kann man aber auch ganz provokativ fragen: was sind eigentlich diese 200 Meter rechts und links der Straße angesichts dessen, daß dann eben doch ich weiß nicht wieviel tausend Bewohner dort oben in den Filderorten nachts vielleicht wieder in Ruhe schlafen können oder untertags auch wieder mal in Ruhe in ihrem Ort oder in ihrem Ortskern zum Einkaufen können? Da fragt mancher doch: was soll da der Kampf um diese 200 Meter rechts und links der Straße?

OECHSSLER: Diese Frage ist berechtigt. Auf der einen Seite muß man sehen, daß es – wenn es auf beiden Seiten je ca. 200 Meter sind – insgesamt ein Streifen von ca. 500 Metern ist, der z. B. für die Erholung ausscheidet und der auf jeden Fall sehr negativ beeinflußt ist. Auf der anderen Seite sieht man die Verbesserung für manche Bewohner, und deshalb besteht eben die Aufgabe, eine Trassenführung zu finden, die sowohl dem Bedürfnis der Bevölkerung als auch der Landschaftserhaltung dient. Und deshalb muß man auch noch andere Trassen suchen, die vielleicht aus der Sicht der Verkehrsplaner nicht



mehr maximal günstig sind, Trassen, die eben sowohl die landschaftlichen als auch die verkehrlichen Belange berücksichtigen.

KLOOS: Solche Trassen werden aber zwischen den vielen schon vorhandenen Straßen im Umland von Stuttgart und besonders im Süden der Landeshauptstadt nicht leicht zu finden sein.

OECHSSLER: Der Abstand der beiden großen Ost-West-Verkehrsadern, also der Talquerlinie der B 14 und der Autobahn im Süden beträgt etwa fünf Kilometer. Wenn man davon ausgeht, daß auch diese beiden Straßen Lärmbänder von ca. 200 Metern haben und daß nun innerhalb dieser fünf Kilometer eine neue Straße hindurchgezogen werden soll, die auch etwa einen Streifen von 500 Metern beeinträchtigt, dann sind schon beinahe 20 Prozent der gesamten Fläche durch Straßenlärm, durch Abgase, durch die Emissionen der Straße stark beeinflusst. Dazu müssen natürlich noch sämtliche Ortsstraßen gerechnet werden, die teilweise von Nord nach Süd verlaufen, dann aber auch noch die Ortsverbindungsstraßen, die von Ost nach West verlaufen, so daß also, wenn man es zusammenzählt, wahr-

scheinlich mehr als 50 Prozent der Fläche jetzt schon durch den Verkehr beeinflusst ist.

KLOOS: Es geht natürlich bei dieser Frage der Filderquerstraße nicht allein um die Lärmbelästigung und um die Befreiung von Lärm in den Orten, sondern es geht ja, wenn man vom Landschaftsschutz her argumentiert, auch noch um ganz andere Probleme; Landschaft ist ja im Großraum Stuttgart etwas, das man fast schon mit der Lupe suchen muß.

OECHSSLER: Ja, gerade dieser Bereich, durch den die Filderquerstraße hindurchgehen soll, dieser Bereich ist, wenn man den Flächennutzungsplanentwurf ansieht, die letzte freie Fläche im westlichen Filderbereich. Wir wissen, daß diese relativ kleine Fläche, die etwa 500 Meter breit und etwa zwei oder drei Kilometer lang ist, für die Erholung ungeheuer bedeutend und wichtig ist; sehr viele Leute suchen tagtäglich Erholung dort, schnappen noch etwas frische Luft. Und diese frische Luft ist auch, nicht nur für die Leute, die da oben Erholung suchen, sondern auch für die ganze Stadtlandschaft wichtig: Wir wissen nämlich von den infrarot-thermographischen Aufnahmen, daß gerade diese Grünfläche unmittel-

*Wiese zwischen Vaihingen und Möhringen: . . . gerade dieser Bereich, durch den die Filderquerstraße hindurchgehen soll . . . die letzte freie Fläche im westlichen Filderbereich. Wir wissen, daß diese relativ kleine Fläche, die etwa 500 Meter breit und etwa zwei oder drei Kilometer lang ist, für die Erholung ungeheuer bedeutend und wichtig ist . . .*

(Foto: Thomas Hörner)



bar am Rand der Liaskante für die Frischluftversorgung der Innenstadt wichtig ist: dort ist eine Frischluftregenerationsfläche, und diese Frischluft, die dort oben produziert wird, fließt über die Hänge bei Kaltental in das Tal hinunter und fließt von dort in das Zentrum der Stadt hinein.

KLOOS: Und wenn man diese Grünfläche zerstören würde, was hätte das für Folgen?

OECHSSLER: Zunächst einmal braucht nicht die ganze Fläche zerstört zu werden, schon allein die Straße hat negative Wirkungen; die Straße wird eben wesentlich mehr aufgeheizt als andere Landschaftsteile, dadurch entstehen Aufwinde und diese Aufwinde wirken wie ein Stauwehr, so daß die Frischluft nicht mehr so abfließen kann, wie sie es früher getan hat.

KLOOS: Die Untersuchungen, die Sie gerade angeführt haben, sind sicher hieb- und stichfest, sie sind aber natürlich, was Zahlen und Ähnliches betrifft, nicht so schlagend wie zum Beispiel Zahlen des Verkehrsaufkommens, so daß vermutlich in der Argumentation und auch in der öffentlichen Diskussion die Fragen des Naturschutzes und des Landschaftschutzes wohl immer den kürzeren ziehen müssen.

OECHSSLER: Sie haben vollkommen recht, die Verkehrsplaner haben es wesentlich leichter, weil sie mit sogenannten harten Daten aufwarten können. Ob diese Daten so hundertprozentig hart sind, ist natürlich die andere Frage, denn die Prognosen sind immer etwas kritisch, und wenn wir an die Olmisere denken, dann muß man doch auch solche «harten Daten» etwas in Frage stellen.

Aber die Landschaft ist auch ein Minimumfaktor: Landschaft ist nicht vermehrbar. Sie wächst nicht nach. Und die Landschaft ist auch ein ganz wichtiger Teil unserer Lebensqualität. Einmal zur Erholung, aber auch als Regenerationsfläche für das Klima und für den ganzen Landschaftshaushalt. Man darf außerdem nicht vergessen, daß die Landschaft – und das wird vielleicht auch in Zukunft wieder wichtiger werden – eine wichtige Grundlage der tierischen und pflanzlichen Produktion ist.

KLOOS: In diesem Bereich, so sagt man ja auch von seiten der Stadtplanung bzw. von seiten der Straßenplanung, werde ja durch die projektierte Straße nur ein ganz geringfügiger Teil der Landschaft zerstört, es sei ja vorgesehen, daß ein wesentlicher Teil dieser Straße als Tunnel geführt wird, zumindest da, wo landschaftlich oder ökologisch wertvolles Gebiet ist. Ist das eine Lösung?

OECHSSLER: Von Naturschutzseite wird natürlich sehr anerkannt, daß die Planer sich bemühen, einen Teil der Fläche zu schützen, indem möglichst viel im Tunnel geführt wird; hier soll im wesentlichen der

Weidachwald geschont werden, der am Rande des Weidachtales liegt. Aber der westliche Teil des Weidachwaldes mit den daran sich anschmiegenden Waldheimen wird doch wesentlich beeinträchtigt, einmal unmittelbar durch die Inanspruchnahme, dann durch die Randschäden. Und es ist weiter zu befürchten, daß durch die aufgerissenen Waldränder vom Sturm später noch weitere Bäume umgeworfen werden, so daß also von diesem westlichen Teil des Weidachwaldes wahrscheinlich nichts mehr übrig bleibt.

KLOOS: Sie sagten, man muß sich alternative Lösungen ausdenken. Man muß also überlegen: Wie kann man mit einem nicht besonders viel größeren Aufwand dennoch die Landschaft und die wesentlichen Erholungsräume auf den Fildern retten?

OECHSSLER: Für jemanden, der nicht Verkehrsplaner ist, ist es natürlich immer sehr schwierig, Alternativen anzubieten; aber als Autofahrer hat man doch auch ein Einschätzungsvermögen, ob eine andere Trasse angenommen werden kann oder nicht. Die Landesregierung hat wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß man Verkehrsachsen bündeln soll – von verschiedenen Verkehrsträgern, aber auch von gleichen Verkehrsträgern –, um die negativen Einwirkungen zu minimieren.

Gehen wir von den Gegebenheiten aus: Im Süden haben wir die Autobahn; die Nord-Südstraße am Ostrand von Vaihingen muß gebaut werden, um die Ortsdurchfahrt von Vaihingen zu entlasten; die B 27 ist vorhanden wie die Mittlere Filderstraße und die Lederbergauffahrt; es wird also nicht zu umgehen sein, daß die Filderauffahrt bis zur Mittleren Filderstraße gebaut wird. Nun bin ich der Meinung, daß das Zwischenstück – zwischen der Nord-Südstraße und der Mittleren Filderstraße – auf die Autobahn verlegt werden sollte; man könnte ja die Autobahn nochmal verbreitern, man könnte aber auch eine Parallelstraße an die Autobahn anschmiegen, die den örtlichen Verkehr aufnehmen könnte.

KLOOS: Dann wären ja doch nicht in erster Linie landschaftlich wertvolle Gebiete berührt, es gäbe aber doch wohl eine weitere Lärmbelästigung für die Plieningener.

OECHSSLER: Ich bin mir nicht ganz sicher, ob die Lärmbelästigung für die Plieningener größer würde; denn die Mittlere Filderstraße ist ja als Hauptverkehrsstraße nach wie vor vorhanden, sie ist in Plieningen so geführt, daß wohl ein Wohngebiet etwas beeinträchtigt wird; aber vielleicht würde auch die Möglichkeit bestehen, diesen Bereich noch etwas zu entlasten durch eine entsprechende Verkehrsführung.

KLOOS: Wenn wir dies alles einmal im langjährigen

Zusammenhang sehen: Was ist eigentlich in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, in dem ja in und um Stuttgart sehr viele Straßen geplant und gebaut wurden, was ist da eigentlich an Waldfläche verloren gegangen? Ist das so viel, daß es beängstigend ist?

OECHSSLER: Man muß sagen, daß die Entwicklung der Stadt Stuttgart, der Ausbau der Stadt Stuttgart nach dem Kriege leider vorwiegend auf Kosten der Landwirtschaft vor sich gegangen ist; aber auch der Wald mußte gewaltig bluten, es wurden seit 1945 etwa 220 Hektar in Anspruch genommen, vorwiegend für den Verkehr, aber auch für die Universität, für Deponien, für Sportflächen und anderes.

KLOOS: 220 Hektar – was heißt das, auf die Gesamtfläche gesehen?

OECHSSLER: Diese 220 Hektar bedeuten, daß etwa fünf Prozent des heutigen Waldes in Anspruch genommen worden sind. Man muß diese Waldinanspruchnahme und auch die Flächeninanspruchnahme in der freien Landschaft außerhalb des Waldes sowie jede Inanspruchnahme von Freiflächen auch innerhalb der bebauten Gebiete auch noch aus einer anderen Sicht sehen: Es wurde in den letzten Jahren eine Untersuchung von den Universitäten Hohenheim und Freiburg gefertigt; diese Studie

heißt «Freiräume in Stadtlandschaften», und hier wurden gewisse Mindestanforderungen aufgestellt. Da heißt es zum Beispiel, daß die Bewaldungsuntergrenze in einem Verdichtungsraum 30 Prozent sein soll, optimal wären 60 Prozent; wir haben in Stuttgart nur noch 23 Prozent, wir liegen also schon deutlich unter dieser Bewaldungsgrenze! Für die freien Flächen heißt es in dieser Studie, die Freiraumausstattung sollte möglichst nicht unter 60 Prozent absinken – wir haben nur noch 50 Prozent Freiflächen! Dies bedeutet, daß wir vom Freiraumangebot her deutlich die Untergrenze des Notwendigen erreicht haben; und deshalb ist natürlich jede weitere Inanspruchnahme für Verkehr, für Wohnbauten sehr kritisch zu beurteilen. Und das gilt eben auch und gerade für die Filderquerstraße.

KLOOS: Diese fünf Prozent, die Sie vorhin genannt haben, diese fünf Prozent der Waldfläche, die verlorengegangen sind, das ist natürlich eine Durchschnittszahl für ganz Stuttgart. Es gibt aber Bereiche – und das betrifft gerade auch wieder den Raum, der von der Filderquerstraße beeinträchtigt würde –, die sehr viel stärker belastet sind in dieser Richtung.

OECHSSLER: Ja, gerade im Bereich Stuttgart-Vaihingen. Dieser Stadtteil liegt im Westen von Stuttgart, ist also für das Klima sehr wichtig, weil wir vorwie-

*Weidachtal beim Waldheim: . . . sehr viele Leute suchen tagtäglich Erholung dort, schnappen noch etwas frische Luft. Und diese frische Luft ist auch, nicht nur für die Leute, die da oben Erholung suchen, sondern auch für die ganze Stadtlandschaft wichtig . . . (Foto: Thomas Hörner)*



gend eine Westströmung haben. Und ausgerechnet in Vaihingen sind seit 1937 190 Hektar Wald ausgestockt worden, das sind 25 Prozent der Waldfläche auf Markung Vaihingen. Hier wurde zum Beispiel der Wald für das RAD-Lager, für die Kasernen, für die amerikanische Schule, für die Universität, für die IBM, für die B 14, und für andere Verkehrsbauten ausgestockt. Wir haben hier mit Sicherheit eine obere Grenze der Inanspruchnahme von Wald erreicht.

KLOOS: So daß Sie also nicht nur als Forstmann, sondern auch als Naturschützer sagen, Hände weg von jedem Baum, an den jetzt noch Hand angelegt werden soll –.

OECHSSLER: Sie haben recht, es geht hier wirklich nicht darum, daß ein Forstmann seinen Wald erhalten möchte, sondern es geht darum, daß der Wald für den Menschen, für die Bevölkerung erhalten werden muß.

KLOOS: Da muß man doch eigentlich die Schlußfolgerung ziehen: wenn man so weitermacht hier in Stuttgart – und das gilt ja nicht nur für Stuttgart, das gilt auch noch für andere Verdichtungsräume in un-

serem Lande und nicht nur in unserem Lande; wenn man so weitermacht, dann geht die Stadt irgendwann mal dem Kollaps entgegen.

OECHSSLER: Das ist vollkommen richtig. Ein Wachstum ohne Ende gibt es nicht; die Landschaft ist ein Minimumfaktor. Und wenn dieser Minimumfaktor immer mehr beschränkt wird, und wenn immer mehr Landschaft kaputtgeht, dann muß einfach eines Tages der Kollaps kommen, ob wir wollen oder nicht.

KLOOS: So daß wir also irgendwann vor der Frage stehen, bzw. so daß wir die Frage ernstnehmen müssen: Wie können wir mit unserem Wachstumsdenken weitermachen – oder dürfen wir überhaupt mit unserem Wachstumsdenken weitermachen?

OECHSSLER: Das Ziel muß sicherlich sein, daß das Bestehende umgebaut, modernisiert wird, daß die vorhandenen Straßen ausgebaut oder verbessert werden, aber daß keine neue Fläche mehr in Anspruch genommen wird.

Und wenn neue Fläche in Anspruch genommen wird, dann muß mindestens eine gleiche Fläche zurückgebaut werden.

Ein anderer Ausschnitt der Filderlandschaft – inzwischen viel stärker zersiedelt, durchschnitten und verbraucht und immer noch weiter gefährdet: Bernhausen in einer Luftaufnahme von 1933. (sh-Archiv)



# Juden und Synagoge in Freudental Ein Stück Geschichte Württembergs

Günter Bächle

Allein der Griff zu der «Beschreibung des Oberamts Besigheim», 1853 vom «Königlichen statistisch-topographischen Bureau» herausgegeben, reicht aus, um die Bedeutung der Juden in der Landschaft am Rande des Stromberges nachzuweisen. Unter der Rubrik «Einwohner, Gebäude und Viehstand» findet sich von 19 Ortschaften eine einzige, bei der schon eine nackte Zahl beweist, wie sehr sie von ihren jüdischen Mitbürgern geprägt wurde: Freudental hatte am 1. Juli 1851 genau 496 Evangelische, ganze acht Katholiken, aber 364 Israeliten. Zwar schwankte ihr Anteil zwischen dem Zuzug der ersten jüdischen Familien am Anfang des 18. Jahrhunderts und des Abtransportes der letzten Juden zu Beginn der Jahre 1941/42 teilweise kräftig, doch beherrschen die Angehörigen eines immer wieder von Neuem verfolgten Volkes die Dorfgeschichte. Die Freudentaler erleben zur Zeit wieder ihre Vergangenheit. Die erneut aufgebrochene Diskussion um den Bestand der 1770 errichteten Synagoge zwingt dazu, sich der Historie zu stellen. Fraglich scheint indessen, ob sich Antworten darauf mit der Spitzhacke geben lassen. Denn der beantragte Abbruch des ehemaligen jüdischen Gotteshauses, heute ein Lager für einen Stahl- und Fertighallenhersteller aus dem benachbarten Bönnigheim, beschäftigt seit mehr als einem Jahr nicht nur die Freudentaler, sondern auch die Mitglieder des Ludwigsburger Kreistages, das Land, die Denkmalschützer, nicht zuletzt aber auch Juden in den Vereinigten Staaten und in Israel.

Die frühere Synagoge in Freudental ist immerhin die älteste noch stehende in Württemberg. Nannte Paul Rieger in der 1932 vom Oberrat der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs herausgegebenen Übersicht über jüdische Gotteshäuser und Friedhöfe allein für Württemberg 36 Synagogen, so überlebten nur wenige in Württemberg und Hohenzollern die Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, besonders aber die berüchtigte «Reichskristallnacht» vom November 1938, so in Hechingen, Haigerloch, Waldmichelbach und eben Freudental. Zwar fand sich nur das Freudentaler Gebäude im dicken Buch der Denkmalschützer, trotzdem ähneln sich die Schicksale der ehemaligen Synagogen. Durchweg dienen sie als Lagerstätten, sind heruntergekommen und brauchen die besondere Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit. In Hechingen erreichte eine Gruppe von Bürgern inzwischen den Eintrag ins Denkmalsbuch; in Freudental

brachte eine Bürgeraktion, angeführt von evangelischen und katholischen Theologen, den Einwohnern Informationen über die Geschichte der Juden und der Synagoge, um sie für den Erhalt zu engagieren. Überall gleichen sich die Hürden: Es fehlt an Geldgebern für die Renovierung und an potenten Trägern. Als hemmende Schwelle erweist sich schließlich auch die Frage, für welchen Zweck das Haus einmal verwendet werden soll.

In Sachen Freudental will man sich beim Landkreis Ludwigsburg Zeit lassen; Geduld, die die örtlichen Gemeinderäte aber nicht aufbrachten. Denn geht es nach dem Willen des Ortsparlamentes, müsste bald ein Abbruchkommando anrücken, um – aus Sanierungsgründen – dieses jüdische Gotteshaus dem Erdboden gleichzumachen. Freudentals Bürgermeister Hartmut Singer meinte denn auch in der örtlichen Presse: *Niemand wird sich wegen der Forderung nach Abbruch schämen, jedenfalls nicht bei uns.* Tatsächlich brachten den Stein nicht die Freudentaler ins Rollen, sondern Mitglieder des Ludwigsburger Kreistages. Geschieht es nach ihnen, dann ziehen einmal Schulklassen und Besucherscharen durch die wiedergerichtete Synagoge. Während das Oberhaupt des 2000-Seelen-Dorfes jede Mark, die investiert wird, als *aus dem Fenster geworfenes Geld* ansieht, fragt die Initiativgruppe kritisch: *Ist denn eine Ortssanierung sinnvoll, die die Zeugen der Geschichte, wie sie diese Synagoge so anschaulich und unfassbar verkörpert, auslöscht?*

Heute steht eines fest: Das Haus, eingepfercht zwischen ebenfalls bejahrten Baulichkeiten, ist verkommen und droht einzustürzen. Es war von der Jüdischen Gemeinde Stuttgart, die gebietsmäßig für Freudental zuständig ist, und die nach der Hitlerzeit das Gebäude zurückerhalten hatte, in den fünfziger Jahren – angeblich für 1000 Mark – an den Bönnigheimer Fabrikanten verkauft worden, der es zunächst als Schlosserei, dann nur noch als Lager nutzte. Wo einst Juden beteten, überziehen heute Staub und Dreck das ganz und gar nicht mehr sakrale Innere. Eigentümer Walter Keyerleber jetzt: *Ich brauche es nicht mehr und möchte es endlich vom Halse haben.* Seinen Abbruchartrag will er nur deshalb gestellt haben, um die zuständigen Stellen endlich zu Entscheidungen zu zwingen. Denn er will nicht länger der *Prügelknabe in der ganzen Diskussion* sein; zum Verkauf von Grundstück und Synagoge sei er bereit. Er fühlt sich zudem zu Unrecht ins schiefe Licht gesetzt: *Wenn ich nicht gewesen wäre, würde das Haus*

nicht mehr stehen. Zuerst habe er 1955 das total kaputte Dach ausbessern lassen, keine Fenster waren drin und ich mußte zuerst 20 Lastwagen Dreck abfahren lassen. Vorher sei darin Fußball gespielt worden: Ich hab's schlechter übernommen als es jetzt aussieht. Den Vorplatz zur Straße hin habe er von 16 verschiedenen Eigentümern zusammengekauft.

Von der Strombergstraße her – sie erhielt auf Betreiben des 1931 verstorbenen ersten jüdischen Gemeinderates Josef Jordan diese Bezeichnung, nachdem sie vorher «Judengasse» hieß – wird zunächst ein kleiner Hof betreten, der jetzt als Parkplatz dient, dessen hinterer Abschluß der massive Synagogenbau mit seinem hohen Walmdach bildet. Er weist eine barocke Gliederung durch rustizierte Lisenen auf; die hohen segmentbogigen Fenster und ein Korbbogen-Tor sind nicht mehr in der ursprünglichen Form vorhanden: Eines wurde fast bis zur Straßenhöhe heruntergezogen, an der Ostseite sind die Fenster bis auf eines zugemauert. Teilweise zugemauert und statt mit einem Gitter mit einem Holztor verschlossen ist auch die Einfahrt. Ebenfalls vermauert wurde die Tür zur Empore, die den Frauen der Gemeinde diente; sie war von außen

über eine kleine Holztreppe zu erreichen. Die Empore ist eines der wenigen fast ursprünglichen Merkmale im Inneren, von dem Muldengewölbe und einem bescheidenen Stuckzierat einmal abgesehen. Über die Jahrhunderte verschob sich das Dach des nicht unterkellerten Gebäudes; es müßte umfangen werden, was nach Ansicht von Fachleuten durchaus möglich wäre. Auf der Westseite haben Nachbarn Hühnerställe aus Holz angebaut. Der Davidstern am Eingang wurde mit ein paar Kellen Gips unkenntlich gemacht.

In nicht minder schlechtem Zustand befindet sich ein Fachwerkhaus an der westlichen Hofseite und in der Ecke zur Synagoge ein Renaissance-Treppenturm, der «Schnecken». Im Gegensatz dazu wurde das gegenüberstehende Gebäude, das «Judenschlößle», 1975 renoviert und herausgeputzt. Wahrscheinlich diente dieses im Jahr 1614 erstandene Haus den ersten Juden als Unterkunftsstätte. In diesem Bereich lebten die Juden; schräg gegenüber befand sich die Schule (heute ein Wohnhaus), nordöstlich am Steinbach steht das frühere Frauenbad, das heute ebenfalls Wohnzwecken dient.

Erhalten ist der 1811 außerhalb des Ortes angelegte

In diesem wenig ansprechenden Zustand präsentiert sich gegenwärtig noch die ehemalige Synagoge von Freudental vom Vorplatz her. (Foto Schäfer – Archiv Ludwigsburger Kreiszeitung)



Judenfriedhof, den die Gemeinde vor einigen Jahren in einen besseren Zustand versetzt hat. Besucher müssen freilich den Schlüssel dazu im Rathaus abholen, weil, wie der Bürgermeister sagt, dadurch Verwüstungen verhütet werden sollen.

Daß die Synagoge selbst ein bescheidenes Gebäude darstellt, liegt nicht nur daran, daß die Juden von Freudental in den ersten Jahrzehnten meist arm waren, sondern auch an den damaligen Bauvorschriften: So durften die jüdischen Gotteshäuser die christlichen nicht übersteigen. Sie mußten bescheiden und unauffällig sein.

Auf dem Platz der heutigen Synagoge stand offenbar vorher schon ein erstes, mehr provisorisches jüdisches Gebetshaus, das wohl fünf Jahre nach der Aufnahme der ersten Juden – im Jahr 1728 – erstellt worden war: Nicht einmal ein halbes Jahrhundert lang blieb es; dann gingen die Juden an einen Neubau. Jedenfalls suchten ihre Abgesandten, Lippmann Moses, Abraham Schmayh und Hasum Gumpel, im Juli 1770 bei den Rentkammerräten *demütigst darum nach, ihnen zur gnädigst gestatteten Wiederaufbauung ihrer wegen Baufälligkeit abgebrochenen Synagoge Holz und Baumaterialien angedeihen zu lassen.*

Die Regierung genehmigte schließlich die kostenlose Abgabe von sechs Eichen. So liefen die Arbeiten am Neubau an. Von den baulichen Veränderungen abgesehen, handelt es sich heute um dieses Gebäude. Daß es die «Kristallnacht» 1938 heil überstand, ist dem Umstand zu verdanken, daß eine brennende Synagoge der Ausgangspunkt für einen Dorfbrand geworden wäre, da die Nachbargebäude zu nahe beim Gotteshaus standen. Die Freudentaler legen sowieso «größten Wert» darauf, daß sie an diesen Aktionen nicht beteiligt waren. Es handelte sich um auswärtige Nazis, die das Haus demolierten und plünderten, die schönen Teppiche mitnahmen, das Dach zerschlugen (das die verbliebenen Juden später selbst wieder herrichten mußten) und auf dem Sportplatz Gegenstände verbrannten, darunter angeblich ein wertvolles handgeschriebenes Altes Testament, das eine Rarität gewesen sein soll. Man ließ dabei die Juden antreten und unter dem Gespött der SA-Männer um das Feuer tanzen, wobei sie hebräische und deutsche Lieder singen mußten. Einige Freudentaler wagten es, ihren Unmut zu äußern: *Das ist eine Schande!*

Mit dieser Freveltat an jenem späten Nachmittag des

Nordansicht der ehem. Synagoge in Freudental. Auch im derzeitigen Zustand geben sich ausgewogene Proportionen zu erkennen. (Foto: Thomas Frei – Archiv Ludwigsburger Kreiszeitung)



9. Novembers 1938 begann das Ende der jüdischen Gemeinde Freudental, die genau am 8. September 1723 mit dem Zuzug des Bankiers Seligmann Wolf mit Familie und sechs weiteren Familien aus Flehingen in Baden begonnen hatte. Die für sie ausgestellten Schutzbriefe des Ortsherren, später des Herzogs von Württemberg, bezeichnete Paul Tänzer in der 1922 erschienenen «Rechtsgeschichte der Juden in Württemberg 1806–1828» als *für die Geschichte der Juden in Württemberg von nicht zu übersehender Bedeutung, weil sie mit ihrem hervorragend humanen Inhalt für ihre Zeit wohl einzig daständen.*

Nachdem die Ortsherren durch Verkauf und Erbschaft oft in rascher Folge wechselten, erstand im November 1696 der kaiserliche Generalfeldmarschall Hans Karl Freiherr von Thüngen für 30000 Gulden und 100 Dukaten Freudental. Nach seinem Tod im Jahr 1709 erbte den Ort Freiherr Johann Gottlob Zobel von Giebelstadt, Herr zu Herchsheim, dessen *hochfürstlicher Verwalter Kellerlen* mit dem Juden Seligmann einen Vertrag über die *Aufnahme zum Schutz* ausgehandelt hatte. Der Ortsherr bot Schutz, die Juden mußten dafür jährlich 12 Taler oder 18 Gulden berappen. Den Schutzbrief erneuerte im

Jahre 1731 die neue Herrin von Freudental, die vier Jahre vorher den Ort für 47000 Gulden erstanden hatte. Es war Wilhelmine von Würben, geborene von Grävenitz und Geliebte von Württembergs Herzog Eberhard Ludwig. Weitere Juden zogen dann zu, aufgenommen *in unserer Huldigung, Schutz und Schirm*, wie der Herzog bei der Bestätigung des Schutzbriefes später feststellte. Denn von 1736 an war Freudental des Herzogs Eigentum, der sich mit «der Grävenitz» verkracht hatte, diese verhaften ließ (1732), ihr Eigentum zunächst konfiszierte und dann – sozusagen in einer Vermögensauseinandersetzung – 1736 entschädigte – so den Verlust von Freudental mit einer *namhaften Summe.*

Die «Freudenthaler Judenordnung» vom 1. Oktober 1731, die «die Grävenitz» für die damals 24 Familien – ohne die Familien des Rabbiners, des Vorsängers, des Totengräbers und des Schulklopfers – unter dem ersten Vorsteher der jüdischen Gemeinde Levi Fränkel erließ, erlaubte diesen *Handel und Wandel franko und frei*, eine Synagoge, ein *kaltes Bad für die Weiber*, einen *Tratzug oder Schlagbaum* am Sabbat und einen Zaun um ihren Friedhof. An ihren jüdischen Feiertagen durften sie nicht vor Gericht gerufen

Die ehem. Synagoge in Freudental mit den seitlich angebauten Holzschuppen.

(Foto: Thomas Frei – Archiv Ludwigsburger Kreiszeitung)



werden, während sie sich an den christlichen Festtagen, *soviel möglich, still und eingezogen bezeigen* sollten. Sie waren frei von Frondiensten und Quartierlasten. Die einmaligen Kosten für diesen Schutzbrief: 1000 Gulden, jährlich mußte jede Familie nun 15 Gulden beibringen. Unter anderem hatte die jüdische Gemeinde zudem jährlich einen Zentner Zucker bei der Herrschaft abzuliefern. 1747 bestätigte der Herzog den Schutzbrief. Freudental war der Kammerschreiberei zugeordnet worden und wurde damit persönlicher Besitz des Herzogs. Freudental gehörte ums Jahr 1800 zu den sieben altwürttembergischen Orten, in denen Juden ansässig waren. Diese Gemeinde zählte über Jahrzehnte zu den größten jüdischen Siedlungen in Württemberg. Zeitweise wuchs ihre Zahl bis auf über 360 (im Jahre 1851) an. Zunächst handelte es sich um ärmere Juden, die sich aber durch den Handel – besonders mit Vieh – einen gewissen Reichtum schufen. So ist in der Oberamtsbeschreibung von 1853 zu lesen: *Die Einwohner sind, abgesehen von einigen vermöglichen Judenfamilien, wenig bemittelt. Und: Die besseren Güter werden meist von den Juden, welche stets über baares Geld zu verfügen haben, angekauft, und hauptsächlich als Hilfsmittel zum Betrieb des Viehhandels benutzt . . . Die Juden beschäftigen sich sowohl mit Krämerei als auswärtigem Handel, meistens Viehhandel, weniger mit örtlichen Gewerben oder Feldbau.* In den Anfangsjahrzehnten blieben Reibereien nicht aus; so beschwerten sich die Weißgerber aus der Nachbarschaft über die jüdische Konkurrenz, so daß die Regierung Württembergs 1752 den Freudentaler Juden den Handel mit Weißgerberwaren untersagte.

Seit 1832 hatten die Freudentaler ihr eigenes Rabbinat; ab 1887 blieb es zunächst unbesetzt und wurde später von Stuttgart aus mitbetreut. 1816 entstand eine israelitische Grundschule, die 1840 für den allgemeinen Besuch freigegeben wurde und erst 1912 aus Mangel an Schülern in eine freiwillige Konfessionsschule zurückverwandelt wurde. 1920 wurde sie geschlossen. 1935 erzwangen die Nazis – für drei Jahre – eine israelitische Privatschule. 1939 wurde die jüdische Gemeinde offiziell aufgelöst.

Utz Jeggle (*«Judendörfer in Württemberg»*, 1969) gab den Anteil der Juden in Württemberg, die – zum Beispiel 1832 – auf den Dörfern, nicht in den Städten lebten, mit 93 Prozent an. Der Grund: Württembergs Verfassung von 1498 legte den Ausschluß der Juden aus dem Herzogtum fest, ähnlich verhielten sich die freien Reichsstädte. Die Ortsherren nahmen sie auf und kassierten dafür. Erst als 1864 die vollen Grundrechte auch für die Juden galten, zog es viele weg vom Land – entweder in die Städte, in denen sie sich ein besseres Auskommen erhofften, oder aber



Der Grabstein des ersten jüdischen Gemeinderats von Freudental. (Foto: Wirö)

nach Amerika oder ins gelobte Land. 1932 waren nur noch stark 20 Prozent der Juden auf dem Land (in Freudental damals 50 Personen). Bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein führten sie in dem Stromberg-Ort ein weitgehend ungestörtes Leben. Die Christen lobten die Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit der Juden und anerkannten, daß sich mancher hochgeschafft hatte; und trotz gelegentlicher, freundlich gemeinter Hänseleien lebte man gut zusammen. Martin Scharfe, der 1962 Material für eine Dissertation zusammentrug und sich dabei besonders auf Aussagen alter Freudentaler stützte, würdigte dieses «Wir-Gefühl»: Der jüdische Kaufmann Josef Jordan kam in den zwanziger Jahren in den Gemeinderat, die Juden gehörten zum Sport-, Gesang- und Kriegerverein; Christen pflegten die Gräber der Juden, wenn dies jenen aus religiösen Gründen nicht gestattet war; Christen sprangen ein, wenn beim täglichen Gebet in der Synagoge – dem «Menja machen» – nicht mindestens sieben Männer anwesend waren.

Als die Naziherrschaft heraufzog, gelang es vor allem jüngeren Juden, noch rechtzeitig auszuwandern. Viele ältere blieben in ihrer Heimat; sie dachten, ihnen werde schon nichts geschehen. Doch sie täuschten sich: Die «Reichskristallnacht» war ein böses Zeichen, die Juden mußten auf der Rathausstafel stehen und rufen *Wir sind Diebe . . . wir sind Räuber!* Den Christen wurde verboten, mit den Juden zu sprechen, sonst würden sie *in der Zeitung* gebracht. Nach und nach verschwanden jüdische Bürger, abgeholt in «Sanitätswagen», deren Fenster mit Brettern verdeckt waren. Der letzte Freudentaler Jude trat seinen schweren Weg im April 1942 an. Die meisten kamen wohl nach Polen. Keiner kehrte nach 1945 zurück.

An diesem Punkt beginnen auch die Schwierigkei-

ten in der Diskussion um die Erhaltung der Synagoge. Manche meinen, das Gebäude könne abgebrochen werden, weil es keine Juden mehr gebe und auch künftig keine Nutzung durch Gottesdienste mehr vorgesehen sei. Diese Haltung vertreten auch Teile der Juden, soweit sie im Lande Verantwortung tragen. Hier drückt sich die Ansicht aus, daß nur bewahrt werden soll, was noch für den Glauben genutzt wird. Der Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland, Nachmann, plädiert für's Abreißen, die Jüdische Gemeinde Stuttgart würde sich über den Erhalt freuen, allerdings mit dem Hinweis, sie könne sich an den Renovierungskosten keinesfalls beteiligen. Die Grenzen zwischen den finanziellen Kriterien und der persönlichen Einstellung zu solch historisch wertvollen Baulichkeiten sind denn auch fließend. Während das Land einen Renovierungsaufwand von 1,8 Millionen Mark – Synagoge plus angrenzenden Baulichkeiten – errechnet hat, geht der Landkreis Ludwigsburg nur bei der Synagoge von etwa 900000 Mark aus. Das Land jedenfalls nahm das Gebäude in das Sonderprogramm für den Denkmalschutz auf und signalisierte, daß man über einen Zuschuß aus der Landeskasse, der über den Richtlinien (ein Drittel bei privatem, ein Viertel bei staatlichem Träger) liegt, reden könne. Im Ludwigsburger Kreistag tritt nur die CDU für den Abbruch ein; sie will stattdessen eine Gedenktafel und die Herrichtung des Judenfriedhofes. Die Christdemokraten reden der Spitzhacke das Wort, weil sie die Folgekosten für ein Museum oder eine Gedenkstätte für unvertretbar hoch halten. Nur: Seit wann kann der Wert und die Verpflichtung der Geschichte aufgewogen werden in Geld? Ist die Bewahrung der Vergangenheit unter rein finanziellen Gründen zu betrachten? Die SPD tritt für den Kauf des Gebäudes durch den Landkreis ein; FDP und FWV wollen das Land in Pflicht nehmen. Derweilen wurden Nachmanns Beweggründe für sein Nein zum Erhalt bekannt: Er will die Mittel umleiten in das geplante Jüdische Museum in Heidelberg, denn auch dort könne die Geschichte der Juden von Freudental dokumentiert werden. Aber: Kann Geschichte überhaupt «verpflanzt» werden? Wohl kaum. Wenn es möglich ist, Geschichte in ihrer Landschaft darzustellen, muß dies dort geschehen. Wer sich als Christ auf die unterschiedlichen Meinungen bei den Juden selbst stützt, um sich der Verantwortung zu entziehen – gewollt oder ungewollt, sei dahingestellt –, der tut so, als sei der jüdische Teil der württembergi-

schen Geschichte abtrennbar und etwas anderes. Aber die Juden in Württemberg, am Beispiel von Freudental, sind ein Stück Geschichte, eng verbunden mit allen anderen Teilen.

Die Debatte ist auch nicht zu führen ohne Bezug zur jüngsten deutschen Vergangenheit. Es sollte akzeptiert werden, daß im Ausland sehr genau registriert wird, was sich in der Bundesrepublik tut, auch im Umgang mit dem jüdischen Teil der Historie. Vor einiger Zeit meldete sich Professor Werner J. Cahnman zu Wort, der Präsident der Vereinigung zum Schutz jüdischer Kulturdenkmäler in Europa, die ihren Sitz in New York hat. Unter anderem schrieb er: *Das Gebäude ist nicht in jüdischem Besitz und soll nicht für jüdische Zwecke gebraucht werden, es sei denn, die Stuttgarter Gemeinde will dies tun. Das Gebäude ist von allgemeinem geschichtlichem Interesse.* Als kürzlich der Vorsitzende der Stuttgarter Gruppe der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Bleicher, zu Gast beim Leo-Baeckh-Institut in Tel Aviv war, mußte er ausführlich Rede und Antwort stehen. In Israel, genauer in den «Jewish Historical General Archives» in Jerusalem, befindet sich auch das Archiv der Gemeinde Freudental, das von der Staatlichen Archivverwaltung gerettet worden war.

Vergessen ist bei manchem offenbar, daß vor über einem Jahr ein Gedenkgottesdienst in Freudental von der Bevölkerung insgesamt positiv aufgenommen worden ist. Rabbiner Dr. Aaron Poolmann aus Amsterdam, der den Gottesdienst abhielt, sprach die Bitte aus, *dieses Haus Gottes zu erhalten und in eine Gedenkstätte auszubauen.* Horst Wandel, evangelischer Pfarrer im Nachbarort Löchgau: *Die über 200jährige Geschichte der jüdischen Bürger von Freudental und Umgebung, die in ihrer Synagoge ihren religiösen und menschlichen Mittelpunkt hatten, sollte uns eine Verpflichtung sein, die Spuren dieser Geschichte nicht zu verwischen, sondern zu erhalten.*

Unterdessen zeigt sich ein immer breiter werdender Silberstreif am Horizont. Kreispolitiker versuchen, den Freudentaler Gemeinderäten und ihrem Schultes eine Brücke zu bauen, über die sie gehen können, um der öffentlichen Meinung gerecht zu werden. Wenn es sich um die Nutzung dreht, wird es allerdings noch nicht ganz so optimistisch anzusehen sein. Jedenfalls untersucht zur Zeit der Evangelische Oberkirchenrat in Stuttgart, ob die Synagoge mit Leben erfüllt werden kann – als Treffpunkt der Evangelischen Kirchengemeinde Freudental.

# Das Heimatmuseum – eine romantische Insel der Sehnsucht?

Werner Frasch

*Kultur hat Konjunktur*, stellt der Frankfurter Kulturdezernent Hilmar Hoffmann in seinem neuesten Buch «Kultur für alle» (Frankfurt am Main, 1979) fest. Dies trifft – betrachtet man die Entwicklung in der jüngsten Zeit – auch für einen Bereich des lokalen Kulturangebotes zu, der bislang eher ein Schattendasein gefristet hat: das Heimatmuseum.

*Professor sammelt für ein Schulmuseum* (Stuttgarter Zeitung vom 15. 11. 1978), *Neue Wege zu einem lebendigen Museum* (Stuttgarter Zeitung vom 3. 10. 1978), *Ostwürttemberg fordert regionale Zweigmuseen* (Stuttgarter Zeitung vom 27. 4. 1979), *Museen schießen im Land wie Pilze aus dem Boden* (Südwestpresse vom 13. 7. 1979), *Provinz will bessere Museumsstruktur* (Stuttgarter Zeitung vom 19. 7. 1979); das sind nur einige der Überschriften, unter denen die Tagespresse über diesen Trend berichtet hat.

Es besteht kein Zweifel daran, daß das Thema Museum auch in der Provinz an Aktualität gewonnen hat; ob dies mit einem «neuen Geschichtsbewußtsein» zusammenhängt – wie oft behauptet wird – oder ob hier Sehnsüchte mitspielen, nach einer Welt, die «noch in Ordnung» war, soll hier dahingestellt bleiben. Festzuhalten ist, daß die Diskussion, die um die großen, zentralen historischen Museen schon seit langem geführt wird, nunmehr auch auf dem flachen Land angekommen ist. Nicht selten haben Kommunalpolitiker das Heimatmuseum geradezu als neues Betätigungsfeld «entdeckt» und lassen ihm ihre besondere Aufmerksamkeit angedeihen. Dagegen wäre an sich nichts einzuwenden, würde dadurch nicht die Gefahr entstehen, daß es zu einer Prestigeangelegenheit wird und fachliche Belange möglicherweise allzusehr ins Hintertreffen geraten.

Selbst der Landtag beschäftigte sich mit der «Attraktivität der Heimatmuseen». Unter diesem Stichwort hatten einige Abgeordnete einen Antrag mit folgender Begründung eingereicht: «Die Attraktivität der zahlreichen baden-württembergischen Heimatmuseen würde noch dadurch erhöht werden können, wenn in den Heimatmuseen Kopien der wichtigsten Funde, die im Original in zentralen Museen bzw. im Landesmuseum lagern, ausgestellt werden.» (LT-Drucksache 7/6745 vom 27. 12. 1979.)

Diese Fragestellung und die ihr folgende Antwort des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst zeigt die Tendenz auf, die die Richtung des allgegenwärtigen Interesses an lokalen Museen beherrscht: In erster Linie geht es darum, wertvolle, schöne Objek-

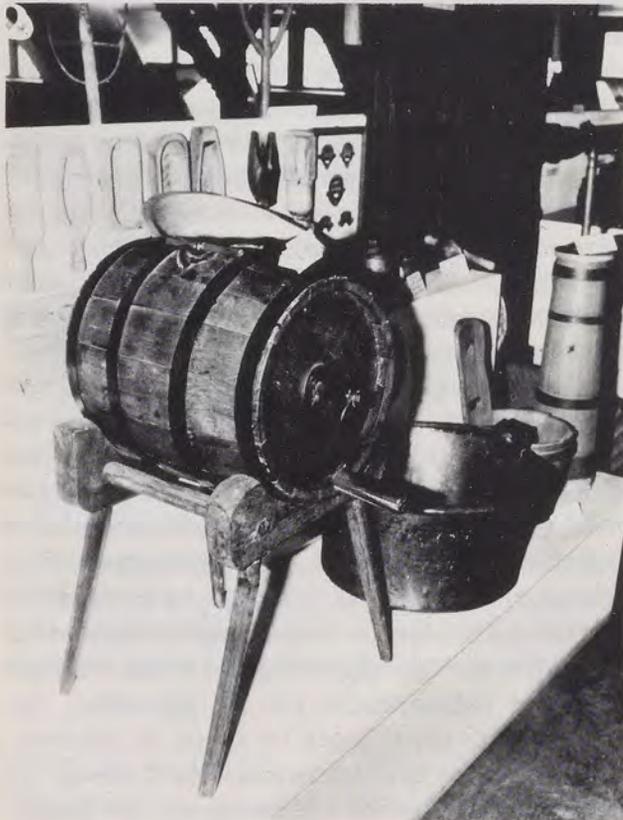
te, die in einer historischen Beziehung zu einer Ansiedlung, zu einem geographischen Lebensraum stehen, in chronologischer Aneinanderreihung vor dem Betrachter auszubreiten. Dieser Eindruck drängt sich dem Besucher nicht nur von neu eingerichteten «Dorf Museen» oder «Heimatstuben» auf, die oft mit viel Idealismus und «Liebe zur Sache» aufgebaut, ja sogar von der Landesregierung als vorbildliche Bürgeraktion ausgezeichnet wurden. Er bestätigt sich auch bei vielen Heimatmuseen, die zum Teil schon seit Jahrzehnten bestehen. Sollen diese Museen mehr als ein «Prunkstück ländlicher Idylle» sein, wie eine Lokalzeitung ihren Bericht über die Eröffnung einer solchen Heimatstube überschrieb? Bei aller Anerkennung der Einsatzbereitschaft von engagierten Heimat- und Museumsfreunden, örtlichen Institutionen und Vereinigungen sollte die Frage nach der Aufgabenstellung und nach der inhaltlichen Zielsetzung von Heimatmuseen nicht übergangen werden. Sie angesichts des gegenwärtigen Zustandes vieler Heimatmuseen zu vernachlässigen, hieße eine wichtige Möglichkeit der emanzipatorischen Aufklärung über die geschichtliche Entwicklung ungenutzt zu lassen.

Wollten wir in diesem Zusammenhang zunächst der Frage nachgehen, wie die Verantwortlichen eines Heimatmuseums dessen Aufgabe einschätzen und mit welcher Erwartungshaltung diese Museen besucht werden, wären wir auf Spekulationen angewiesen, denn zuverlässige empirische Befunde in dieser Richtung sind nicht bekannt. Nicht ausgeschlossen ist jedoch, daß die Selbsteinschätzung der «Museums-Macher» auf eine «wertneutrale und objektive» Darstellung der örtlichen Geschichte abzielen würde, während die Besucher Informationen darüber erwarten könnten, «wie es früher war». Ob ein Museum diesen Ansprüchen im Einzelfall gerecht wird, könnte nur an Ort und Stelle überprüft werden. Bei der Mehrzahl der Heimatmuseen bestehen jedoch – so wie sie sich derzeit darbieten – erhebliche Zweifel daran.

Wenn es auch das «typische» Heimatmuseum nicht gibt, findet man doch – vor allem bei den älteren Einrichtungen mit ihren oft reichhaltigen Beständen – immer wieder folgende Anordnung der Bestände in mehr oder weniger abgewandelter Form: Geologische und prähistorische Funde, bäuerliches Arbeitsgerät aus der Frühzeit bis in das 19. Jahrhundert, Zeugnisse der Handwerkerschaft, sowie – je nach örtlicher Situation – Hinweise auf das Bürger-



Die fotografischen Impressionen aus einem Heimatmuseum stammen vom Verfasser dieses Aufsatzes.



tum, den örtlichen Adel, die mittelalterliche Stadtherrlichkeit, Zünfte, Persönlichkeiten, bestimmte lokale Ereignisse.

Auch die Präsentation und die Auswahl des gezeigten Museumsgutes wiederholt sich immer wieder. Ausschlaggebend sind in erster Linie Schönheit und Seltenheit der Stücke; oft ist auch ein Hauch von Exotik im Spiel, etwa wenn Kleidungsstücke und Gebrauchsgegenstände von «Berühmtheiten» ausgestellt werden.

Die gesamte museale Ausstellungspraxis ist vorrangig «objektbehaftet»; die Gegenstände werden in aller Regel aus ihrem funktionalen Bezug herausgelöst und als Einzelstück gezeigt. Allenfalls erfährt man in kurzen Beschreibungen ihren Verwendungszweck (etwa bei heute nicht mehr gebräuchlichen oder nicht mehr allgemein bekannten Handwerksgeräten) und ihr Alter, kaum jedoch sind damit Informationen über den Besitzer und seine soziale Stellung verbunden.

Die Aufstellung der Gegenstände orientiert sich meist an Vorstellungen der Idylle und Harmonie. Kaum ein Museum, das auf die obligate Bauernstube, die Küche oder das Bürgerzimmer verzichten würde. Auffallend ist jedoch, wie ebenmäßig und angenehm alles anzuschauen ist, selbst dort, wo man sich offensichtlich um Authentizität bemüht hat. Eine noch so stilecht aufgestellte Küche aus einem Bauernhaus vermag für sich allein eben keinen Eindruck von vergangener Wirklichkeit zu vermitteln und ein Beispiel für die tatsächlichen Lebensverhältnisse früherer Zeit sein. Außerdem sagt sie nichts aus über die Ernährungsweise, die Art der Zubereitung der Speisen, die Vorratswirtschaft, den unterschiedlichen Speisezettel bei arm und reich. Und für die Vermittlung von Geschichte macht es schließlich doch einen Unterschied, ob ein alter Handwebstuhl in einer dunklen und feuchten «Dunk» zu sehen ist oder auf dem glänzenden Parkettfußboden eines hellen und freundlichen Museumszimmers! Und ganz ähnlich werden Spinnräder und Haspeln in einer Nische am gardinenbehangenen und blumengeschmückten Fensterchen aufgestellt; oder ein Bauernhaus auf der Alb wird mit altem Mobiliar wieder vollständig und so behaglich eingerichtet, daß es richtig die Lust des Städters am ländlichen Leben weckt. (Eine Ahnung von vergangenen Zeiten erhält man da eher, wenn die Museumsführerin – eher beiläufig – berichtet, eine Besichtigung des Hauses im Winter sei unzumutbar, da nur zwei Räume richtig beheizt werden könnten und zudem würde der Schnee durch die Dachziegel geweht werden – doch schliefen dort einst die Kinder der Familie.)

Heimatemuseen gehen wegen ihrer ausschließlichen Fixierung auf Objekte zu wenig auf die geschichtlichen Entwicklungen ein, die auf diese Art und Weise nicht dargestellt werden können. Deshalb bleiben in aller Regel etwa die Entwicklung des Eigentums an Grund und Boden, die unterschiedlichen Besitzverhältnisse, die Veränderungen in der soziologischen Struktur der Bevölkerung, die Befreiung aus obrigkeitlicher Bevormundung und Abhängigkeit, Informationen über die Arbeitsbedingungen, über die Kinderarbeit, über das im Unterricht vermittelte Wissen, über zwischenmenschliche Probleme, von denen etwa Kirchenkonventsprotokolle eine Ahnung vermitteln könnten, gänzlich unberücksichtigt. Oft wird auch versäumt, die Auswirkungen allgemeiner historischer Ereignisse auf die lokalen Verhältnisse nachzuzeichnen.

Ausstellungsstücke scheinen um so begehrt zu sein, je älter sie sind. Auffallenderweise beschließen auch gut ausgestattete Museen ihre Darstellung meist mit dem ausgehenden 19. Jahrhundert. Bäuerliches Gerät, Zeugnisse der Handwerkerkunst und Beispiele örtlichen Kunstschaffens stehen dabei im Vordergrund des Interesses. Es scheint so, als ob Geschichte im Biedermeier ihren Abschluß gefunden habe.

Eine solche ausschnittshafte Geschichtsbetrachtung hat keinen Raum für die Darstellung von Entwicklung und Folgen der Industrialisierung, Aussagen über den «vierten Stand»; sie scheint nichts zu ahnen von dem Wort von Gustav Freitag: *Vergebens sucht der Deutsche die gute alte Zeit*. Nicht verwunderlich ist es da auch, daß das Thema örtliche Auswirkungen des Nationalsozialismus, Kriegs- und Nachkriegszeit – wodurch läßt sich ein Verschweigen im Heimatmuseum rechtfertigen? – tabu ist, zumindest vorläufig noch.

Vorherrschend ist also in unseren Heimatmuseen der Eindruck von Idylle und Beschaulichkeit; differenzierte Darstellung von Geschichte fehlt ihnen. Großartige Leistungen der Handwerkskunst, geschmackvolle und heute wieder beliebte Gegenstände bürgerlicher Wohnkultur und rustikaler Ursprünglichkeit und Einfachheit vermitteln das Bild von allgemeiner Behaglichkeit und Zufriedenheit in einer Vergangenheit, in der die Proportionen noch stimmten und Glückseligkeit, Wohlstand und guter Geschmack noch gerecht verteilt waren. Ausstellungsstücke werden meist so arrangiert, daß die Besucher in ihrer nostalgischen Stimmung sich mit den einstigen Bewohnern und Benutzern identifizieren, nicht ahnend, daß die vermeintlichen Vorzüge der



Vergangenheit nur einem kleinen Teil der Bevölkerung vorbehalten waren.

Wir alle wissen, daß diese Art der Darstellung von Vergangenheit falsch ist, ja eine unzulässige Verkürzung darstellt. Die sich selbst vielleicht als neutral verstehende Konzeption eines Heimatmuseums setzt sich vor diesem Hintergrund leicht dem Vorwurf der ideologischen Verdrängung aus, nämlich der Parteilichkeit für eine einseitige, an den «angenehmen Seiten» orientierte Geschichtsbetrachtung. Die weithin praktizierten Formen der musealen Darstellung von Geschichte sind dafür verantwortlich, daß dem Besucher von Heimatmuseen vielfältige historische Entwicklungen und Zusammenhänge verborgen bleiben. Er wird meist alleine gelassen bei der Betrachtung von Einzelstücken oder Objektensembles, ohne etwas über ihre Bedeutung und über soziale Zusammenhänge zu erfahren. Diese Unterlassungen haben ihre Ursachen ohne Zweifel mit darin, daß sich das Gezeigte in ausgewählten Objekten erschöpft und schriftliche Quellen und Ergebnisse der Geschichtsforschung weitgehend ausgeschlossen werden. Dies hat zur Folge, daß nur das im Museum zu sehen ist, was frühere Generationen für erhaltenswert betrachtet haben. Was nicht für aufbewahrenswert gehalten wurde – und aus welchem Grund –, erfährt der Besucher dagegen nicht. Eine verantwortungsvolle Museumskonzeption müßte jedoch gerade auch diese – möglicherweise irreparablen – Defizite offen darlegen. Im Grunde haben wir im Museum von heute die Situation, daß die Entscheidung, was dort gezeigt werden kann, vor Jahrzehnten gefällt wurde. Da dies zweifellos vor dem Hintergrund einer anderen Geschichtsauffassung als heute geschah, kann dies auch keine alleinige Basis für heutige Museumsarbeit sein.

Zu den verbreiteten Defiziten müssen einige allgemeine Hinweise genügen. So erscheinen die mittelalterlichen Aufstände der Bauern meist nur in den als Waffen benutzten Sensen und in den Folterwerkzeugen der Strafjustiz. Wo erfährt man aber etwas über die inhaltlichen Forderungen der Bauern, über den Hintergrund der «Zwölf Artikel», den unterschiedlichen religiösen, konservativen oder revolutionären Beweggrund dieser Menschen? Wird immer mit der erforderlichen Ausführlichkeit aufgezeigt, wie sich die Folgen des Bauernkrieges in der Region ausgewirkt haben, für die das Museum steht?

In welchem Museum wird dargestellt, wie sich die Bevölkerung einer Stadt oder eines Dorfes soziologisch gewandelt hat, welche Einbrüche oder Machtverschiebungen sich vollzogen haben und wieweit

– oft bis in die Gegenwart nachwirkende – schichtenspezifische Kontinuität sich erhalten konnte? Untersuchungen wie die von Albert Ilien und Utz Jeggle: «Leben auf dem Dorf. – Zur Sozialgeschichte des Dorfes und Sozialpsychologie seiner Bewohner» (Opladen 1978) oder wie die von Heilwig Schomerus: «Die Arbeiter der Maschinenfabrik Esslingen. – Forschungen zur Lage der Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert» (Stuttgart 1977) würde man sich vermehrt wünschen – und nicht zuletzt auch deren Nutzbarmachung für das Museum!

Eine Selbstverständlichkeit müßte sein, auch Archivalien und andere zeitgenössische Darstellungen für die museale Darbietung einzusetzen. Manches in den Museen vergessene Kapitel der Geschichte ließe sich dadurch authentisch darstellen und manche Einseitigkeit zurechtrücken. Mehr als bedauerlich ist es – um dies an einem Beispiel zu demonstrieren –, wenn in einem Heimatmuseum zwar die Waffen und eine Fahne der Bürgerwehr zur Schau gestellt, auf die Ziele der Freiheitsbewegung des Jahres 1848 und die Aktivitäten der örtlichen Demokraten jedoch überhaupt nicht eingegangen wird. Zudem wäre in diesem konkreten Fall eine anschauliche Schilderung – und zwar in einer handschriftlichen Chronik – auszuwerten gewesen: *1848, diesen Frühling hab es überall Umstürze bei Schultheißen und Gemeinderäthen, beinahe im ganzen Deutschen Reiche; hier thaten die Bürger 10 Stadträte hinweg, es geschah durch Stimmen sammeln, einige Bürger gingen von Haus zu Haus und fragten, wer sie weghaben wolle, solle den Namen unterschreiben. So wurde von mehr als 600 Bürger unterschrieben, daß sie ihr Amt abtreten sollen, und wenn sie nicht wollen abtreten, so werde am Ende noch Blut fließen vom Rathaus . . .*

Um ein anderes Beispiel zu nennen: Es wäre höchst interessant, wenn auch im Museum der Frage nachgegangen wäre, wie sich die Auffassung des württembergischen Herzogs Ludwig Eugen zum niederen Schulwesen in der Praxis ausgewirkt haben mag, dem eine intensivere Lehrerbildung *nicht für zweckmäßig zu sein scheint, indem, ohne die – für die Communen und Schulmeister hieraus entstehenden – Kosten und Zeitverlust in Anschlag zu bringen, die Lecture, welche so wenig Gelehrte verdauen können, unstudirten Leuten leicht den Kopf verwirren – und diejenige falsche Aufklärung befördern kan, worüber man heutzutage so sehr zu klagen Ursache hat.*

Ein erhebliches Defizit an musealer Beachtung ist nicht zuletzt für das 19. Jahrhundert und die sich anbahnende allgemeine Industrialisierung festzustellen; dies ist um so bedauerlicher, als in dieser Periode die Weichen für eine Entwicklung gestellt wurden, die für unsere Gegenwart noch bestimm-



mend sind. Themen, die man dabei auch in den Heimatmuseen vermißt, hat Hans-Ulrich Roller im Zusammenhang mit der Diskussion um das Technische Landesmuseum angesprochen (Stuttgarter Zeitung vom 28. 3. 1979): Entstehung des «Arbeiterstandes»; Rückgang des Handwerks zugunsten industrieller Produktion; Auflösung des Zunftwesens, Gewerbefreiheit; Kapital und Arbeit – politisch-gesellschaftliche Auswirkungen des kapitalistischen Wirtschaftssystems, Arbeiterbewegung; Veränderung der Haushaltsführung (neue Materialien, Rückgang der Eigenproduktion); Veränderung der Konsumgewohnheiten durch Steigerung des dauernd wechselnden Warenangebots; Leben unter veränderten Wohnbedingungen (Mietskaserne, neue Siedlungen); Wandlungen der Freizeitgestaltung (Reisen, Hobby). Eine museale Darbietung müßte hierzu neben den «klassischen» Museumsobjekten auch schriftliche Überlieferungen wie Fabrikordnungen, Zeugnisse, sowie Fotos, Lebenserinnerungen, exemplarische Lebensläufe, Erzeugnisse der Werbung, Zeitungen und Zeitschriften, Warenkataloge, Schulbücher, Flugblätter, Tagebücher, Lohnabrechnungen, Pfarrberichte, Eingaben, Fluchtlinienpläne u. a. aufbereiten. Ergänzt werden müßte die Darstellung durch didaktische Hilfen, seien dies nun Diagramme, Film- und Tonschauen,

Kurse, Vorträge, Führungen und sonstige Veranstaltungen für Kinder und Erwachsene.

Es besteht kein Zweifel, daß eine veränderte Museumsarbeit – auch in der Provinz – mehr an finanziellem und personellem Aufwand erfordert. Andererseits ist aber zu fragen, ob neue Wege für ein Museum, das in erster Linie nicht *verklärt*, sondern *aufklärt*, nicht unumgänglich sind. Möglicherweise ist hierzu auch Voraussetzung, was bereits die Richtlinien für Heimatmuseen im Landesbezirk Baden vom 30. 11. 1949 (Amtsblatt des Präsidenten des Landesbezirks Baden, 1949 S. 672) gefordert haben, nämlich in jedem landschaftlich und historisch umgrenzbaren Raum nur ein einziges Heimatmuseum einzurichten.

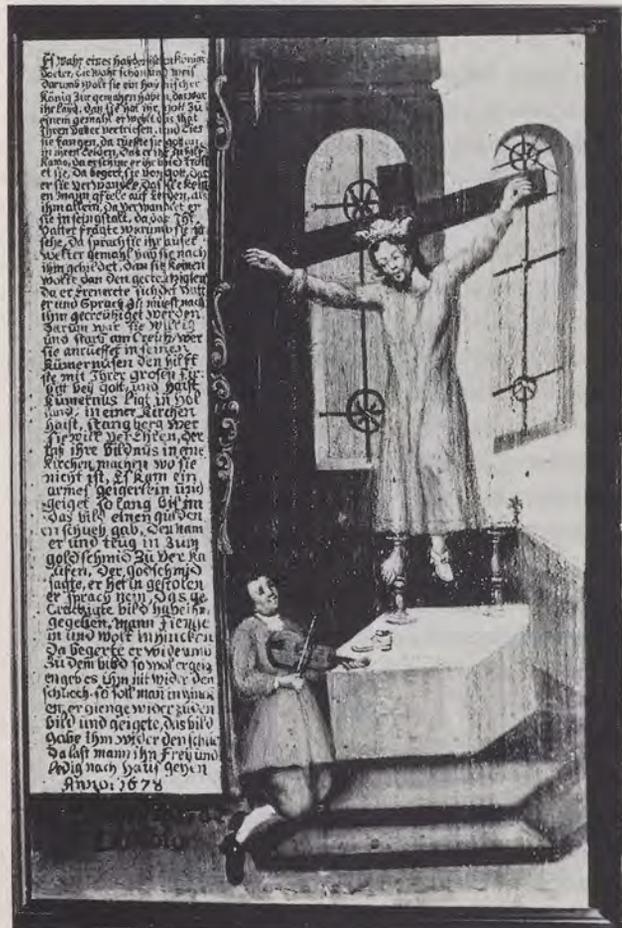
Weiterhin ist aber auch eine Aufgeschlossenheit und ein Bewußtsein für diese erweiterte Aufgabenstellung des Heimatmuseums beim Träger erforderlich; Änderungen können letztlich nur von ihm ausgehen. Anregungen und Vorschläge sind nur in dem Maße wirkungsvoll, wie sie vom Träger wirklich aufgenommen werden. Wenn er von einer Veränderung der inhaltlichen Konzeption, die oft genug mit dem Abschied von liebgewordenen (Klischee-)Vorstellungen verbunden sein wird, nicht überzeugt werden kann, werden alle anderen Bemühungen vergebens sein.

# Der Geiger von Gmünd Die Entstehung einer Legende

Peter Spranger

Zu den Raritäten des Städtischen Museums in Schwäbisch Gmünd gehören seine Kümmernisdarstellungen. Sie zeigen eine gekreuzigte bärtige Heilige mit Krone und langem Gewand. Die Heilige trägt nur noch den linken Schuh, der rechte, der sich vom Fuß gelöst hat, ist offensichtlich für den knienden Geiger bestimmt, dessen Spiel der Gemarterten gilt. Das bekannteste der Gmünder Bilder (vgl. Abb. 1) zeigt auf der linken Seite eine lange weiße Schrifttafel, deren Text die seltsame Geschichte der hl. Kümmernis berichtet: von ihrer Verwandlung zum Mann, um einem heidnischen Freier zu entgehen, von ihrem Martyrium am Kreuz und von dem Schuhwunder, das sie an einem armen Geiger gewirkt habe. (Über die Herkunft und die Geschichte dieser Legenden soll berichtet werden in einer demnächst von der Stadt Schwäbisch Gmünd herausgegebenen Untersuchung des Verf. zum selben Thema, in der auch von der Herkunft der Geigerlegende und ihrer Weiterentwicklung bis in die Gegenwart zu berichten ist. Außerdem finden sich dort sämt-

Abb. 1: St. Kümmernis mit Geiger.  
(Städt. Museum Schwäb. Gmünd)



liche Fundstellen und Literaturhinweise zum Thema, auf die hier verwiesen sei.)

Das Gmünder Bild stammt aus der dortigen St.-Josefs-Kapelle. Dort wirkte vor etwa 100 Jahren ein Mesner namens Franz Xaver Keller. Der erzählte, so heißt es, folgende seltsame Geschichte: «Öfters besuchte der Dichter Justinus Kerner die Josefskapelle, wo damals viele Weihegeschenke und Danktafeln aufgehängt waren. Von diesem Bildwerk erregte besonders ein Kümmernisbild die Aufmerksamkeit des Dichters. Ein zweites, ganz ähnliches, hing in der Mesnerwohnung. Oft stand Kerner vor dem Bild in der Kapelle, schrieb dann auch manchmal etwas in ein Büchlein ein, vielleicht eine Anregung zu einem Gedicht. Noch von Weinsberg aus hat der Dichter die Josefskapelle besucht. Bei einem dieser Besuche hat er das Kümmernisbild im Mesnerhaus erworben und mit sich genommen.» Diese Erzählung hat auch in den weitverbreiteten Führer durch das Weinsberger Kernerhaus Eingang gefunden. Von dem dortigen Kümmernisbild (Abb. 2) wird berichtet: «Das letztere Bild hing ursprünglich in einer (sic!) Josefskapelle in Gmünd und gab den Anlaß zu Kerners Ballade «Der Geiger zu Gmünd». In der Ballade erscheint die hl. Cäcilia, da Justinus den wahren Sachverhalt der Legende erst ein halbes Jahr nachher erfuhr.»

Welchem der beiden Bilder, dem Gmünder oder dem heutigen Weinsberger Kümmernisbild, verdankt Kerner nun die Anregung zu seinem Gedicht? Welches von beiden ist insofern das «echte»?

Kerners Ballade «Der Geiger zu Gmünd» war – nicht zuletzt dank Uhlands Vermittlung – am 9. Dezember 1816 in Cottas «Morgenblatt für gebildete Stände» im Druck erschienen. Mitte Februar 1817 erhielt der damals als Arzt in Gaildorf wirkende Dichter einen langen Brief aus Gmünd mit diversen Anlagen, darunter eine farbige Kopie des Kümmernisbildes aus der Josefskapelle (Abb. 3). Den Gmünder Freund – er nennt sich verschlüsselt FDS – kennen wir inzwischen mit Namen: Ferdinand Ludwig Immanuel Dillenius (1791–1871), damals als evangelischer Garnisonsprediger in Gmünd und in Lorch tätig. Hier einige Auszüge aus dem Schreiben:

«Gmünd, 12. Horn. 17. Endlich, lieber Justinus! löse ich mein Wort (obwohl Du mich nicht dabey genommen hast) und schicke Dir eine treue Copie unseres Geigerleins, wie ich es gefunden habe. Ich mußte mir viele Mühe geben, biß ich es nur auffand, denn unsere catholische geistliche Herren (weniger

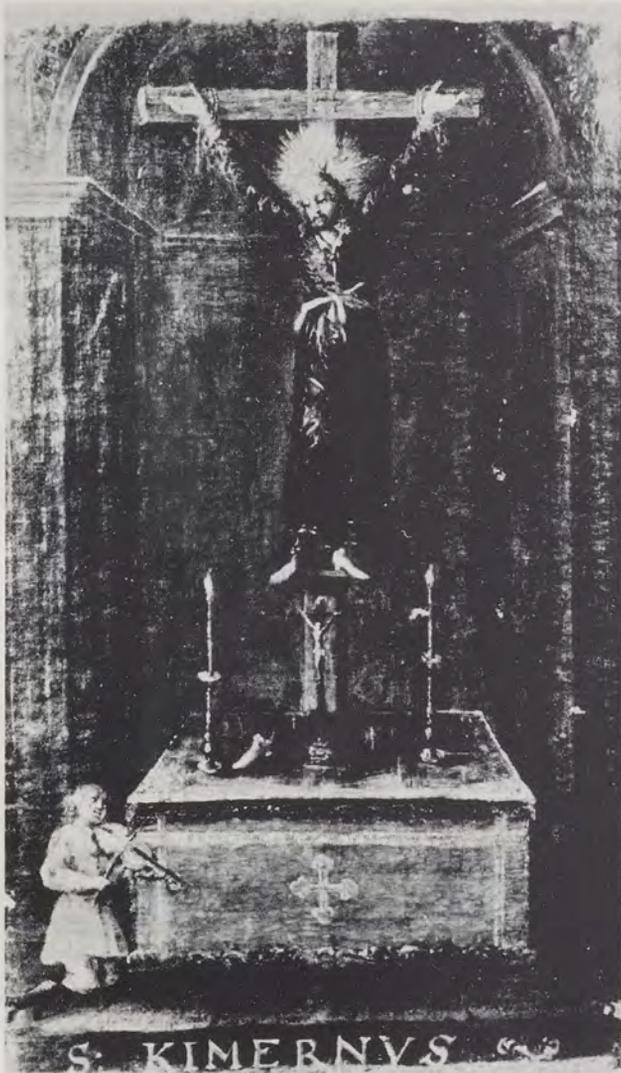


Abb. 2 (oben): St. Kimmernis mit Geiger (Kernerhaus Weinsberg). –

Abb. 3 (rechts): Kopie des Gmünder Bildes durch Pfarrer Dillenius.

poetisch als Du) haben das arme Geigerlein aus der Josephs-Capelle verwiesen, und es muß mit dem Quartier bey dem Meßner vorlieb nehmen, damit es das Heiligthum nicht profaniere. Das Geigerlein ist eine allerliebste Figur . . . Aber Deine Cäcilia – was wirst Du denken? . . . Statt einer Musikheiligen, voll sanfter harmonischer Züge scheußliche Backenknochen und mäusefahlen ins Schwarze sich verlierender Bart, statt des melodisch-rauschenden Gewandes einen – Nachtrock! und dabey noch 2 Weiberschuhe und 1 goldene Krone! Die Legende, die auf einem weißen Brief links neben dem Geiger herunter steht u. die ich Dir buchstäblich abgeschrieben habe, löste mir erst dieses Räthsel. Das Bild ist nicht Cäcilia, es ist eine verwandelte Sie, Kimmernis genannt . . . Damit hast Du denn ein Andenken an mich . . . und an die personificirte Geschmacklosigkeit, die hier zu Haus ist . . .»

Wenn der geistliche Herr damit gerechnet hatte, er werde Kerner eine ganz große Neuigkeit ins Haus liefern, so täuschte er sich. Kerner war keineswegs überrascht. Sein Antwortbrief wurde erst vor wenigen Jahren (1975) bekanntgemacht durch eine Miscelle, erschienen in den jährlichen Mitteilungen des Justinus-Kerner-Vereins und Frauenvereins Weinsberg. Der Verfasser: Prof. Dr. Lee B. Jennings, Chicago. Das Original befindet sich im Städtischen Museum Ludwigsburg und ist adressiert: «Sr. Hochw. Herrn Pfarrer M. Dillenius zu Gmünd und Cl. Lorch»; es ist datiert «Gaif. 14<sup>t</sup> Mz. 17» und lautet – im Auszug – wie folgt:

«Theuerster Freund!

Den herzlichsten Dank für die merkwürdige Zeichnung, die ich zur ewigen Erinnerung an dich und das Geigerlein aufhängen werde. Das gleiche Bild sah ich zu Schlechtbach in der Kirche mit der gleichen beygeschriebenen Legende, aus der ich als dann das Geigerlein zu Gmünd zusammensetzte . . . Überhaupt solltet ihr alle insgesamt einmal wieder erscheinen, um Lust und Schmerz, die uns inzwischen getroffen, gegenseitig einander zu erzählen und auszuwechseln. Inzwischen grüßen wir euch von ganzem Herzen. Dein Kerner.»



Halten wir fest: Die Entstehung von Kerners Geigerballade hat, wenigstens im Hinblick auf St. Kümmernis, mit Schwäbisch Gmünd unmittelbar nichts zu tun. Wohl aber mittelbar, möchten wir behaupten. Schlechtbach bei Gschwend, ein Dörflein am nördlichen Rand des einstigen Gmünder Territoriums, wo Angehörige dreier Herrschaften und zweier Konfessionen, kaum getrennt durch das Rinnsal des Kirchbachs, beisammen wohnten: dort erhebt sich noch heute auf mäßiger Anhöhe das St.-Andreas-Kirchlein mit seinen spätgotischen Heiligenfiguren. Vielleicht waren sie es, die den kunstverständigen Dichter nach Schlechtbach gelockt hatten. Vor diesen Heiligen und vor eben jenem Kümmernisbild, dessen Beischrift Kerners Neugier geweckt hatte, beteten damals aber eben jene frommen Dorfbewohner, deren Vorfahren schon seit dem 14. und 15. Jahrhundert dem Gmünder Heiliggeistspital oder auch dem vor den Toren Gmünds gelegenen Dominikanerinnenkloster Gotteszell dienst- oder zinsbar waren. Gotteszell war es auch, das jahrhundertlang für die Instandhaltung der kleinen Kirche aufgekommen war. Wer St. Andreas betrat, war gewissermaßen auf Gmünder Boden. Ein seltsamer Zufall: die Historie gibt den Gmündern mit der linken Hand über ein entlegenes Dorf, was sie ihnen mit der rechten wird nehmen müssen: eine Gmünder Kapelle als Entstehungsort von Kerners Geigerlegende.

Ziehen wir einige Folgerungen: Von dem Schlechtbacher Bild, das mit seiner Legendentafel demselben Typus und wohl auch derselben Zeit wie das von St. Josef zuzurechnen ist (um 1670), fehlt leider jede Spur. Das einstige Bild aus der Josefskapelle und später aus dem Mesnerhaus befindet sich heute im Gmünder Heimatmuseum. Woher aber stammt das Weinsberger Bild (vgl. Abb. 2)? Als Professor Gustav Schnürer, der große Experte in allen Fragen der St.-Kümmernis-Forschung, den Sohn des längst verstorbenen Dichters nach der Herkunft dieses Gemäldes befragte (1901), erfuhr er, daß das Weinsberger Bild mit der Aufschrift «Kimernus» «in der Kirche in Lorch in der Nähe von Welzheim (in Württemberg) hing, wo mein Vater Arzt war.» Theobald Kerner fährt dann fort: «Er (der Vater) verlegte die Sage nach der nahen Stadt Gmünd, die sich durch ihre Goldkunst und Musiksinn auszeichnete, statt des Kimernus erwählte er die heilige Cäcilia.» Diese Auskunft läßt manche Fragen unbeantwortet: Welche der beiden Lorcher Kirchen war gemeint? Doch wohl die Kirche auf dem Klosterberg? Woher stammte das Bild? Doch nicht aus dem evangelisch gewordenen Lorch? Etwa aus der katholischen Nachbarstadt Gmünd mit ihren vielen Kirchen und

Kapellen? Wann und von wem hat Kerner das Bild erworben? Bekannt ist, daß Kerner neben Pfarrer Dillenius, der auch in Lorch wirkte, dort noch mit einem anderen guten Freund verkehrte, mit dem damaligen Kameralverwalter Carl Martin Friedrich Neuffer, der sich zusammen mit seiner kunstverständigen Gattin in den Räumen des ehemaligen Klosters eine beachtliche Gemäldesammlung zugelegt hatte aus eigener und wohl auch aus fremder Produktion. Ob auch Bilder aus ehemaligen Gmünder Beständen zu dieser Sammlung gehörten? Alles weitere bleibt Vermutung.

Bei aller Anerkennung der landschaftlichen Reize der Gaildorfer Gegend fühlte sich Kerner an seinem damaligen Wirkungsort oft sehr verlassen. Am meisten vermißte er seinen alten Freund Ludwig Uhland. «Uhland ist viel Schuld, daß ich gar nichts mehr dichte. Ich kann durch nichts, als durch Mittheilung erweckt werden u. wurde es durch ihn in früheren Zeiten, seit Jahren aber ist er ein Fisch gegen mich» – so an den gemeinsamen Freund Karl Mayer (1. 3. 1816). Was Kerner ersehnt hatte, wurde Wirklichkeit, als sich Uhland, der vielbeschäftigte, endlich im Spätsommer 1816 zu einer Reise nach dem entlegenen Gaildorf aufmachte. Über dieses Unternehmen besitzen wir eine vorzügliche, wenn auch lakonisch kurzgehaltene Quelle in Uhlands Tagebuch von 1810–1820. Hier ist am 3. September vermerkt: «Morgens das Gedicht: Morgenlied, nachher das Gespräch gemacht. Gang mit Kerners zum Schleifrain; Sagen von dem Geiger u. von dem Grafen von Limburg. Besichtigung der Kirche . . .» Halten wir fest: Am 3. September 1816 wurde die Gmünder Geigerlegende konzipiert, und zwar im langersehnten Gedankenaustausch der beiden Freunde. Was damals im einzelnen auf dem Spaziergang zum nahegelegenen Schleifrain bei Großaltdorf besprochen wurde, läßt sich nur vermuten. Wahrscheinlich ging es vor allem um geeignete, poetisch auswertbare Motive. Uhland berichtet später über die Entstehungsgeschichte des «Schenk von Limburg», des Zwillingbruders des Gmünder Geigers: «Auch der Schenk von Limburg hat keinen bestimmten Sagengrund und ist veranlaßt durch eine Figur in der Kirche zu Gaildorf und die Deutung derselben aus der Phantasie meines Freundes Justinus Kerner.»

Sicher hat Kerner damals auch von seinen Entdeckungen in Schlechtbach berichtet. Vielleicht auch von Lorch. Schlechtbach kannte Uhland nicht, die Gemälde in Lorch dagegen hatte er vor zwei Jahren gesehen. Ob er sich wohl noch an ein dortiges Kümmernisbild erinnerte? Und nun kam das Gespräch wie von selbst, möchten wir annehmen, auf

die Legende von der hl. Kümmerin und ihrem Geiger, wie sie Kerner neulich in Schlechtbach entziffert und wie sie auch Uhland wahrscheinlich schon irgendwo im Schrifttum begegnet war. Erst neuerdings (1815) war sie wieder einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht worden in den von ihm sehr geschätzten Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm: die schwer verdauliche Kümmerinlegende wurde dabei so kurz wie möglich gehalten, um so breiter ausgesponnen war dagegen die ansprechendere Geschichte vom armen Geiger.

Wir wissen nicht, wer von den beiden Freunden das Gespräch auf die Stadt Gmünd brachte. Der Einfall wurde aufgegriffen. Im Gedanken an den anderen möglichen Schauplatz («Der Geiger zu Schlechtbach») fiel die Wahl nicht schwer: Gmünd kannte man, Schlechtbach nicht oder kaum, es war ein Dorf wie viele andere. Gmünd war geeigneter, aber nicht nur des bekannteren Namens wegen: Gmünd war profilierter, Gmünd war etwas Besonderes. Wenn wir Theobald Kerner folgen, waren es zwei Gründe, die seinen Vater veranlaßten, die alte Reichsstadt zu wählen: ihre «Goldkunst» und ihr «Musiksinn».

Mit der Goldkunst der Gmünder war es zu Beginn des 19. Jahrhunderts besser bestellt als mit ihrem Wohlstand. Der war erheblich gesunken infolge von Kriegswirren und Absatzschwierigkeiten. Übrigens war der gängigere Werkstoff der Gmünder Meister schon lange das Silber; Gold hatten nur wenige im Tiegel. Gmünder Silber dagegen war ein Begriff, aber nicht etwa im positiven Sinn: um konkurrenzfähig zu bleiben, hatte man zu dem bedenklichen Mittel gegriffen, den Feingehalt der Legierungen drastisch zu senken. Das Echo im Ausland war entsprechend. «Bist du Gemündisches Silber, so fürchte den schwarzen Probirstein», dräute es aus dem fernen Weimar in antikischem Duktus. Das mochte hingehen. Kenntnisreicher im Detail, aber dafür um so schneidender war die Kritik des evangelischen Pfarrers und Geographen Philipp Ludwig Hermann Roeder: «Unser Zeitalter kommt immer mehr von dem tändelnden und unnützen ab, und wird auf das zweckmäßige geleitet. Die Kindereien und Spielwerke werden seltener gesucht, als ehemals, daher kommt der Verfall solcher Arbeiten und die verminderte Abnahme ihrer Fabrikationen. Die geschickten Gmünder Künstler würden bei Anleitung, Unterstützung und gesicherter Abnahme, gewiß lieber nützliche, brauchbare und daher verkäufliche Waaren liefern, als solche, die ihnen sitzen bleiben.» Immerhin: Roeder zählte in Gmünd auch jetzt noch etwa 300 Gold- und Silberschmiedemeister, etwa ein Viertel aller berufstätigen Bürger, darunter – wie auch der aufgeklärte Statistiker zugeben

mußte – viele geschickte Künstler, die die «niedlichsten Arbeiten» verfertigten mit denselben kundigen Händen, die früher endlose Paternosterketten aneinandergereiht hatten, stets jedoch auf neue Erfindungen bedacht. Als gängige Modewaren der Zeit nennt Roeder nur Ohrgehänge, Fingerringe, Schnallen, Halszierden, Vorstecknadeln, Präensions; es gab noch anderes mehr, was Krieg und Krisen überdauert hatte.

Wer heute in den Kategorien von Image und Imagepflege denkt, wird, was Ansehen und Ruf der damaligen württembergischen Oberamtsstadt Gmünd betrifft, gerade die Stimme des unnachsichtigen Kritikers als besonders gewichtig einschätzen, zumal im Hinblick auf die beiden Altwürttemberger Kerner und Uhland. Ihnen ging es nun freilich nicht um eine tiefeschürfende Analyse der Gmünder Wirtschaftskrise. Wenn es galt, den zeitlichen Rahmen für eine alte Wundergeschichte abzustecken, was lag dann näher als der nostalgisch-verklärende Rückgriff auf das Mittelalter, auf vergangene bessere Tage, auf die

Zeit, wo überm fernen Meere,  
Nicht nur in der Heimat Land,  
Man der Gmünd'schen Künstler Ehre  
Hell in Gold und Silber fand,

wie es nachher im Gedicht hieß. Andererseits ging es um den Schauplatz der Handlung: irgendeine der vielen Gmünder Kapellen – davon nur eine flüchtige Andeutung –, darin ein Altar mit silbergetriebenen Lilien und goldenen Rosen und einer Heiligenfigur in glänzendem Silber. Und dann natürlich der Goldschmied, der rauhe Gegenspieler des frommen Musikanten, der unentbehrliche Motor der dramatischen Handlung. Auch Uhland, den Gmünder Künsten gegenüber wohl etwas reservierter als Kerner, hat sich bei nächster Gelegenheit der dortigen Gold- und Silberschmiede erinnert. In seinem im Frühjahr 1816 in Umrissen entworfenen, 1819 weitergeführten dramatischen Fragment «Konradin» ist ein Hochzeitsgeschenk für den Staufer Heinrich VI. und seine Gemahlin Konstanze erwähnt, dargebracht von Gesandten aus Schwaben: «Sie schenken ihm zur Hochzeit eine Wiege / Von Silber, schön durchbrochen und verziert, / Ein künstlich Werk der Schmiede zu Gemünd.» – Die beziehungsreich-sinnige Hochzeitsgabe – sie hat bald darauf wieder in der Gmünder Lokalpresse, im poetischen Teil, ausführlicher von sich reden gemacht – ist geschichtlich nirgends belegt: ein wohl erlaubter Griff in die imaginären Schatztruhen der nur noch für den Poeten unerschöpflich reichen Gold- und Silberstadt.

Noch ein Wort zum «Musiksinn» der Gmünder, dem anderen Charakteristikum, das Kerners Aufmerksamkeit auf die benachbarte Stadt im Remstal gelenkt hat. Sicher, es hatte im Musikleben der ehemaligen Reichsstadt beachtliche Talente gegeben, es fehlte nicht an anspruchsvollen kirchlichen und ansprechenden weltlichen Kompositionen, nicht an Stadtpfeifern, Turmbläsern, Spielleuten und Liebhabermusikanten. Es gab die jährlichen Sternsinger zur Advents- und Weihnachtszeit und zur Fastenzeit das große Gmünder Passionsspiel, das stellenweise einem Oratorium glich. Im ganzen gesehen aber war das Niveau dieser musikalischen Aktivitäten im Gegensatz zum Niveau der bildenden Künste nicht eben außergewöhnlich. Was Gmünd aber nun wirklich von allen vergleichbaren Nachbarstädten unterschied, gehörte ins Reich der heiteren Muse, ins bunte Reich der «Lustbarkeiten». Der Gmünder Chronist Dominikus Debler, hier unser bester Gewährsmann, vermerkt zum 15. Dezember 1808: «Anfangs December kam ein Tanzmeister hierher, alles will tanzen lernen, jung u. alt, sogar Kinder, auch alle Offiziers lernen das Tanzen.» Und weiter im Kalender! Zum Januar 1809: «Wöchentlich wurde 2 u. 3mal Comödie gespielt, sie spielen beim Ochsen in der Ledergasse. Alle 14 Tage wurde eine Comödie gespielt von hiesigen Theaterfreunden. Casino ist die Woche 2mal auf der Post. Den einen Tag geht ein Bärenreiter, den anderen Tag kommt ein Camelführer, den 3. Tag kommt ein Hundstänzer usw. Jetzt gehen die Bälle an.»

Auch was Seine Majestät in Stuttgart über Gmünd gedacht und gesagt hat, wenn Höchstderselbe bei Humor war, will Debler gehört haben: «Mein kleines Venedig» – weil es dort so lustig zugehe. Ähnlich der Gmünder Stadtphysikus Franz Joseph Werfer, der den «jovialen Gmünder schon seines Temperaments und der früheren Angewöhnung wegen» aus eigener Erfahrung kannte und manchen allzu ausschweifenden Tänzer zu seiner guten Kundschaft zählte; das machte vor allem der neumodische Walzer aus. Lustig ging es in Gmünd zu, davon war man weithin überzeugt, innerhalb und außerhalb der Stadtmauern.

Drum auch hört man geigen, singen,  
Tanzen dort ohn' Unterlaß,  
Und wem alle Saiten springen,  
Klingt noch mit dem leeren Glas.

Und wenn bald ringsum verhallen,  
Becherklingeln, Tanz und Sang,  
Wird zu Gmünd noch immer schallen  
Selbst aus Trümmern lust'ger Klang.

So hat es Kerner in den Schlußstrophen seines Gedichts festgehalten. Einseitig war dieses Bild, darüber kein weiteres Wort. Aber ganz von ungefähr war es nicht gekommen, dieses heitere und erheiterte Bild der «ohn' Unterlaß» geigenden, singenden, tanzenden Gaudia Mundi.

Auch Uhland sah es so, wie sein Tagebucheintrag vom 17. Februar 1810 festhält: «Abends im Adler: Conz's Erzählung von dem Bürgertheater zu Gmünd, wo die Hunde auf der Bühne herumliefen, wo der Sekretär des Pilatus das Todesurtheil vorlas: Nachdem Jesus Christus von Nazareth etc. und sich beim Namen Jesus verbeugte.» Uhland – hier typischer Altwürttemberger – betrachtete die katholischen Eigenheiten der Gmünder Atmosphäre mit gebührender Distanz. Zum 5. September 1814 vermerkt sein Tagebuch: «Gang nach Gmünd, wo ich auf der Post Quartier nahm. Launige, katholisch-charakteristische Erzählungen eines Doktors»: gemeint war Dr. Joseph Kehringer, der originelle Gmünder Stadtphysikus. Am nächsten Tag vermerkt Uhland: «Besuch von Dillen, mit ihm Besichtigung der Kirchen, Besteigung des mit äußerster Geschmacklosigkeit geistlich aufgeputzten St. Salvatorbergs . . .» Das war Dillenius' Stimme. Wie hätten sich die beiden überlegenen Besucher erst mokiert, wenn sie an Stelle der neuen Hl. Grabkapelle das vormalige Häuslein der Hl. Familie gesehen hätten, alles sehr niedlich und liebevoll eingerichtet und irgendwie auch erbaulich, nur eben nicht für einen aufgeklärten Kopf. Der war Uhland nun freilich nur zum Teil; zum anderen war er Dichter und Romantiker genug, um den poetischen Reiz alter Wundergeschichten nachzuempfinden und sich in die fromme Welt seiner Mönche, Nonnen, Pilger und Kreuzritter einzufühlen. Auch die Anziehung des katholischen Gottesdienstes hat er bisweilen an sich selbst erfahren, stärker in jungen Jahren und vor allem wohl dann, wenn ein zusätzlicher literarischer Anstoß gegeben war.

Und Kerner? Auch er las in alten Heiligenlegenden und verfaßte gelegentlich Mariengedichte wie Uhland. Aber seine Hinneigung zum Katholizismus entsprang tieferen Schichten: einer innigen, kindlichen, ganz undogmatischen Frömmigkeit, einer leicht erregbaren, schwer zu zügelnden Phantasie, einem sinnhaft-unmittelbaren Zugang zu den Werken der bildenden, vor allem auch der religiösen Kunst, einer höchst eigenwilligen Weise der Naturbetrachtung, die den geheimsten Beziehungen nachspürte zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, man darf zusammenfassend wohl sagen: den ganz elementaren Kräften seines reichen und vielschichtigen Gemüts. Und daher war Kerners Hin-

wendung zum Katholizismus auch von Dauer. Hinzu kamen großzügige Toleranz und das ausgeprägte Bedürfnis, zwischen gegensätzlichen Standpunkten ausgleichend zu vermitteln. So war es für ihn, den gläubigen Protestanten, möglich, einem befreundeten katholischen Prälaten sechs Fastenpredigten für den kaiserlichen Hof in Wien auszuarbeiten (1834). Kerner selbst war von den Missionspredigten der Jesuiten so tief beeindruckt, daß er 1852 an einen Freund in München schrieb: «Wäre ich König in Württemberg, sie müßten mir in allen lutherischen Städten meines Landes predigen.» Ein ärgerliches Wort, das man allenfalls einem Dichter nachsehen konnte! Was andere Weltkluge abstieß, hat ihn gerade angezogen; wo jene vorsichtige Distanz für angemessen hielten, hat er die Begegnung gesucht. Wir können mit guten Gründen festhalten, daß die Wahl der katholischen Reichsstadt Schwäbisch Gmünd zum Schauplatz seiner Geigerlegende auch von daher zu verstehen ist. Nicht von ungefähr hatte Pfarrer Dillenius immer wieder über Kerners Heiligenglauben gespottet.

Dieses sinnenfrohe Fluidum der alten Reichsstadt hat Kerner eingefangen, verdichtet und personifiziert in Gestalt der hl. Cäcilia. Daß die geschichtlich schwer faßbare römische Märtyrin bis dahin zu Gmünd keinen engeren Bezug gehabt hat, ist sicher. Ein Kirchlein zur hl. Cäcilia hat es in Gmünd nie gegeben – ebensowenig wie jemals ein Kirchlein zur hl. Kümmeris. Zwar wird man nicht übersehen,

daß es gewisse Übereinstimmungen gibt zwischen Cäcilienlegende und Kümmerislegende: die vornehme Herkunft, vor allem das Motiv der Gottesbraut und schließlich das Martyrium; ebenso auffallend aber sind die Unterschiede im einzelnen. Hagiographische Vergleiche aber waren für Kerners Wahl sicher nicht ausschlaggebend. Ihm ging es um die für das Gmünder Fluidum wie geschaffene hohe Patronin der Musik, als die Cäcilia seit einigen Jahrhunderten im Abendland verehrt wurde. Ihrer stets willkommenen Hilfe hat sich nun auch der Poet auf seine Weise versichert. Was am 3. September 1816 bei dem gemeinsamen Spaziergang und in den folgenden Wochen geschah, als sich Kerner an die dichterische Ausarbeitung seiner Legende machte, hatte Uhland früher einmal so umschrieben: «Für dich scheint mir die wahre Bearbeitung der Sagen die zu seyn: Spiel mit den Bildern, Verklärung in der magischen Laterne deiner Phantasie.» In der magischen Laterne von Kerners Phantasie also hat sich die freundliche Metamorphose vollzogen: die unansehnliche Raupe, die bärtige, strenge Kümmeris, hat sich verwandelt zum glänzenden Schmetterling, zur «sangesreichen», «melodisch rauschenden», «lächelnden» Cäcilia.

Eine überraschende und wohl auch recht denkwürdige Metamorphose – denkwürdig wenigstens für Gmünd, denn auf diese Weise ist die Stadt zu einer neuen Heiligen, vor allem aber zu *ihrem* Geiger gekommen.

## Wanderungen in die Vergangenheit (3): Wolfgang Irtenkauf Römersiedlung und «Templerkloster» Mauer

Wenn man von Ditzingen über die Hochfläche der Ausläufer des Langen Feldes wandert oder – noch besser – von der nahen Nippenburg kommt, erweckt Hof Mauer – so seine amtliche Bezeichnung – den Eindruck einer kleinen, uneinnehmbaren Festung. Verstärkt wird diese Impression des Wanderers, der von der Höhe in die kleine Mulde mit den wenigen Häusern herunterschaut, noch durch das klotzige Lagerhaus, das im Westteil der kleinen Ansiedlung – wohl modernen landwirtschaftlichen Erfordernissen zuliebe – erstellt wurde. Wenn man in Sommertagen vor der Ernte hier spazierengeht, schweift das Auge über scheinbar uferlose Felder, die sich hier vor den Toren Münchingens hinziehen. Nicht minder beeindruckend sind die frühen Herbsttage, wenn die Äcker abgeerntet sind: das Gefühl landschaftlicher Weite am Abhang zum Glemstal ist dann noch stärker und nachhaltiger.





Mauer, das sagt der Name, hat mit Mauerresten zu tun. Siedlungskontinuität, d. h. eine gesicherte Abfolge von Herrschaftsverhältnissen, läßt sich hier mühelos ablesen: die römische Siedlung, die noch durch Bodenfunde anschaulich vorgeführt wird (Säule am Treppenaufgang des am weitesten östlich stehenden Hauses), ein Gut des Klosters Hirsau, das als «villula Mura» im Hirsauer Codex aufscheint, ein Versuch, eine eigene Markung und damit eine Loslösung von Münchingen zu erreichen, und schließlich eine Sage, die um dieses geschichtsträchtige Stück Land rankt: das «Templerkloster» Mauer. Zeitweise haben die wenigen Einwohner von Mauer auch an eine kirchliche Selbständigkeit gedacht: Am 30. April 1496 – erstes auf den Tag genaues Datum – hat der Weihbischof der Diözese Konstanz, die bis an die Glerns reichte, eine «Kirch» geweiht und dafür 3 Gulden verlangt. Seine Verpflegungskosten beliefen sich auf 1 Pfund 15 Schilling 6 Heller – Zeugnis württembergischer Spesen-Genauigkeit, die der Nachwelt gegenüber aufschreibenswert schien. Gar zwei Patrone hatten über die – inzwischen spurlos verschwundene – Kirche zu wachen: Nikolaus, den wir als Hirsauer Reform-Heiligen einstufen, und der mehr volkstümliche Veit. Dennoch lenkt auch dieser Heilige mit dem «Häfele» die Blicke zurück in die Vergangenheit, denn Veit war Patron der Pfalzgrafen von Tübingen, die das Land um die Glerns bis 1318 besessen hatten; erst dann kam hier die Grafschaft Württemberg zum Zuge. Römersiedlung – Klosterbesitz – Kirche: und dazu hin die Krönung, ein eigenes Kloster! Vielleicht noch eine kleinere weitere Steigerung: das Kloster gehörte den ominösen Templern, es war also kein «gewöhnliches». Der Templerorden, in der Stauferzeit gegründet und mit der Geschichte der Kreuzzüge eng verhaftet, wurde von Papst Clemens V. im

Jahre 1312 aufgehoben. Das Ende war grausam: der letzte Großmeister der Templer wurde in Paris verbrannt, ein Ereignis, das als Auftakt für ein Templerpogrom in ganz Europa verstanden wurde. In der Volksüberlieferung spielt dieses Ende mit Schrecken eine große Rolle, denn hierin sah man die Folge der verwerflichen Lebensführung des Ordens, die nur durch den Tod zu sühnen war. Wir sehen: Historie entrückt weitab von den zentralen Schauplätzen ins Mysteriöse.

Schwierigkeiten hat man mit der Templer-Geschichte im Südwesten Deutschlands deshalb, weil rechtsrheinisch kaum Niederlassungen entstanden waren. Das bekannte und berühmte Templerhaus in Neckarelz hat sich längst als nicht dem Templerorden zugehörig erwiesen; auch die Sage von einem «Klösterle» oberhalb von Wiesensteig, gleichsam im Anblick des Reußensteins, hat keinen historischen Hintergrund.

Templersagen haben sich in der Volksüberlieferung vielfach an alte, nicht mehr zeitlich definierbare Mauerreste geknüpft. Mauer ist ein schönes Beispiel dafür. Für den Grundherrn Württemberg war die Feststellung, ob ein wahrer Kern hinter der Behauptung des Volkes stecke, sehr wichtig, denn dadurch ließ sich die Forderung nach einer eigenen Gemarkung für Mauer überhaupt erst bewerten. Das Zeugenverhör, das man im Jahre 1587 in Leonberg vornahm, sollte Klarheit schaffen. Alte Leute wurden gleichsam interviewt; sie erinnerten sich der guten, alten Zeit und wußten zu berichten, daß man eigene Markungssteine mit einem Kreuz darauf noch sehen könne.

Warum das Volk hier Templer vermutete? Die Antwort ist einfach. Die Römer waren für das christliche Mittelalter Heiden – die Templer nach der offiziellen kirchlichen Version ebenfalls. Solchen einstigen

Römerstellen haftete Spuk und Gespensterglaube an. Schatzgräber suchten nach Verborgenen und Vergessenem. Eine zweite Sagenwelle läßt sich mit dem Aufkommen der Freimaurer, die ja geistige Beziehungen zu den Templern postulierten, gegen Ende des 18. Jahrhunderts erkennen; sie kommt allerdings für Mauer nicht mehr in Betracht. Wer nach Mauer gelangen will, kann dies mit dem Auto leicht bewerkstelligen: die Straße Münchin-

gen-Schöckingen führt unmittelbar daran vorbei. Schöner ist es, nach dort zu wandern, sei es von Ditzingen aus über den Maurener Berg, sei es von der Nippenburg her über die Hochfläche. Auf längere Wanderungen «geeichte» Wanderer nehmen Mauer vom Glemstal aus mit, wobei der Abstecher vom Albvereinswanderweg eine willkommene Befreiung von oft recht stickiger Abwasserluft bedeutet.

## Eine Pestepidemie in der Herrschaft Hohenlohe-Langenburg

Gerhard Taddey

Der Dreißigjährige Krieg, von dem der deutsche Südwesten vor allem nach dem Scheinfrieden von 1629 nicht verschont blieb, kostete ungezählten Einwohnern das Leben. Der Tod kam im Getümmel der Schlachten, in Überfällen marodierender Söldner aller Parteien, in Hunger und Entbehrung. Für die nicht am Kriegshandwerk direkt Beteiligten kam er vor allem als verheerende Seuche, die nur teilweise zu Recht als Pest bezeichnet wird. Die Kirchenbücher nennen erschreckende Verlustziffern in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Über die nackten Zahlen hinaus wird dort in aller Regel wenig über die Leiden der Menschen und ihre Existenz im Angesicht des von allen Seiten drohenden Senzenmannes berichtet.

Fast ist es ein Zufall, daß in einem unscheinbaren unverzeichneten Faszikel des Langenburger Archivs Schriftzeugnisse erhalten geblieben sind, die eine Ahnung von diesen schrecklichen Zeiten vermitteln können – Zeiten, vor denen uns eine hoch-, vielleicht schon zu hoch entwickelte medizinische und technische Erfahrung kombiniert mit Organisations- und Verwaltungserfahrung schützen kann, wie wir wohl alle hoffen.

Am Matthäustag 1633 schrieb der Pfarrer Drechsler aus Bächlingen seinem lieben Gevatter, dem Stadtvogt Johann Hohebuch zu Langenburg, einen hastigen Brief. Er wollte in Eile berichten, daß der gestrigen Tags abgegangene gnädige Befehl bei den Nesselbachern *ganz nichts operiert*. Sie hätten sich nicht nur unter die anderen in der Kirche gemengt und ihre üblichen Sitze eingenommen, sondern selbst aus drei infizierten Häusern seien Leute in der Kirche gewesen. Neue Ansteckungen seien nicht bekannt, *Gott wende solche Plag von ihnen gnädig ab und helfe den Infizierten*.

Was war geschehen?

Am 19. August 1633 ging von der Regierung

Langenburg ein Befehl an sämtliche Amtsdienere, Maßnahmen gegen eine sich ausbreitende Seuche zu treffen, Wachen aufzustellen, keine Fremden zu beherbergen und alle erdenkliche Vorsicht walten zu lassen. Anlaß war der Bericht des Döttinger Vogtes, der sich über die Unvernunft seiner Amtsuntertanen beklagte. Sie gingen heimlich in die infizierten Häuser, *stecken einander an und verhebens hernacher, bis sie bald die Leich aus dem Haus tragen müssen, dadurch es dann je langer je weiter einreißet und bereits in das fünfte Haus kommen*. Kinder sahen es als ihre Christenpflicht an, den Eltern in der Not beizustehen und umgekehrt. Der Amtmann selbst bat darum, seine Familie auf das abgelegene Schloß Tierberg bringen zu dürfen, falls die Seuche sich weiter ausbreitete. Angst machte sich unter den Gesunden breit.

Die Seuche war etwa gleichzeitig auch in Nesselbach ausgebrochen, und es war nur logisch, daß man diesen Ort isolieren wollte. Alle Maßnahmen trafen jedoch auf den Unverstand der Untertanen, die nicht merkten, nicht merken wollten, welches Risiko sie eingingen. Sie empfanden die angeordnete Wachpflicht als eine neue Belastung. Die Bächlinger erlaubten etwa zwei Nesselbachern, in die Mühle zu gehen. Des Steinbauern *Mädlin so mit der Krankheit infiziert und am Fuß damit behaftet sein soll*, lief frei herum. Die Bächlinger Metzger holten Schafe aus Nesselbach und verkauften sie in Langenburg. Die Angst breitete sich trotzdem weiter aus. Die Leute drängten zur Kirche, mehr als in gesunden Tagen. So schlug Pfarrer Drechsler vor, die Sonntags- und Freitagspredigt ausfallen zu lassen: *und ist genug, wenn sie nur den Leichenpredigten fleißig beiwohnen, deren sie bishero wöchentlich etliche hören können*.

Über die Art der Erkrankung war nichts zu ermitteln, denn direkte medizinische Ratschläge wurden nicht erteilt. Mit großer Wahrscheinlichkeit handelte

es sich um die von Flöhen der Ratten auf Menschen übertragene Beulenpest, die eitrig offene Wunden verursachte, im Gegensatz zur tödlichen Lungenpest aber im Prinzip heilbar war.

Die Regierung beschloß, energische Vorsorgemaßnahmen zu treffen, als weitere Katastrophenmeldungen einliefen. Man war sich klar darüber, daß der persönliche Kontakt, Menschenansammlungen jeder Art die Ausbreitung der Epidemie begünstigten. Hier setzten die Abwehrmaßnahmen ein.

Den Einwohnern von Jungholzhausen wurde verboten, in ihre Pfarrkirche, die Döttinger Kirche, zu gehen. Statt dessen sollten sie die Predigt im noch seuchenfreien Orlach besuchen. Kein Döttinger sollte in einem Nachbardorf in ein Haus gehen oder bei notwendiger Durchreise sich einmal für kurze Zeit auf der Gasse zu einem Gespräch aufhalten. Was aber tun, wenn ein Döttinger sich nicht daran hielt? Er sollte von denen, die es bemerkten *mit ernstlichen Worten zum Fortgehen erinnert werden*. War das fruchtlos, so sollte den Gefährdeten erlaubt sein, die Unbotmäßigen *mit Stecken oder andern Mitteln – jedoch ohne Exzeß fortzutreiben*.

Im von der Seuche befallenen Ort selbst sollten die infizierten Häuser von dazu vom Vogt bestimmten Personen, meistens unbegüterten Armen, mit Holz, Wasser, Arznei, Essen, Trinken und anderer Notdurft versorgt werden. Dafür erhielten sie einen Gulden pro Woche, der auf die Steuerzahler umgelegt wurde. Auf keinen Fall sollte ein Verstorbener entkleidet werden, *weil der tote Leichnam hierdurch sehr bewegt und Gift mit höchster Gefahr der gegenwärtigen Lebenden aus dem Leib geht. Das Leilach, darauf er verschieden, soll nur um ihn geschlagen und er damit in den Totensarg gelegt werden*. Der Schreiner sollte stets einige Bahren auf Vorrat fertigen, damit die Pestopfer nicht lange auf dem Bett oder dem Stroh lagen. Die Toten wurden einen Schuh tiefer als gewöhnlich und nicht in der Nähe der Kirchentür bestattet. Starb ein Mensch, so mußten die im gleichen Hause Wohnenden eine vierwöchige Quarantäne in diesem Haus auf sich nehmen, oft ein sicheres Todesurteil. Ließen sie sich auf der Straße blicken, sollten sie notfalls mit Gewalt in die Häuser zurückgetrieben werden dürfen. Auch Gesunde, die ein infiziertes Haus aufsuchten, mußten vier Wochen darin bleiben oder sollten aus dem Dorf geschafft werden. Wütete die Pest zwar schon in Döttingen und Nesselbach, so war Bächlingen noch verschont. Man wollte aber den noch gesunden Nesselbachern den geistlichen Trost nicht völlig entziehen. Sie sollten sonntags am Vormittag in die Bächlinger Kirche gehen, und zwar alle gemeinsam *mit einem Haufen*, die Bächlinger am Nachmittag. Zur Desinfektion sollte

aber vorher ein Wachholderrauch in der Kirche erzeugt werden oder es sollte ein kleines Wacholderfeuer während des ganzen Gottesdienstes in der Kirche brennen. Die Predigt durfte nur kurz sein, es gab keine Gesänge, und danach war der Pfarrer gehalten, schleunigst die Kirche zu verlassen, ebenso die Nesselbacher. Die immer noch übliche Ohrenbeichte wurde eingestellt, statt dessen nur eine offene kumulative Beichte in aller gebotenen Kürze erlaubt.

Auch in Steinkirchen breitete sich die dort sogenannte «Döttinger Krankheit» aus. Dort wies man den Infizierten einen besonderen Brunnen jenseits des Kochers zur Benutzung an, doch auch hier scheiterten die gut überlegten Maßnahmen an der Unvernunft der Kranken und der Gesunden. Der Pfarrer wollte zum Beispiel aus dem Schöpfbrunnen – er war mit seinem stehenden Wasser ein Infektionsherd ersten Ranges – einen Springbrunnen mit fließendem Wasser machen lassen. Das scheiterte daran, daß die Gemeinde das dazu notwendige Geld nicht bewilligte. Der Krieg hatte schon Unkosten genug verursacht – und nun noch diese heimtückische Krankheit.

Trotz aller Vorsorgemaßnahmen starben allein im September 1633 15 Menschen in Nesselbach, zunächst vornehmlich Frauen und Kinder. Bis zum 23. Oktober waren es insgesamt 47. Bächlingen blieb bis dahin verschont, obwohl die Kontaktsperren sehr licherlich beachtet wurden. Natürlich löste jeder unvermutete Todesfall in der Nachbarschaft Erregung aus. War man selber gefährdet oder nicht? Dann wurde es sogar mit Erleichterung aufgenommen, daß die Frau des Totengräbers nicht an der Seuche, sondern wohl infolge von Mißhandlungen durch ihre Tochter gestorben war, die sie in einer häuslichen Auseinandersetzung übel traktiert und mehrfach zu Boden gestoßen hatte. Die Angst vor der Seuche ließ diese Pervertierung des Rechtsbewußtseins hinnehmen. Aber vielleicht suchte man durch Konstruktion einer Todesursache nur das Faktum zu verdrängen, daß die Krankheit sich nicht aufhalten ließ. Am gleichen Tage wurden die Langenburger Stadttore geschlossen und sollten nur noch mit Genehmigung der Regierung für angemeldete Personen geöffnet werden. Auch Bächlingen – wen wundert es – wurde schließlich doch von der Seuche ergriffen. Hier versuchte man, zur Reduzierung des Risikos, einen neuen Totengräber zu finden, der unmittelbar am Friedhof wohnte und gleich nach getaner Arbeit in sein Haus zurückkehren konnte, ohne öffentliche Straßen benutzen zu müssen. Es ging nur ein paar Tage gut. Anfang November wollte er Holz nach Hause bringen. Dabei

stürzte er heftig, vermutlich, weil er von der Seuche erfaßt und sehr geschwächt war. Eine Bächlingerin half ihm ins Haus. Am nächsten Morgen war er wieder auf den Beinen und ließ sein Vieh heraus, gestattete aber der um ihn besorgten Nachbarin nicht, ins Haus zu kommen, weil er sich wieder zu Bett legen wollte. Als der Sohn der Nachbarin ihn abends aufsuchen wollte, bekam er keine Antwort. Die schlimmsten Befürchtungen erfüllten sich, als seine Mutter ins Haus ging. Der Totengräber lag in seinen ältesten Kleidern tot im Bett; *ob er nun an dieser Seuche gestorben, kann ich nicht wissen*, schrieb Pfarrer Drechsler am 7. 11. seinem Gevatter nach Langenburg. Aus Künzelsau kam ebenfalls Nachricht, daß dort die Seuche grassiere. Bürger, Boten und Handwerksleute von dort solle man auf keinen Fall in die Stadt, schon gar nicht ins Langenburger Schloß lassen.

Immer wieder mußte die Herrschaft auf die Einhaltung der Quarantänebestimmungen hinweisen, Erben davon abhalten, Kleider und Bettzeug Verstorbener an sich zu nehmen. Wohl durch die einbrechende Kälte ließ die Intensität der Seuche allmählich vorübergehend nach. Bis zum 11. Dezember starben «nur» noch weitere 17 Personen in Nesselbach.

Die gesamten Opfer dieses Ortes wurden in verschiedene Gruppen eingeteilt, aus der man auf die Anfälligkeit, auf besondere Gefährdung schließen konnte. Insgesamt waren bis dahin 11 alte Männer gestorben, 12 alte Weibspersonen *samt einer, so der Kranken gewartet*, 19 männliche Kinder, 22 Mädchen – gefährdet waren also in erster Linie Kinder und alte Leute. Das Geschlecht spielte keine Rolle.

Die Krankheit war nur eine der schweren Belastungen für die leidende Bevölkerung. Ihr stand man hilfloser gegenüber als den zahlreichen Einquartierungen dieser Zeit. Diese kosteten Geld, die Pest das Leben – und daran hing man selbst in jenen kritischen Tagen, die in verblichenen Akten bruchstückhaft nachvollziehbar sind.

Das Jahr 1634 brachte für Langenburg die Belagerung und Eroberung der Stadt durch kaiserliche Truppen. In all den Sorgen und Nöten, im Kampf um das nackte Überleben verlor die Krankheit an Gewicht für die Menschen. Durch die hin und her vagierenden Truppen war sie völlig außer Kontrolle geraten. Wie sie schließlich endete, ist allenfalls aus detaillierten Untersuchungen der Kirchenbücher zu entnehmen.

Zu Beginn des Jahres 1635 forderte jedenfalls die Langenburger Regierung von allen Pfarrern der Grafschaft genaue Aufstellungen über Geburten und Todesfälle im abgelaufenen Jahr an. Natürlich ging nur ein Teil der Opfer auf Kosten der Pest, aber es war der überwiegende Teil, wenn man von der Angabe von Ingelfingen auf die übrigen Pfarreien schließen darf. Von 241 Verstorbenen dieses Jahres dort waren 163 Pesttote. Ihnen standen lediglich 28 Geburten gegenüber, also ein Geburtendefizit von 213. Auf die Pfarrei Langenburg kamen bei 27 Geburten 90 Todesfälle, vorwiegend in Azenrot. Die Stadt Langenburg verlor trotz der kriegerischen Aktionen wenige Menschen. Hier wirkten sich – unter den Augen der Regierung – die Sicherheitsmaßnahmen zum Vorteil für die Untertanen aus.

In Bächlingen starben 118 Einwohner, dazu 12 Fremde, Bettler, Soldaten, Besucher; 24 Kinder wurden dagegen getauft. In der Pfarrei Döttingen standen nur 12 Geburten 153 Todesfälle gegenüber. Verheerende Bevölkerungsverluste waren in Ruppertshofen zu verzeichnen: 26 Geburten – 312 Tote. Den Gipfelpunkt markieren die Verluste in der Pfarrei Untermünkheim. Hier starben 662 Menschen bei 43 Geburten. So schloß denn auch der Münkheimer Pfarrer Bernhard Hartmann seinen Bericht über die Sterbefälle mit der inständigen Bitte: *Der allmächtige Gott wolle es lassen genug sein und dem Würgengel inhibieren und gebieten, einmal wiederum still zu sein*. Im Gebiet der zur Grafschaft Hohenlohe-Langenburg gehörenden Pfarreien waren in diesem Seuchenjahr 1634 insgesamt 342 Kinder getauft worden. Gestorben waren dagegen 2765 Menschen. Von diesem Aderlaß hatte sich die Grafschaft noch nicht erholt, als eine Generation später ein neues Sterben drohte.

Die Informationen aus Hohenlohe zeigen, daß die Bevölkerungsverluste im Dreißigjährigen Krieg sorgfältig geprüft werden müssen, wenn man zu schlüssigen Aussagen über direkte und indirekte Auswirkungen des Krieges kommen will. Sie zeigen aber darüber hinaus den Kampf ums Überleben, den Widerstreit zwischen Vernunft und christlicher Nächstenliebe und damit ein Stück Lebenswirklichkeit mit ihrer im Grunde zeitlosen Problematik.

#### Quellen:

Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein, Archiv Langenburg – 1. Gem. Archiv Langenburg Bü 185; 2. Kanzlei I Bü 34; 3. Amt Langenburg, ohne Signatur.

# Ein alter Küchenkalender aus der Abtei Neresheim

P. Paulus Weißenberger

*Im Archiv der Benediktinerabtei Neresheim findet sich unter den erhaltenen Wirtschaftsbüchern aus der Zeit des alten Reichsstifts auch ein Folioband, in gelbliches Schweinsleder gebunden, 145 Blatt umfassend, den Abt Benedikt Maria Angehrn im Jahr 1759 anlegen ließ. Der Band bezeichnet sich als «Vollständiges Kuchelbuch», woraus ein jeweiliger Kloster Neresheimer Kuchel(=Küchen-) und Kellermeister zu ersehen hat, wie ordentlich sie zu gebührender Zeit nach der Regel des hl. Vaters Benedikt und nach dem Willen ihrer vorgesetzten hohen Obrigkeit an Speis und Trank alles und jedes zu geben haben, was zu geben ist, auf daß im Hause Gottes niemand perturbirt oder contristiret werde.*

*Von allgemeinem Interesse an diesem Kuchelbuch, das leider keinerlei Angaben über die Art der Zurichtung der Speisen bringt, wie das in modernen, aber auch schon in manchen älteren Kochbüchern der Fall ist, sind gewiß die besonderen Anmerkungen oder Angaben und Weisungen, die in unserem Folioband für die einzelnen Monate des Jahres gegeben werden.*

*Es finden sich solche Anweisungen auf Blatt 13–18 (moderne Zählung Seite 8–13), die durch solche auf Blatt 136–139 (Seite 249 ff.) ergänzt werden. Im folgenden seien diese Aufzeichnungen erstmals veröffentlicht, wobei die altertümliche Sprache des 18. Jahrhunderts etwas modernisiert und die Ergänzungen der späteren Seiten jeweils mit den entsprechenden Monatsangaben der früheren Seiten verbunden werden, da es zu Beginn der Nachträge ausdrücklich heißt: Es war schier eine Unmöglichkeit, in so weitschichtigen Geschäften eines Kuchelmeisters an alles und jedes in particularibus gleich zu denken und ordnungsmäßig diesem Kuchelbuch einzuschreiben; was also hin und wieder oben an seinem gehörigen Ort vergessen worden, ersetzen die hier gemachte Additiones. Dabei bezeichnen im folgenden die Angaben unter dem Buchstaben a die Weisungen zu Beginn des Kuchelbuches, die Angaben unter b aber die späteren Nachträge, während die Überschriften nebeneinandergestellt werden.*

Für den Jener – im Januario

a. In diesem Monat gibt der P. Kuchelmeister dem Closterbader (Friseur) für das ganze Jahr Tref-Jnschlicht 6 Pfund, welches er zu dem Schrepfen nötig hat. (Tref-Jnschlicht wohl = guter Unschlitt, gebraucht beim Schröpfen, d. h. bei der Abnahme von Blut der Mönche, die dies notwendig hatten. – Undatierte Nachschrift von der Hand des Abtes Benedikt Maria

selbst: omittatur, d. h. «fällt weg» oder «nicht mehr gültig».)

Den 6. dieses Monats pflegten ante conventionem initam (Gemeint ist ein Vertrag mit dem Haus Oettingen-Wallerstein als Vogteinhaber über die sog. Hundshofe, das Recht also, nach dem die gräflich oettingisch-wallersteinischen Jagdhunde in den Benediktinerabteien Mönchsdeggingen/Ries und Neresheim gehalten und ernährt werden mußten. Wo sie in Neresheim verwahrt wurden, ist unsicher; der vielfach als «Hundshof» bezeichnete kleine Kreuzgarten neben der Abteikirche, der zu Zeiten der alten romanischen Kirche nur ein recht schmaler Gang gewesen sein kann, wird dafür kaum Verwendung gefunden haben.) zwei Kloster Neresheimische Jäger hierher in das Kloster zu kommen und die dasselbst in der Bestallung gelegenen 15, 16 oder 17 hochgräflichen Jagdhunde abzuholen. Man gab ihnen selbige Nacht die Handwerkerkost, auch jedem eine Maß Bier und eine Portion Brot von dem Knöpfleslaib (wohl nichts anderes als ein runder Brotlaib ähnlich wie der später genannte Gogelhopflaib), ohne Branntwein; die Nachtherberg hatten sie in der Knechtstube. Den folgenden Tag darauf in der Frühe, ehe und bevor sie mit diesen ihren Hunden auf Deggingen (Abtei Mönchsdeggingen bei Harburg) marschierten, gab man ihnen zum Frühstück eine Handwerkersuppen, item Bier und Brot wie den vorhergehenden Abend. Unter (während) der Zeit, wo die Jagdhunde hier im Kloster waren, hat man demjenigen Jäger, welcher ein- oder zweimal denen Hunden nachgesehen, ebenfalls die Handwerkerkost nebst Brot und Bier gegeben, wie oben den zweien, welche die Hunde abgeholt haben. (Nachtrag von der Hand des Abtes Benedikt Maria Angehrn omittatur, d. h. nicht mehr gültig.)

b. Sollen 6 oder 8 Gäns in den Rauch gehängt werden, welche sodann im November, Dezember und Januari des folgenden Jahres zu dem Kähl (Kohl) gegeben werden.

Für den Februari – im Februario

a. Weilen die Fasnacht zum öftesten in diesem Monat, also hat P. Kuchelmeister zu besorgen, daß in der Wochen vor dem Fasnachtsonntag (= Sonntag vor Aschermittwoch) ungefähr 6 oder 8 Kalbsschlegel, (je) nachdem das Kalbfleisch teuer oder wohlfeil ist, in den Rauch gehängt werden. – Ist die Fasnacht früh, so ist das Kalbfleisch in hohem Wert, mithin hänget man sodann weniger in den Rauch, als wann die Fasnacht spät hinaus fällt. – Dieses in Rauch ge-

hängte Kalbfleisch gibt man hernach zwischen Ostern und Pfingsten in vorgeschriebenen Zeiten zu dem jungen Salat. Ein Teil davon wird auch für die drei Ostertage geweiht mit den Ostereiern. – Die drei letzte Fasnachtstage wird das übriggebliebene Rindfleisch, ungefähr 20–24 Pfund, in den Rauch gehängt, damit selbes an dem Ostertag geweiht und sodann den Handwerkern und Studenten möge gegeben werden zu dem Osterfladen. Das übrige, was nicht geweiht ist worden, gibt man ihnen nach Ostern zum Salat oder in die Knöpf (= Knödel) zerhackter verkochet.

b. Von der Mitte des Februarii bis auf die Hälfte des Maimonats hat P. Kuchelmeister dem Kucheljung zu befehlen, daß alle Wochen dreimal Wacholderstauden und Wurzeln auf die Glut gelegt und verbrannt werden sollen, weilen sothaner Rauch dem im Camin hangenden Fleisch einen angenehmen Geruch einflößet.

Für den Mertzen – im Merzen

a. Gegen dem Ende dieses Monats solle der P. Kuchelmeister die annoch vorhandenen Schnecken vollends consumieren lassen, ansonsten kriechen (= kriechen, herumschlüpfen, wohl auch zur Begattung aufbrechen?) sie aus, besonders wenn es schon allgemach warm zu werden anfangen will. – In diesem Monat gibt man auch denen Handwerkern und Knechten weniger oder gar keine Jnschlichtkerzen mehr, wenn nicht ein oder anderer aus ihnen diese besonders nötig haben sollte.

b. Gegen den Ausgang des Merzens – wenn es in dem October noch nicht geschehen – solle der P. Kuchelmeister die Weiher teils ausfischen, teils mit schönen Setzlingen wiederum belegen lassen. Besonders und vorzüglich muß solche Belegung geschehen, wenn in denen Weihern nach zerschmolzenem Eis im Frühling eine ziemlich große Anzahl abgestandener (= abgestorben, verendet, eingegangen) Fische sich zeigen sollte.

Für den April – im Aprilen

a. Gleich am Anfang steht, von der Hand des Abtes Benedikt Maria geschrieben, das Wort *omittatur* = nicht mehr giltig. Dann kommt der nicht durchgestrichene Text: In diesem Monat, als dem nächsten Tag nach dem Fest des hl. Georgii Mart. (23. April) brachten ante conventionem initam (s. oben zum Monat Januar) die zwei Jäger von dem Kloster Deggingen die gräflichen Jagdhunde wiederum in unser Kloster Neresheim – licet contra omnem justitiam hoc onus monasterio nostro fuerit impositum (= obgleich diese Last gegen alle Gerechtigkeit unserm Kloster – von den Grafen zu Oettingen-Wallerstein – aufgebürdet worden

war). – Man gab ihnen die Handwerkerkost zu Mittag, jedem auch eine Maß Bier und eine Portion Brot von dem Gogelhopflaib, sonst nichts. Diesen Tag gingen sie auch wieder nach Hause. (*Bis hieher galt wohl das obige Wort omittatur*). Gleichfalls in diesem Monat solle der P. Kuchelmeister gewisse Leute bestellen, daß sie blau Veigelin – sog. wilde Märzenveilchen mit scharfem, sehr angenehmem Duft – sammeln und ihm bringen sollen, mit denen solchen dem Essig die schönste Farbe und Annehmlichkeit zu geben.

Nicht minder sind zu dieser Monatszeit einige 1000 Marauchen oder Morglen (*Speisemorcheln oder kleine Speisepilze*), wie man sie zu nennen pflegt, zu kaufen, weil man sie nur in diesem Monat haben kann; die kleinen sind besser als die großen; für das Hundert gibt man 3 oder 4 Kreuzer.

Besondere Aufsicht und Sorge ist nicht minder zu tragen für die Spargeln in diesem und nächstfolgenden Monat, auf daß der Gärtner alle dieselben an gehörigem Ort habe und dem P. Kuchelmeister richtig einhändige. *Sapienti pauca* (für den Wissenden genügt diese Angabe). Vide plura ex mensi sequenti (weiteres siehe zum folgenden Monat).

b. In denen drei Monaten April, Mai und Juni hat der P. Kuchelmeister sich zu hüten, daß niemals ein Gewild mit Haut und Haar von ihm gekauft wird; denn innerhalb dieser Zeit sind die Wildhäut von keinem Nutzen. Sollte es aber sein, daß die durch Jäger ins Kloster gelieferte Wildstück den ganzen Jahresablauf hindurch samt denen Häuten pflegen erkaufte zu werden, hat der Kauf derselben nichts zu sagen.

Für den Mayen – im Mayen

a. In diesem Monat muß auf den drei (Kloster-)Höfen (*Diepertsbuch, Flurtshausen und Hochstatt*) und in den Mühlen (*Buchbronnenmühle, Steinmühle*) das welsche (= südländische) Geflügel bestellt werden. – Alle Wochen einmal solle der P. Kuchelmeister, in diesem Monat angefangen bis in den November, an Fasttagen anstatt der letzten gebackenen Speise grüne Kuchlein machen lassen, item in eben dieser terminierten Zeit anstatt der letzten Mehlspeis wöchentlich einmal grüne Wasserspätzlen. (4). Von dem Mayen bis gegen Ende des Augustmonats solle alle Wochen einmal eine Extramehlspeise bei dem Abendessen gegeben werden, bald Leberknöpfen, bald Zuckererbes (-erbsen), mit geröschten (*gerösteten*) geschnittenen Nudeln, bald Wasserspätzlen in der Fleischbrühe, besonders wenn die erste Speis nur ein leerer Salat oder die 3. Speis Ochsenfuß oder wenn es eine solche Woche ist, worin kein Festtag oder sonsten dies lautiores (= Tage mit besseren

*Speisen wegen bestimmter festlicher Anlässe*) niemals in-  
zwischen fallen. (5). Bei Anfang dieses Monats oder  
sobald es immer sei, gibt der P. Kuchelmeister alle-  
zeit in festis I<sup>ac</sup> classis 5 Wochen lang frische Majen-  
butter in der Milch samt schwarzem Brot in das  
Refektorium, erst nach dem Braten auf die letz-  
t; wenn demnach in solchen erstermelten festis I<sup>ac</sup>  
classis etwan bei denen Speisen auch sollte ange-  
setzt zu finden sein ein Schinken oder Salat, so wird  
derselbe ausgelassen und statt dessen der Majen-  
butter gegeben.

b. Von dem Eingang des Majen bis auf den Oktober  
solle der P. Kuchelmeister wöchentlich nur bloß so  
viele Pfund Fische bestellen, als ihm gedünket für  
jede Woche nötig zu haben, weilen zu dieser Zeit in  
unseren Wässern sie sich nicht aufbehalten lassen,  
sondern gern abstehen. Sollten aber einige oder an-  
dere Pfund von Fischen von ihm etwa übrig bleiben,  
muß er dieselben gleich abschlagen und eingesalzen  
in Rauch hängen lassen; ein kleiner Vorrat an ge-  
selchten (*geräucherten*) Fischen kann ihm oft sehr  
wohl dienen in der Not.

Um die gleiche Zeit, nämlich vom 1. Mai bis auf den  
1. November, ist zu observieren mit dem Jnschlicht,  
welches gleich alsbald P. Kuchelmeister muß  
schmelzen lassen; denn in Zeit dieser sechs Monate  
soll es gern verschimmeln und lebendig von Unge-  
ziefer werden. – Ein solches ist auch zu verstehen  
von dem Schmere – *unausgelassenes Schweinefett* –,  
wann unter dieser Zeit ein Schwein geschlachtet  
wird. – Ferner hat ein zeitlicher P. Kuchelmeister zu  
beobachten, daß, wenn von dem halben Maimonat  
bis auf den Anfang des Monats Oktober ein Ochse  
geschlachtet wird, der halbe Teil desselben Fleisches  
in das Salz zu legen sei; auf gleiche Art ist auch das  
ins Kloster gelieferte Wildpret zu tractieren, bis man  
ein besseres Mittel, das Fleisch zu conservieren, fin-  
den oder ausdenken mag.

Für den Juni – im Junio

a. In diesem Monat müssen die Schweizerkäse in  
der Klosterschweizerei, die Schafkäse aber zu Die-  
pertsbuch und bei dem Klosterschäfer bestellt wer-  
den. – In diesem Monat hat P. Kuchelmeister Sorge  
zu tragen, woher er die geselchte Fisch nehme.

Gegen Ende dieses Monats bis gegen Ausgang des  
Monats Julii sollen alle Wochen Holderküchlein  
(*unter Verwendung der Holunderblüten gebackene Mehl-  
speise*) anstatt der letzten Speis zu abends oder zu  
mittags an Fasttagen gegeben werden. – Ein gleiches  
soll auch geschehen von dem 24. Juni an bis auf den  
Advent mit gedämpften Birnen oder Äpfeln, welche  
auch alle Wochen einmal sollen in das Convent  
kommen.

Was im Monat Mai n. 4 steht (*Extramehlspeise*), soll  
auch in diesem Monat observiert werden.

In diesem und nachfolgendem Monat wird das beste  
Rinderschmalz gemacht, ist also ernstlich Erinne-  
rung zu tun, daß der Schweizer und die Baumeiste-  
rinnen (*der drei oben genannten Klosterhöfe*) dieses flei-  
ßig einliefern, das eingelieferte aber solle mit Zetteln  
fleißig bemerkt, an ein nicht gar zu feuchtes Ort ge-  
stellt werden, damit es nicht anlaufe, und sodann  
auf das Advent und Fasten für das Convent aufge-  
hoben werden.

b. Es ist gleich anfangs Juni oder wohl auch schon in  
dem Monat Mai durch den P. Kuchelmeister der  
Schweinemeister zu ermahnen, daß er auf Martini  
(11. November) zwei schöne Läufe (*junge Schweine  
von ein bis zwei Jahren*) mästen solle; von diesen wird  
der gemachte Speck nach dem Neuen Jahr in Rauch  
gehängt; denn zu kalter Winterszeit kann er nicht  
schmelzen oder ablaufen.

Ferner sollen von dem ersten Juni bis zu dem Aus-  
gang des Oktober wöchentlich die Fleischstöck, die  
Bänke, die Nägel, an welchen das Fleisch hanget,  
und der Boden des Fleischgewölbes mit frischem  
Brunnenwasser abgewaschen und gereinigt wer-  
den, weil hiedurch nicht nur das Fleischgewölbe,  
sondern auch das Fleisch von allem üblen Geruch  
befreit, auch desto frischer kann erhalten werden.

Für den Juli – im Julio

a. In diesem Monat hat sich P. Kuchelmeister bei den  
drei Baumeistern auf denen Höfen und in den Müh-  
len zu befragen, wie viele Gäns und Andten (*Enten*)  
sie zu gebührender Zeit in das Kloster liefern mö-  
gen, damit, wenn alda geringer Vorrat zu finden, er  
bei Zeiten anderswo sich solche beischaffen könne.  
Auf die geselchte Fisch muß auch in diesem Monat  
Bedenken gemacht werden. – Gegen Ausgang die-  
ses Monats solle alle Wochen einmal an Fasttagen  
ein Apfelmueß gegeben werden und solches conti-  
nuieren bis Weihnachten. Was im Monat Mai n. 4  
(*Extramehlspeise*) annotiert worden, dem ist auch in  
diesem Monat nachzuleben.

Wenn kein Vorrat mehr vorhanden ist von Rosen-  
wasser (*Essenz mit Rosenblättereextrakt für Tee, Back-  
werk u. a. als Beimischung*), soll bei Anfang des Juli  
P. Kuchelmeister ein frisches machen lassen.

b. In dem Monat Julio wird der beste Schweizerkäse  
gemacht, obschon er bisher aus Unwissenheit erst in  
dem September ist gemacht worden. Wenn man mit  
demselben häuslich umgeht, kann für das ganze  
Jahr ein Zentner erklecklich sein (*ausreichen*).

Im erstgedachten Monat solle der P. Kuchelmeister  
allen zum Vogelfang benötigten Zeug fleißig besich-  
tigen und was daran zerrissen, ihn bei Zeiten repa-

rieren lassen, in dem wirklichen Vogelfang aber allen denjenigen Bedienten, welche etwas dabei zu tun haben, öfters Ermahnungen geben, daß sie sollen diese Garn menschenmöglich schonen, damit sie nicht so sehr, wie bisher jedes Jahr geschehen, zerrissen werden.

In dem Julio- und Augustmonat solle auch der P. Kuchelmeister darauf bedacht sein, daß ein guter Rosen-, auch Nägelen- und Holbeeressig (*aus Rosenblättern, Gewürznelken oder Himbeeren*) gemacht werde.

Ist P. Kuchelmeister etwa schlecht mehr versehen mit eingemachten Weixeln, welschen Nüssen, Zwetschgen, St. Joannesbeerlein und Holdersaft, so solle er in dem Monat Julio und August wiederum frische einmachen lassen. Hat er aber daran schon noch genugsam Vorrat, ist dann noch nicht sorglos damit umzugehen, sondern man solle fleißig Obacht tragen, damit sie niemals eintrocknen; sollten sie aber aus einer Unachtsamkeit eingetrocknet sein, so solle er neue Liquida (*Flüssigkeiten*) daran gießen, ansonst verderben sie ihm und können nicht mehr zu etwas genutzt werden.

Für den August – im August

a. (1) Mit geselchten Fischen muß der P. Kuchelmeister sich auch noch in diesem Monat versehen und diese einkaufen. (2) Item sollen in diesem Monat die Vogelgerichtlen (= *Schlingen zum Fangen von Vögeln, auch Fanghölzchen oder Vogelfallen*) und die Lerchengarn repariert werden. (3) Bis gegen Ende des Augustmonats ist n. 4 in dem Monat Mai annoch zu beobachten. Den 4. Augustmonat wird festum s. Dominici solemniter celebrirt. Was bei dem Mittagstisch aber über die gewöhnliche Mensur an Speise und Trank gegeben wird, muß von der Rosenkranzbruderschaft bezahlt werden (*dazu der durchgestrichene, früher giltige Text: wenn nicht Rms Abbas propter tenues redditus – der geringen Einnahmen wegen – ein solches der Bruderschaft in Gnaden schenkt*). (5) Weilen nach uralter Observanz an der Klosterkirchweihe (*Weihefest der alten romanischen Abteikirche; vgl. Festschrift Neresheim 1975, S. 407. Die neue Barockkirche war zur Zeit der Abfassung vorliegenden Küchenberichts erst im Werden*), welche an dem Sonntag ante festum s. Bartholomaei (24. August) gehalten wird, jedesmal neues saures Kraut auf die Tafel kommt, also hat sich P. Kuchelmeister darum zu besorgen, damit es zeitlich an die Hand gebracht wird (*der weitere Text ist von der Hand des Abtes Benedikt Maria selber geschrieben: und welches bis dahin von der Buchbronnenmühle und zwar wenigstens 70 Köpfe geliefert werden müssen und annoch muß*).

b. Bei Eingang des Augustmonats hat P. Kuchelmeister dem Klosterbeamten zu sagen, daß er mittels eines höflichen Schreibens dem Herrn Forstmeister zu Schnaitten (= *Schnaitheim/Brenz*) «um den gewöhnlichen Vogelfang erbette». Nach erhaltener Erlaubnis aber durch den Überreiter allen unseren Holzwarten anzeigen lassen, daß jeder in seiner zugegebenen Hut alle Gerichtlen bis auf den September solle ausgehängt haben. (*Ergänzung durch die Handschrift von Abt Benedikt Maria: Anjetzo schreibet man nur alle 6 Jahre an das Forstamt zu Schnaitheim und wan es gar früher vergessen worden, solle man es hier geschehen lassen. Unter dem Rand dieses Textes steht von Abt Benedikt Maria weiter zu lesen: NB. Alljährlich hat der P. Kuchelmeister an das Forstamt zu Schnaitheim 3 Gulden zu bezahlen, wenn die Vogelgerichtle aufgehängt werden.*)

Gegen Ausgang des Augustmonats kann man schon mit dem Nachtgarn bei schönem, trockenem Wetter hinausgehen. Der Lerchenfang aber nimmt insgemein erst seinen Anfang, wenn die Feldfrüchte alle eingeheimset und die Felder abgeläret (*abgeerntet*) sind. Bei großen Winden und Regenwetter soll man niemals auf den Lerchenfang gehen.

Ebenfalls mit Ausgang des Augustmonats muß der P. Kuchelmeister nicht vergessen, die drei Baumeisterinnen auf denen Höfen zu erinnern, daß jede wenigstens einen guten Hafen voll Honig ihm in die Kuchel zu unterschiedenen Speisen liefern solle. (*Abt Benedikt Maria dazu als Ergänzung: oder selben anderswoher erkaufen.*)

September

a. In diesem Monat fängt man schon an, die Gäns anstatt eines anderen Bratens dann und wann zu geben.

In diesem und auch noch vorhergehenden Monat solle satsames (*genügendes*) schweineres Schmalz vorhanden sein, damit man bei der Ernte das rinderne sparen könne. Sollte aber die Gerste teuer sein, so ist es nicht nützlich, große Schweine zu mästen; folglich wird alsdann der Vorrat an Schweineschmalz nicht überflüssig sein.

Es muß um diese Zeit auch das Nachtgarn in vollkommenem Stand sein, damit man dasselbe nach abgeräumten Feldern brauchen kann.

Gegen Ende dieses Monats müssen die Krautkufen (*Kufen, Standen = Bottiche aus Holz zum Einmachen des Sauerkrautes*) – de facto gegen 12 – in gutem Stand sein und säuberlich gereinigt, also daß gegen die 10 oder 12 Tage hindurch frisches Wasser darin gegossen werde, um denenselben allen üblen Geschmack zu benehmen, allermaßen circa festum s. Galli, das ist in medio Octobris, wird das Kraut hereingetan.

NB. Ehe und bevor bei der Stadt Neresheim das Kraut eingehauen wird, muß der Neresheimische Stadtbaumeister bei dem Kloster die Anfrag machen, ob und wann es dem Gotteshaus anständig sei.

Ferner hat der P. Kuchelmeister wohl zu beachten, daß alle 8 Tage zu dem schon in die Kufen eingemachten Kraut gesehen werde, die Steine und Bretter fleißig abgewaschen und das Kraut wieder eingebnet werde.

Gegen 7 Kufen müssen für das Convent und Gäste von dem zartesten und weißesten Kraut, die andere 5 Kufen aber für gemeine Leuth houssiret (*wohl eine Verballhornung des französischen Wortes «user» = gebrauchen, verwenden*) werden.

Er solle auch sehr vigilant (*aufmerksam*) auf das Salz sein bei Einmachung des Krauts, damit nichts unterschlagen und gestohlen werde.

Wenn eine Krautkufen geleert ist, solle sie geputzt und in die Küferei getragen werden.

b. In dem Monat September hat der P. Kuchelmeister schon Vorsichtigkeit zu gebrauchen wegen dem sauren Kraut, wan ihm dannenhero bei Anfrag, in was für einem Wachstum das Kraut sei, die Baumeisterinnen auf den Höfen antworten, daß es schlechtes Wachstum habe, so muß er bei Zeiten sich schicken, von fremden Orten her benötigtes Kraut einzukaufen.

Weil in diesem und folgendem Monat das mehreste (*meiste*) Obst von den Bäumen herabgetan wird, daher, wann gutes Obstjahr ist, solle P. Kuchelmeister jederzeit das bessere für das hochlöbliche Convent, das schlechtere aber für die Handwerker dörren lassen und hernach jedes besonders zum Gebrauch aufbehalten.

Für den Oktober – Oktober

a. In diesem Monat hat der Herr P. Kuchelmeister die Schnecken für das ganze Jahr zu bestellen.

Inmitten des Oktober bis auf die Mitte des Novembris soll genugsamer Vorrat an rotem und schwarzem Wildpret (*rotes Wildpret von Rehen, Hasen, Hirschen; schwarzes Wildpret von Wildschweinen*) herbeigeschafft werden, damit solches eingeschlagen und von Weihnachten bis zu Fasnacht gebraucht werden möge.

In eben diesem Monat soll wöchentlich einmal ein Zwetschgenschmarren (*Pfannengericht aus Eierteig und Zwetschgen*) und ebenso oft gebackene Zwetschgen durch Abwechslung zum Conventtisch kommen. Die Quantität des Schweinefleisches, welches in den Rauch muß gehängt werden, ist sehr groß. Mithin soll schon bei Anfang dieses Monats, ja zuweilen noch früher bis gegen der Fasnacht hin im-

mer etwas in den Rauchfang kommen und zwar allzeit das Beste von denen Läuflen; das schlechtere aber hievon wird successive zu dieser Zeit an das Kraut verbraucht.

Jeder Bauhof sowohl in als außerhalb des Klosters, auch die Buchbronnenmühle, liefert 5–6 Läufe.

NB. Ehe und bevor dieses Fleisch in den Rauch kommt, muß es gegen vier Wochen oder gar gegen acht Wochen lang eingesalzen werden.

Schnecken hat man bisher zu 30 Konventualen gegen 13000 (*korrigiert in 6000*) gebraucht. Von der recht guten Ware kostet das Tausend gegen 2 Gulden. Sie müssen in dem Gewölbe in Heckherling (*Häcksel*) Kleyen oder Haber eingeschlagen werden, wenn es will kalt werden.

b. Weil im Oktober die Kitten wohlfeil und um den leidenlichsten Preis zu bekommen sind (*es sind wohl eßbare Kastanien gemeint*), also soll P. Kuchelmeister in diesem Monat etliche Hundert einkaufen.

Von dem Eintritt des Oktober bis auf den Maimonat hinaus muß ein vorsichtiger Kuchelmeister einen beständigen Vorrat an Fischen haben, weilen sie unter dieser Zeit auch in unserem Klosterwasser gut tun, und aufbehalten werden können; welcher Vorrat ihm auch darum wohl bekommt, weilen in besagter Zeit gar oft böse Witterung ein Hindernis denen Fischern macht, daß sie mit den bestellten Fischen unmöglich kommen können.

Im Oktober ist es nicht minder die allerbeste Zeit, guten und frischen Sänfft (*Senf*) einzukaufen; mit 15–16 Maß, wenn man häuslich damit umgeht, ist man noch alle Jahr wohl auskommen und haben sattsam erklecket (*ausgereicht*).

Wird im Monat Oktober oder auch vor und nach dem P. Kuchelmeister viel schwarzes Wildpret beigeliefert, tut er sehr wohl und vernünftig, wenn er einen oder anderen Schlägel hievon eingeschlagen in Rauch hängen lasse, allermaßen dergleichen schwarze Wildpretschinken etwas Delicates und Rares seynd.

Gegen Ende des Oktober sollen und müssen die Fischwasser, das ist die Weiher, teils ausgefischt, teils aufs neue mit schönen guten Setzlingen belegt werden. Geschieht aber dies nicht im Oktober, soll es unfehlbar geschehen gegen Ende des März.

November

a. Von Mitte des November bis auf die Mitte des Dezember soll der zweite Vorrat an rotem und schwarzem Wildpret gemacht, solches eingeschlagen werden (*durchgestrichen ist die weitere Anordnung; und sodann von demselben von Ostern bis Pfingsten genossen werden*).

Item muß gegen Ende dieses Monats und bei dem

Anfang des Dezember das benötigte Schweinefleisch in den Rauch gehängt werden.

Gegen Ende dieses Monats soll auch der Anfang gemacht werden mit denen Schnecken, welche entweder in Häuslen oder in der Soof (Sauce) können gegeben werden.

b. Von dem 1. November bis auf den Februari hinaus geben die mehriste (*meisten*) Kühe wenig oder gar keine Milch; daher der P. Kuchelmeister innerhalb solcher Zeit nur auf jene Mehlspeisen antragen und dieselben präparieren lassen soll, welche wenig oder gar keine Milch erfordern.

Dezember

a. Vom 1. Dezember bis gegen den April, wenn die Kälte groß und die Weiher zugefrieren, muß der P. Kuchelmeister Sorge tragen, daß in denselben schier täglich eine Öffnung gemacht werde, ansonsten, wenn die Fische keine Luft haben, ersticken sie gern.

b. Weilen von dem Monat Dezember bis gegen den März oder auch noch April bei stark anhaltender Kälte die Fischweiher mit Eis bedeckt werden, solle daselbst täglich eine Öffnung gemacht werden, ansonsten müssen die Fische ersticken.

## Joseph Alois Rink

### Ein vergessener schwäbischer Heimatforscher

Heimatforscher finden bei der zünftigen Wissenschaft wenig Beachtung. Nur allzu schnell wird ihnen ihre selbstgewählte Beschränkung auf ein eng umgrenztes Forschungsgebiet als Beschränktheit ausgelegt. Wenn man aber einmal die Fülle heimat- und ortskundlicher Literatur überblicken kann, wie sie für Baden-Württemberg in jüngster Zeit verschiedentlich zusammengetragen wurde, verspürt man viel vom Fleiß und vom Sachverstand der oft so geringschätzig behandelten Heimatforscher. Mit zu den Ersten im schwäbischen Bereich, die heimatgeschichtliche Forschung aus dem Bereich der Sagen und Legenden herausholten, gehört JOSEPH ALOIS RINK (1756–1825), ein Pfarrer, Schulmann und Geschichtsforscher zugleich. In seiner letzten bedeutenden Veröffentlichung, der *Beschreibung des Königl. Württembergischen Oberamts Geißlingen an der Steige* (1823), schreibt er im Vorwort: *Und so glaubt man, den Leser nicht bloß mit Sagen unterhalten, sondern ihm die wahren Verhältnisse der ältern und jüngsten Zeit erzählt, und ihn damit bekannt gemacht zu haben.* Was er hier gegen Ende seines Lebens formulierte, hatte er zuvor in zahlreichen Veröffentlichungen praktiziert. Im Mittelpunkt seiner Interessen stand dabei ganz eindeutig das Geschlecht der Freiherren bzw. Grafen VON RECHBERG und deren angestammtes Territorium um die Stammburg Hohenrechberg (Ostalbkreis). Für RINK, der als Pfarrer das rechbergische Territorium nie verließ, war dies nicht nur das nächstliegende Thema. Mit seiner vielfältigen Bearbeitung erwiderte er Anerkennung und Förderung, die er bei seiner Herrschaft immer genoß. Schon in seiner ersten geschichtlichen Veröffentlichung, der *Kurzgefaßte(n) Geschichte und Beschreibung der Reichs-*

## Heribert Hummel

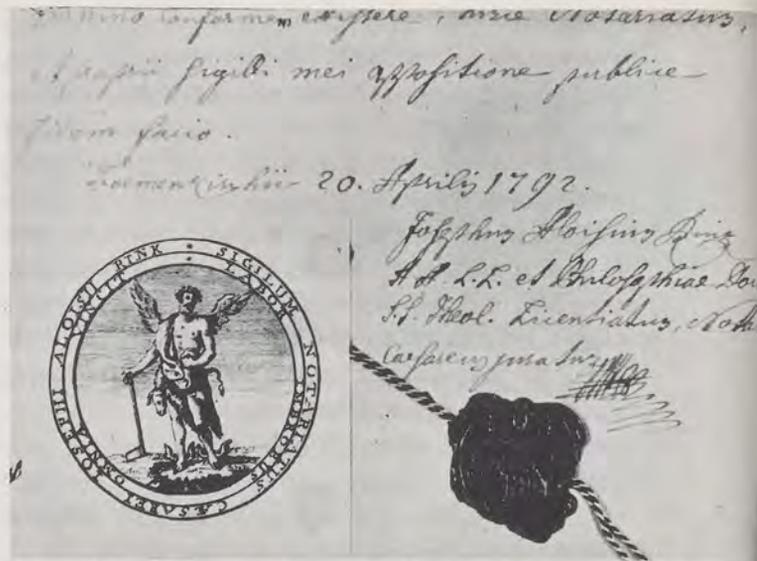
*stadt Schwäbisch Gmünd* (1802) setzt er zum Verfasseramen voll Stolz die Amtsbezeichnung *Rechbergischer Pfarrer zu Böhmenkirch*.

Vom Schulmeistersohn zum Dekan

FRANZ JOSEPH ALOIS RINK wurde am 12. März 1756 im rechbergischen Residenzstädtchen Weißenstein (Kreis Göppingen) als Sohn des Schulmeisters und Organisten JOSEPH RINK geboren. Schulunterricht und musikalische Ausbildung erhielt er zunächst beim Vater. Bei den finanziell bescheidenen Verhältnissen im Elternhaus – der Vater erhielt von jedem Schulkind nur einen Kreuzer wöchentlich, dazu die schmale Organistenbesoldung – war an eine weiterführende Ausbildung nicht zu denken. Es war die Herrschaft, die auf die Begabung des Dreizehnjährigen aufmerksam wurde und ihm 1769 den Besuch des vielgerühmten Klostersgymnasiums der Benediktiner zu Neresheim ermöglichte. Hier machte er eine lebensbestimmende Bekanntschaft. Als Novizenmeister und Lehrer der Philosophie wirkte damals in Neresheim BENEDIKT MARIA WERKMEISTER, der später den Benediktinerorden verließ, württembergischer Hofprediger wurde und seit 1806 als aufgeklärter Theologe dem Katholischen Kirchenrat angehörte. Nach dem Abschluß der Gymnasialstudien bezog RINK 1774 die bayerische Landesuniversität Ingolstadt zum Studium der katholischen Theologie. Den Freiplatz an der Universität verdankte er dem in hohen bayerischen Diensten stehenden Freiherrn MAX EMANUEL VON RECHBERG. Die Universitätsausbildung eines künftigen katholischen Geistlichen war damals durchaus

nicht selbstverständlich. Es scheint, daß die Herrschaft mit ihm einiges im Sinn hatte. RINK kam in einer unruhigen Zeit nach Ingolstadt. Der Jesuitenorden, der für Ingolstadt zahlreiche Professoren gestellt hatte, war kurz zuvor aufgelöst worden. Doch war auch dann das geistige Klima an der Universität nicht so ausschließlich vom Geist der kirchlichen Aufklärung getragen, wie dies etwa bei den rheinischen Universitäten zu beobachten ist. Immerhin wirkte noch während RINKS Studienzeit in Ingolstadt JOHANN MICHAEL SAILER, der sich immer mehr zum entschiedenen Gegner der Aufklärungstheologie entwickelte. In Ingolstadt wirkte aber auch ein ADAM WEISHAUPT als Kirchenrechtslehrer, der 1776 den Illuminatenorden gründete, dem RINK allerdings nie beiträt. Im Blick auf seine späteren geschichtlichen Forschungen dürfte von Belang sein, daß die in Ingolstadt schon 1720 eingerichtete Geschichtsprofessur damals vom Benediktiner HERMANN SCHOLLINGER betreut wurde, der die umfangreiche Quellensammlung der *Monumenta Boica* begründete. Es mag sein, daß SCHOLLINGER den Studenten RINK in das quellenmäßige Studium der Geschichte einführte und ihn zu eigenen Forschungen anregte. Mit dem Lizentiat in Philosophie und Theologie ging RINK 1779 von der Universität ab, um dann in Meersburg am Priesterseminar des Bistums Konstanz seine praktische Ausbildung zum Geistlichen zu beginnen. Am 25. März 1780 wurde er in Meersburg zum Priester geweiht.

Dem Neupriester RINK blieb die zuweilen entwürdigende Suche nach einer Anstellung erspart. Die rechbergische Herrschaft bestellte ihn alsbald zum Hofmeister (Hauslehrer) der jugendlichen Freiherrn auf Schloß Weißenstein. Unter ihnen befand sich ALOYS VON RECHBERG, der es in der Nachfolge eines Grafen MONTGELAS bis zum bayerischen Staatsminister bringen sollte. Schon am 31. Dezember 1781 wurde ihm das neugeschaffene Amt des *Landes-Schuldirektors* übertragen. Als solcher hatte er dafür zu sorgen, daß im rechbergischen Territorium die *Normalschule* nach österreichischem Vorbild eingeführt wurde. Ohne dieses Amt abzugeben, wurde er 1783 zum Pfarrer an der Wallfahrtskirche auf dem Hohenrechberg bestimmt. Die doppelte Tätigkeit scheint ihm immerhin soviel Muße gelassen zu haben, daß er 1784 in Weißenstein ein *Lehrbüchlein* und ein *Rechnungsbüchlein*, beide zum Gebrauch der *Reichsfreiherrl. Rechbergischen Landschulen* herausbringen konnte. Damit begann eine reiche literarische Tätigkeit, über die ausführlich eine Bibliographie am Schluß dieses Beitrags unterrichten soll. In welchem Maße ihn die Marienwallfahrt auf den Hohenrechberg beeindruckte, läßt sich nicht mehr beurteilen.



Oben: Notariats-Sigill des Kaiserlichen Notars DR. JOSEPH ALOYS RINK. –

Rechts: Schloß Weißenstein (heute in Privatbesitz). Hier wirkte Rink als Hofmeister der jungen Freiherrn VON RECHBERG. Im Vordergrund die Stadtpfarrkirche, deren Pfarrer RINK zeitweilig war. (Foto: Traute Uhland-Clauss)

Jedenfalls ist RINK später ein entschiedener Gegner des Wallfahrtswesens. Schon 1785 wurde er auf Vorschlag der Herrschaft auf die gut dotierte Pfarrei seiner Heimatstadt Weißenstein und 1790 auf die Pfarrei Böhmenkirch (Kreis Göppingen) befördert. An beiden Pfarrorten hatte er es wiederum mit Wallfahrten zu tun. Zu Weißenstein gehörte die erst im frühen 18. Jahrhundert errichtete Bernharduskirche auf dem Spitzkopf, zu Böhmenkirch die alte Kolomanskapelle. Mit dem Abbruch beider Kapellen, den er später zielstrebig betrieb, gelang ihm auch die Abschaffung der dorthin führenden Wallfahrten. Bald nach Antritt der Pfarrei Weißenstein ging wohl ein Herzenswunsch in Erfüllung: 1791 wurde RINK von der Universität Ingolstadt zum Doktor der Philosophie promoviert. Den Abschluß seiner geistlichen Karriere im rechbergischen Territorium bildete die Berufung zum Pfarrer in Donzdorf (Kreis Göppingen) im August 1806. Wenige Monate später wurde die Grafschaft unter Bayern und Württemberg aufgeteilt. Donzdorf kam an Bayern, das den Ort erst 1810 wieder an Württemberg abtrat. Als kirchlicher Aufklärer erwies sich RINK vor allem durch seine praktischen Reformen im Pfarreileben, die manchen Gläubigen wie eine Revolution vorgekommen sein mögen. So favorisierte er Predigt und Katechese, den volkssprachlichen Gottesdienst und die eine *Bruderschaft von der Liebe Gottes und des Nächsten* als Ersatz für die zahlreichen anderen, abgeschafften Bruderschaften. Für RINK stand Kirche

und Religion als moralische Anstalt im Vordergrund. Bezeichnend dafür ist die Eingangsfrage in seinem 1817 anonym veröffentlichten *Katechetischen Unterricht in der Katholischen Religions-Lehre für die größere Jugend*. Sie lautet: *Was ist christliche Religion? Die Lehre von Gott und unseren Pflichten, so wie sie Christus gelebt hat*. Bei den kirchlichen und staatlichen Behörden stieß RINK mit seinen Reformen wohl auf Verständnis. Der Konstanzer Generalvikar VON WESSENBERG war selber ein Vertreter aufgeklärter Theologie. In dem von diesem ins Leben gerufenen *Archiv für die Pastorkonferenzen in den Landkapiteln*

*des Bisthums Konstanz* veröffentlichte RINK seit 1804 mehrere kleine Beiträge. BENEDIKT WERKMEISTER, den er von Neresheim her kannte, sekundierte er in den Jahren 1803 bis 1806 mit einigen kleinen, stets anonym veröffentlichten Kampfschriften, die insbesondere für die Muttersprache beim Gottesdienst und gegen den Zölibat der Priester eintraten. WERKMEISTER hat dies RINK sicher nicht vergessen, als er 1806 in den Katholischen Kirchenrat berufen wurde, der die staatliche Kirchengeschichte ausübte. Auch mit Generalvikar KELLER, dem 1817 die konstanzer Pfarreien unterstellt wurden, hatte RINK



freundschaftliche Beziehungen, die sich nicht zuletzt darin zeigten, daß KELLER ihn 1817 als Generalvikariatsrat nach Rottenburg holen wollte, was allerdings an der staatlichen Zustimmung scheiterte. Wie eng die Beziehungen zu WERKMEISTER waren, beweist, daß RINK ihm 1822 bei einer Probewahl für den künftigen Bischof von Rottenburg seine Stimme gab.

Bei so guten Beziehungen konnte es nicht ausbleiben, daß der Donzdorfer Pfarrer zu Höherem berufen wurde. Schon bald nach Antritt der Donzdorfer Pfarrstelle wurde er zum Kammerer, d. h. zum Vermögensverwalter des Dekanates Geislingen (Steige) berufen. Nach 1810 fungiert er als *Adjunkt* des Dekans GRUPP in Winzingen und löst diesen 1815 im Amt des Dekans ab. Bei der Zusammenlegung der Dekanate Geislingen und Wiesensteig zum Dekanat Eybach im Jahre 1821 wurde RINK dann dessen erster Dekan. An äußeren Ehrungen mußte er sich hingegen bescheiden. Weder wurde er von der Kirche zum *Geistlichen Rat* ernannt, noch erhielt er staatlicherseits einen Orden. Erst kurz vor Lebensende wurde er von König WILHELM zum Mitglied des *Vereins für Vaterlandskunde* ernannt. Am 19. März 1825 verstarb RINK in Donzdorf, wo er auch begraben wurde. Von seiner nicht unbeträchtlichen Hinterlassenschaft vermachte er 2000 Gulden den Schulen an den Orten, wo er als Pfarrer gewirkt hatte. *Den größten Teil seines nicht unbedeutenden Vermögens aber vermachte er einem wackern Frauenzimmer, das ihm eine lange Reihe von Jahren hindurch sein hausväterliches Leben erleichtert hatte.* So rühmt es jedenfalls der evangelische Prälat von Schwäbisch Hall JOHANN GOTTFRIED PAHL in einem Nachruf.

Wie nicht anders zu erwarten, wurde und wird das Leben und Werk von RINK recht unterschiedlich gewürdigt. Einen rühmenden Nachruf veröffentlichte der schon erwähnte evangelische Theologe PAHL im *Nürnberger Correspondenten*, der vom *Neuen Deutschen Nekrolog der Deutschen* (1825) übernommen wurde. PAHL schreibt: *Rink's Bildung fiel in die Zeit, in der der Geist der Wissenschaft und der Aufklärung auch in die katholischen Schulen einzudringen begann und bald schloß er sich an den Kreis der Männer an, die damals durch das ganze katholische Deutschland verbreitet, mit eben so viel Eifer als Erfolg, dem Obscurantismus und dem Ultramontanismus entgegen wirkten und die Sache des Lichts und der geistigen Freiheit förderten.* Bei einem aufgeklärten Geist wie PAHL wundern solche Sätze nicht. Eher abwertend urteilt einer seiner Nachfolger im Donzdorfer Pfarramt, Pfarrer RÜHLE (um 1850): *Derselbe war ein sehr gelehrter Mann . . . in kirchlichen Dingen huldigte er der Deuschtümelei . . ., die vom Papst möglichst wenig wis-*

*sen wollte und was der Kirche war, den Händen der weltlichen Regierung überlieferte. Er war daher ein Günstling des nachher in Stuttgart so mächtigen oder gewalttätigen Werkmeisters.* Ähnlich dürfte auch die kirchlich-offizielle Einschätzung RINKS und verwandter Geister bis in unser Jahrhundert hinein ausgefallen sein. Die neuere Kirchengeschichtsschreibung kommt zu einem differenzierteren Urteil: *Unter den gemäßigten Aufklärern – so z. B. in der Diözese Konstanz unter Wessenberg – gab es eine Reihe geistig hochstehender Priester, die ihrem Stande als eifrige Seelsorger, gute Prediger, ausgezeichnete Katecheten Ehre machten.* RINK wird man dazu rechnen dürfen. Wissen wir doch von seinem einstigen Pfarrkind in Donzdorf, dem nachmaligen Freiburger Theologieprofessor FRANZ ANTON STAUDENMAIER, daß in Donzdorf in seiner Jugendzeit die Fronleichnamsprozession durchaus in feierlicher Weise gehalten wurde. Man wird jedenfalls WOLFGANG IRTENKAUF zustimmen dürfen, der RINK zu den *bedeutendsten Gestalten zählt, die das Donzdorfer Pfarrhaus je beherbergt hat* (Heimatbuch Donzdorf, 1976, S. 43).

#### Der Geschichtsforscher

Er war kaum Pfarrer auf Hohenrechberg geworden, da faßte RINK den Plan, eine quellenmäßige Darstellung der Familiengeschichte der Herren VON RECHBERG zu schreiben. 1783 wandte er sich an MAXIMILIAN VON RECHBERG nach München: *Für die gnädige Erlaubnis, von Donzdorf genealogische Schriften abzufordern, danke ich unterthänig; ich bitte aber gleichfalls, dem*



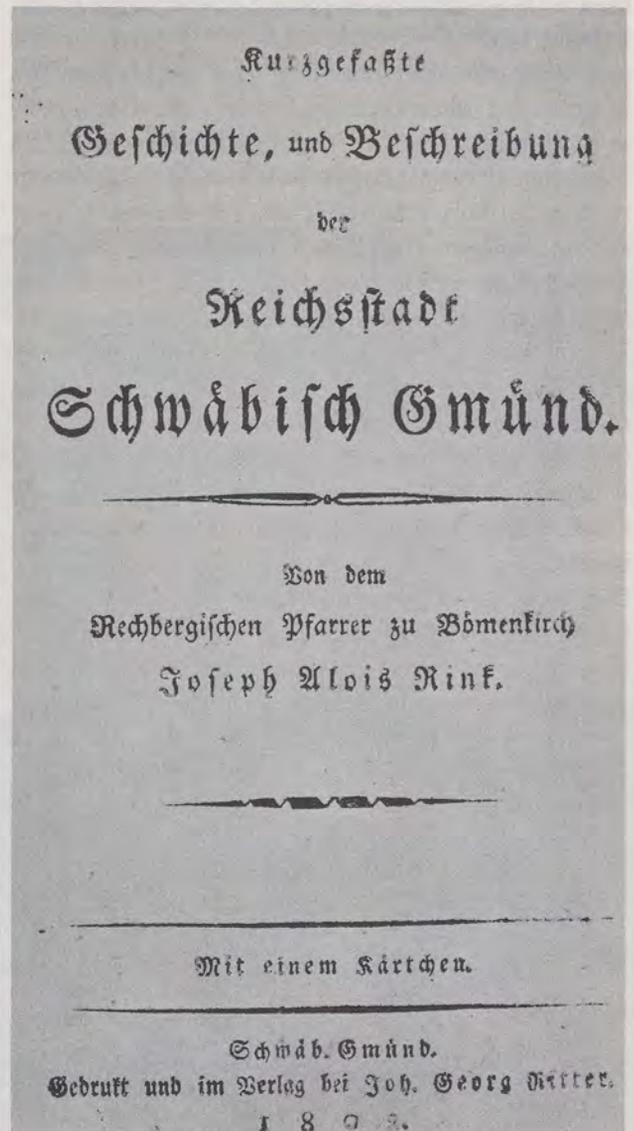
hiesigen Obervoigt Erlaubnis zu erteilen, daß ich auch in hiesiger Kanzlei nachsehen darf; aber eben hier sollte sich die Erlaubnis auf die ganze Kanzlei erstrecken; denn ich habe es nur von weitem gesehen, daß alles in einer großen Nichtordnung liegt, und es könnte leicht sein, daß da und dort etwas läge, welches mir vieles aufklären könnte. Ich versichere hingegen Euer Exzellenz hier schriftlich, daß ich nichts veruntreuen werde. Die Arbeit ist sehr langsam und ineinander verschlungen; ich hoffe aber nichts desto weniger in einer Zeit von einem Jahr sehr weit zu kommen, da ich freien Zutritt in die Kanzleien Euer Exzellenz bekomme.

Diese Familiengeschichte der Dynasten von Rechberg sollte sein Lebenswerk werden. Es dauerte mehr als zwanzig Jahre, bis RINK im Jahre 1806 das fünfbandige Werk der Herrschaft überreichen konnte. Der sicher vorhandene Wunsch, das Werk möge zum Druck befördert werden, erfüllte sich nicht. Dazu PAHL: *Das Werk selbst aber, das bei seinem Umfang und bei der speziellen Beziehung seines Inhalts nicht wohl öffentlich erscheinen konnte, legte er im rechbergischen Archive nieder, wo es der Aufmerksamkeit der künftigen Forscher der Schwäbischen Geschichte nicht entgehen wird.* In welchem Maße dieses Werk dann tatsächlich benützt wurde, läßt sich nur schwer beurteilen. Denn, um es vorwegzunehmen, RINK wurde und wird viel benützt, aber selten zitiert. Wohl nie zur Veröffentlichung waren chronikalische Notizen bestimmt, die er 1806 bis 1822 in einem Donzdorfer Taufregister niederschrieb.

Von größerer Bedeutung wurden die gedruckten Arbeiten. Sie gehen ganz wesentlich auf das Material zurück, das er bei der Ausarbeitung der rechbergischen Familiengeschichte zusammengetragen hatte. Merkwürdig berührt, daß die erste eigenständige Veröffentlichung zu einem geschichtlichen Thema erst spät erfolgte, im Jahre 1802. Als seine *Kurzgefaßte Geschichte und Beschreibung der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd* im Verlag Ritter erschien, war RINK immerhin 48 Jahre alt. Das kleinformatige Bändchen mit nur 96 Seiten und einem gestochenen Kärtchen erfüllt keine großen Erwartungen. PAHL meint zu recht, daß die Veröffentlichung *in ihrem Inhalte zu dürftig und in ihrer Bearbeitung zu unvollkommen (ist), als daß sie die Beachtung der Kenner hätte auf sich ziehen können.* Das gleiche gilt auch von seiner zweiten geschichtlichen Arbeit, der 1809 veröffentlichten *Geschichte des Königreichs Württemberg*. RINK selbst nennt das Büchlein im Titel *Ein Lesebuch für den Bürger und die Jugend des Königreichs*. Diesem Anspruch wird die Veröffentlichung gerecht. Bemerkenswert ist, daß er sich mit der württembergischen Geschichte schon zu einem Zeitpunkt befaßt, an dem Donzdorf noch bayerisch ist. Nicht recht erklä-

ren läßt sich, warum RINK dieses Werk anonym veröffentlichte. Allenfalls könnte daran gedacht werden, daß es ihm nicht opportun erschien, als bayerischer Pfarrer eine württembergische Geschichte zu schreiben, zumal wenn die Grafen von RECHBERG in hohen bayerischen Diensten stehen.

Bedeutender als diese beiden eigenständigen Buchveröffentlichungen sind einige kleinere Beiträge, die er für ein groß angelegtes literarisches Unternehmen beisteuerte. Der Herzoglich Anhaltische Rat FRIEDRICH GOTTSCHALCK hatte die Absicht, nach und nach alle Burgen und Schlösser Deutschlands in einer Veröffentlichungsreihe vorzustellen. Ein erster Band erschien 1810 unter dem Titel *Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands*. Ein zweiter Band folgte schon 1811. GOTTSCHALCK war schnell klar geworden, daß er ein so breit angelegtes Unternehmen nicht alleine bewältigen konnte. Tatsächlich wurden ihm dann auch bald nach Erscheinen des ersten Bandes unaufgefordert Beiträge und Materialien zugesandt, für die er sich im Vorwort zum zwei-



ten Band bedankt: *Von mehreren Seiten sind mir von Freunden, die sich mein Büchlein erworben hat, Beiträge geworden. Einen Theil derselben enthält dieser zweite Band, und von den übrigen werde ich demnächst Gebrauch machen.* Im zweiten Band findet sich die Beschreibung der Burg Hohenstaufen, im dritten die Beschreibung der Burg Hohenrechberg, im vierten die Beschreibung der Burg Staufenek (bei Salach, Kreis Göppingen) und im fünften Band die Beschreibung der Burg Scharfenberg (bei Donzdorf). Eigentlich wäre zu erwarten, daß RINK die Beschreibung dieser Burgen, die sich bis auf Hohenstaufen alle einmal im rechbergischen Besitz befunden haben, übernommen hätte. Eindeutig geht dies nur aus der Beschreibung der Burg Scharfenberg hervor, die am Schluß mit *Rink* gezeichnet ist. Im Inhaltsverzeichnis zum fünften Band heißt es dazu etwas ausführlicher: *Vom Herrn Dechant Rink in Donzdorf.* Der Beitrag über Hohenrechberg ist mit *C. G. Brenner* gezeichnet, dazu die Bemerkung im Inhaltsverzeichnis: *Vom Herzoglich Anhaltischen Legationsrathe Herrn Brenner in Regensburg eingesandt.* Es ist schon merkwürdig, daß dieser Legationsrat BRENNER in Regensburg die Beschreibung der rechbergischen Stammburg übernommen haben soll. Das Rätsel wird durch ein Nachwort zur Beschreibung der Burg Staufenek etwas gelüftet. Dort heißt es: *Diese Nachrichten (zur Burg Staufenek) sind meistens aus Urkunden und anderen Archivalschriften entworfen worden, vom Verfasser der Materialien des Aufsatzes über die alte Burg Hohenrechberg im 3ten Bande dieses Werkes. R.* Hinter diesem *R* versteckt sich eindeutig RINK. Im Inhaltsverzeichnis heißt es nämlich zum Beitrag über Staufenek: *Vom Herrn Pfarrer R . . . . in D . . . .* Es läßt sich heute nicht mehr bestimmen, warum sich RINK nur so versteckt zur Verfasserschaft seiner Beiträge für dieses Unternehmen bekannte.

Die wohl selbstgewählte Anonymität hatte ihre Konsequenzen. Obwohl zumindest im heimatlichen Bereich seine Verfasserschaft hätte durchschaut werden müssen, wird etwa der Beitrag über Staufenek zweimal nachgedruckt, ohne daß der Name des Verfassers auch nur angemerkt würde. Dies geschah das erstemal noch zu Lebzeiten RINKS, als GUSTAV SCHWAB den Beitrag in sein populäres Werk *Die Neckarseite der Schwäbischen Alb* (1823) aufnahm. SCHWAB war immerhin so ehrlich, dem Nachdruck die Anmerkung beizufügen: *Die Beschreibung dieses Schlosses ist aus Gottschalcks Ritterburgen, mit den nöthigen Abkürzungen ausgezogen.* Auch den Beitrag über Hohenrechberg verwendet SCHWAB. Da es diesem mehr um die Beschreibung der Landschaft und der Baulichkeiten ging, verzichtet er auf das reiche

Urkundenmaterial zur Geschichte der Burgherren, das RINK dem Beitrag über Staufenek beigelegt hatte. Weitaus skrupelloser ging A. KOCH vor, der sich wohl an den Erfolg der Bücher von GOTTSCHALCK anhängen wollte und seinerseits 1828 in sechs Bänden *Die Ritterburgen und Bergschlösser im Königreich Württemberg* in Cannstatt veröffentlichte. Im Vorwort zum ersten Bändchen schreibt KOCH: *Es kann also, wie oft irrig angenommen wird, eine Burgbeschreibung nicht aus Büchern zusammengetragen werden; erst wenn man an Ort und Stelle die Materialien gesammelt hat, können Notizen, die sich in Schriften finden mögen, verglichen, geprüft und am passenden Ort eingefügt werden.* Dabei vergißt er nicht zu erwähnen, daß solch ein Unternehmen oft wirklich mit Lebensgefahr verbunden ist. Bei der Beschreibung der Burgen Staufenek und Hohenstaufen mußte sich KOCH bestimmt nicht in Lebensgefahr begeben. Beide Beiträge sind wortwörtlich von GOTTSCHALCK übernommen. Einen Hinweis darauf oder gar auf RINK sucht man vergeblich. Im Gegensatz zu SCHWAB bietet KOCH auch den Urkundenteil, der in späterer Zeit von einiger Bedeutung wurde. Er wurde oft benutzt, aber nur selten zitiert. So etwa auch in der *Beschreibung des Oberamts Göppingen* (1844) durch Finanzrat MOSER. Bei der Behandlung der Burg Staufenek verweist MOSER völlig korrekt auf SCHWAB als Quelle, der aber den Urkundenteil nicht bietet, den MOSER abdruckt, allerdings in eigener Formulierung und mit einigen Ergänzungen. Daß MOSER aber RINK bzw. GOTTSCHALCK benützt hat, vielleicht auf dem Umweg über KOCH, geht schon draus eindeutig hervor, daß MOSER auch die Fehler RINKS mit übernimmt. Diese Fehler ziehen sich bis in die jüngste Vergangenheit wie ein roter Faden durch zahlreiche Veröffentlichungen zum Geschlecht der Erbauer von Burg Staufenek, den Herren VON STAUFENECK. Die Fehler wiegen allerdings nur lokalgeschichtlich schwer. So sieht z. B. RINK im Blick auf eine Urkunde des Jahres 1303 LUDWIG VON STAUFENECK als *Schenk* und *Johanniterkomtur* in Schwäbisch Hall. Beide Titel beziehen sich aber auf einen in dieser Urkunde nicht namentlich genannten Schenken VON LIMPURG. Da auch ALBERTI in seinem viel benützten *Württembergischen Adels- und Wappenbuch* (1916) den Fehler übernimmt, gelten die Herren VON STAUFENECK seither als Inhaber des Schenkenamtes. Ein zweites Versehen RINKS liegt darin, daß er einen ULRICH VON STAUFENECK in die Landesgeschichte einführt, den es zwar gegeben hat, aber nicht als Mitglied der schwäbischen Ministerialenfamilie, sondern als Mitglieder eines bayrisch-österreichischen Geschlechts, das sich ebenfalls nach seiner Stammburg Staufenek (bei Bad

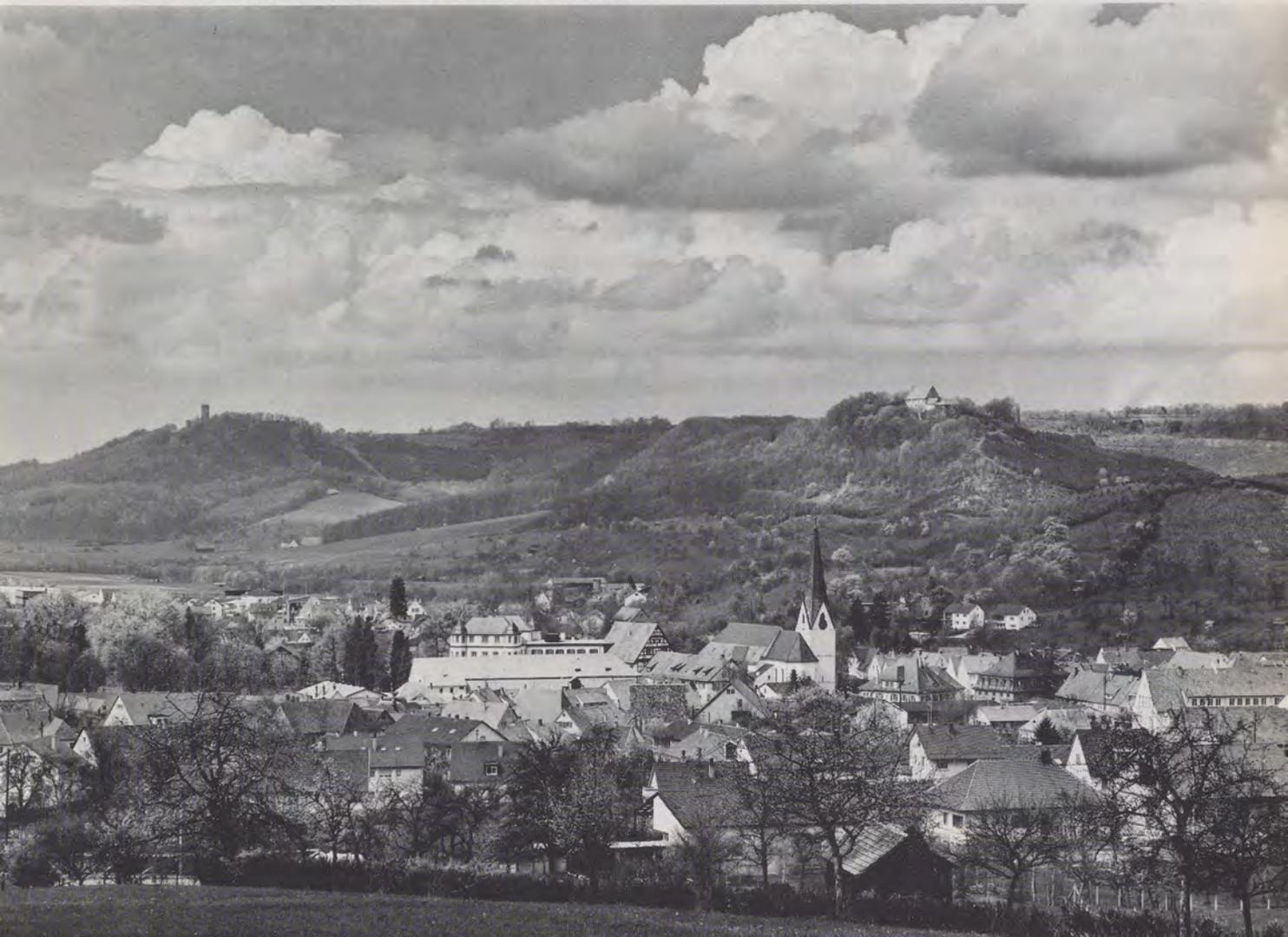
Reichenhall) benannte. Über die Oberamtsbeschreibung wurde auch dieser Fehler fester Bestandteil heimatlicher Geschichtsschreibung.

Vor den insgesamt geringfügigen Fehlern verblasen die Leistungen keineswegs. Die Arbeit über Staufeneck zeigt, daß RINK – wenn möglich – auf Originalurkunden zurückgriff. Wo sie fehlen oder nicht eingesehen werden konnten, benützt er die spärliche Literatur, die zum Gebote stand. Zitiert werden immer wieder MARTIN CRUSIUS mit seiner *Schwäbischen Chronik*, die Urkundensammlung *Monumenta Boica*, und FALKENSTEINS *Geschichte von Baiern*. Aus einer späteren Veröffentlichung wissen wir, daß er auch den *Codex diplomaticus* des TRUDPERT NEUGART, die *Geschichte der Bischöfe von Augsburg* von BRAUN und von JOHANN HERKULES HAID das Werk über *Ulm mit seinem Gebiete* besaß. Die genannten Werke haben auch heute noch ihren Wert. RINK war einer der Ersten, die sich an die Beschreibung der im Königreich Württemberg neu formierten Oberämter machten. 1823 gab er bei WOHLER in Ulm eine *Beschreibung des Königl. Württembergischen Oberamts Geißlingen an der Steige* in Kommission. Im Titel nennt er sich *Dr. Joseph Alois Rink, Dekan des*

*Landkapitels Eibach und Pfarrer in Donzdorf*. Es scheint, daß er für die Druckkosten selbst aufkommen mußte. Der Verlag sah zum damaligen Zeitpunkt wohl noch keinen Markt für eine derartige Veröffentlichung. Im Vorwort stehen einige bemerkenswerte Sätze: *Der Verfasser dieser Beschreibung benützte von jeher seine Nebenstunden zu geschichtlichen Untersuchungen der ehemaligen und jetzigen Verhältnisse seiner nächsten Umgebung, und unter diesen widmete er seine besondere Aufmerksamkeit dem Königl. Oberamt Geißlingen an der Steige, worinn ihm sein Wirkungskreis von der Vorsehung angewiesen ist*. In fortschrittlicher Weise bietet RINK in der Oberamtsbeschreibung auch statistisches Material, welches ihm die *wohlhälllichen Pfarreyen freundschaftlich* zur Verfügung stellten. Das kleinformatige Büchlein mit 146 Seiten fand später nicht die gebührende Beachtung. So bedankt sich der Verfasser der offiziellen Geislinger Oberamtsbeschreibung von 1842 für mancherlei Beihilfe, der Vorarbeit von RINK wird aber nicht gedacht.

Mit seiner letzten Veröffentlichung kehrte RINK an den Ausgangspunkt seiner Forschungen zurück. In dem kurz zuvor von D. G. MEMMINGER begründeten *Württembergischen Jahrbuch für vaterländische Ge-*

Blick auf Donzdorf; im Hintergrund die ehemals reichbergischen Burgen Staufeneck (links) und Ramsberg (rechts). (Foto: Traute Uhland-Clauss)



schichte, Geographie, Statistik und Topographie veröffentlichte er 1824 einen Aufsatz über *Die Stammburg Büren, oder die ursprüngliche Heimat der nachmaligen Herzoge von Schwaben und Kaiser aus dem Hohenstaufischen Hause*. Die von ihm in diesem Aufsatz geäußerten Ansichten über die Herkunft der drei Familien VON STAUFEN, VON RECHBERG und VON STAUFENECK sind heute nicht mehr aktuell, doch verraten sie eigenständige Überlegungen. Sein erster diesbezüglicher Kritiker, H. BAUER, setzt sich in einer Arbeit über *Die ältere Genealogie der Grafen von Rechberg* (Württ. Jahrbücher 1870, S. 528/29) mit RINK auseinander, dessen Namen nennt er aber nicht.

#### Bibliographie der Druckschriften

Die nachfolgende Bibliographie versucht alle gedruckten Veröffentlichungen zu erfassen. Eine Vollständigkeit kann aber schon deswegen nicht erreicht werden, weil RINK recht häufig anonym veröffentlichte und die Überlieferung der Werke außerordentlich schlecht zu sein scheint. Die Württembergische Landesbibliothek in Stuttgart besitzt nur vier Werke (Liste Nr. 5, 14, 19 und 23), dazu einige nicht selbständige Werke (Nr. 18, 20 und 22). Zu einer Bibliographie gibt es mehrere Ansätze, die aber meist tendenziös gefärbt sind. Bei JOHANN JACOB GRADMANN: *Das gelehrte Schwaben oder Lexikon der jetzt lebenden schwäbischen Schriftsteller*. (Ravensburg 1802, S. 501) finden sich die Schriften Nr. 1–4; bei FELDER-WAITZENEGGER *Gelehrten- und Schriftstellerlexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit* (Band 2, 1820, S. 165) finden sich die Schriften Nr. 1–5 und 11–14. Bei der antiaufklärerischen Tendenz der Herausgeber wundert es nicht, daß die aufklärerischen Schriften fehlen. Das Lexikon war wohl auch schon 1817 redaktionell abgeschlossen. PAHL bietet in seinem Nekrolog *Neuer deutscher Nekrolog der Deutschen* (3, 1825, S. 1597–1600) die Schriften Nr. 5, 6, 9, 14 und 23, also die aufklärerischen und geschichtlichen Werke. Daneben erwähnt er pauschal mehrere auf die Aufklärung des Volkes berechnete Erbauungsschriften, die in seinem nächsten Umkreise immer mit Liebe aufgenommen wurden und weit umher wirkten (vielleicht die Nr. 11–13 und 15). Des weiteren verweist PAHL darauf, daß RINK an einigen Journalen, die zum Behufe der Berichtigung des religiösen Begriffs seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in dem katholischen Deutschland erschienen, Antheil hatte. Um welche Journale es sich dabei handelt, konnte nicht festgestellt werden. Vermißt wird jedenfalls seine Mitarbeit in der Reihe, in der sie noch am ehesten zu erwarten wäre, in der von BENEDIKT WERKMEISTER herausgegebenen *Jahrschrift für Theologie und Kir-*

*chenrecht der Katholiken* (Ulm, 6 Bände zu je 3 Heften, 1806–1820). Auch scheint sich RINK nicht an der von PAHL herausgegebenen *Nationalchronik der Deutschen* (Schwäbisch Gmünd 1802 ff.) beteiligt zu haben. Eine weitere Bibliographie bietet dann STEPHAN JAKOB NEHER *Statistischer Personal-Katalog des Bisthums Rottenburg* (Schwäbisch Gmünd 1878, S. 422/23). Dort fehlen wiederum die aufklärerischen Schriften (angeführt die Nr. 1–5 und 11–14). Weitere Hinweise auf Schriften RINKs bei FRIEDRICH LAUCHERT *Franz Anton Staudenmaier* (Freiburg/Brsg. 1901, S. 9 mit Anm. 3). Dort wird vor allem auf die Beiträge im Konstanzer Pastoralarchiv verwiesen.

1. Lehrbüchlein zum Gebrauch der Reichs-Freyherrl. Rechbergischen Landschulen. Weißenstein 1874. 8°
2. Rechnungsbüchlein zum Gebrauch der Reichs-Freyherrl. Rechbergischen Landschulen. Weißenstein 1874. 8°
3. Lobrede auf den sel. Lorenz von Brundus, General des Kap.-Ordens, gehalten bey den Kapuzinern in Gmünd. Augsburg, bey Wolf, 1784. 8°
4. Betrachtungen über den 50sten Psalm Davids. Aus dem Französischen übersetzt. Augsburg, bey Wolf, 1785. 8°
5. Kurzgefaßte Geschichte, und Beschreibung der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd. Von dem Rechbergischen Pfarrer zu Böhmenkirch Joseph Alois Rink. Schwäbisch Gmünd, bey Ritter, 1802. Klein-8°
6. (Anonym) Patriotische Aufforderung an das katholische Deutschland zur Aufmerksamkeit bei Schließung eines neuen Concordats mit dem Papste. Ulm, bei Wohler, 1803. 8°
7. (Anonym) Unterricht für das katholische Volk in Deutschland über die Aufhebung der Ehelosigkeit der Priester. Ulm, bei Wohler, 1803. 8°
8. Über die Vorsichten, die der Prediger in Bekämpfung der Laster zu beachten hat, die in seiner Gemeinde mehr oder weniger im Schwang sind. In: Archiv für die Pastorkonferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz (APK), Band 2, Heft 8, S. 79–85
9. (Anonym) Woher es kommt, daß so viele katholische Geistliche den weisesten kirchlichen Verordnungen der Obrigkeit entgegenstreben? Ulm, bei Wohler, 1805. 8°
10. (Anonym) Die ersten Mittel dem Christenthum bey den Katholiken aufzuhelfen, 1. Aufhebung des Cölibats, 2. Einführung der Muttersprache beim Gottesdienste. Ulm, bei Wohler, 1806. 8°
11. Gemeinschaftliche Andacht von dem Leiden und Sterben Jesu, bey den gewöhnlichen Bethstunden am Freytag und Samstag der Charwoche. Ellwangen, bei Ritter, 1806. 8°

12. Andachtsübungen über die Vollkommenheiten Gottes, das Leben Jesu und die Tugenden seiner frommen Mutter Maria. Zum Gebrauch bey zehnstündigen und anderen bey der Kirche üblichen Bethstunden. Ellwangen, bei Ritter, 1806. 8°
13. Metten- und Vesperandachten für die höheren Festtage der katholischen Kirche, als Geburt Christi, Charwoche, Ostern, Himmelfahrt Christi, Pfingsten und das Fronleichnamfest nebst Todtmetten-Andacht. Gmünd, bey Ritter 1807
14. (Anonym) Geschichte des Königreichs Württemberg. Ein Lesebuch für den Bürger und die Jugend im Königreiche. Mit einer Stammtafel der Regenten von Württemberg. Gmünd, bey Ritter, 1809. 8°
15. Praktische Anordnung der nachmittäglichen Gottesverehrung der Bruderschaft von der Liebe Gottes und des Nächsten. In: APK 1809, Band 2, Heft 7, S. 39–51
16. Resultat der Konferenz des Landkapitels Geislingen vom 12. Juli 1810, 1. Ist der Gerhorsam gegen die Kirchenvorsteher, zumal gegen den Bischof, für den katholischen Christen von Wichtigkeit, und welche Beweggründe soll der Seelsorger benützen, ihn zu befördern. In: APK 1810, Band 2, Heft 11, S. 810–820
17. (Fortsetzung von Nr. 16) 2. Wie soll sich der Seelsorger benehmen, wenn er von seinen Pfarrangehörigen über bloß weltliche Dinge, besonders die mit der Regierung in Verbindung stehen, berathen wird?. In: APK 1810, Band 2, Heft 11, S. 820–824
18. G. C. Brenner: Hohenrechberg bei Gmünd im Königreich Württemberg. in: Friedrich Gottschalck: Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands. Halle an der Saale. Band 3 (1813), S. 299–310. (Die Materialien zu diesem Beitrag stammen von RINK.)
19. (Anonym) Katechetischer Unterricht in der katholischen Religions-Lehre Jesu. Für die größere Jugend. Ulm, bei Wohler, 1817. 8°
20. Staufeneck bei Göppingen im Königreich Württemberg. In: Fr. Gottschalck a.a.O., Band 4 (1818), S. 243–261
21. Pfarramts-Jubiläum zu Reichenbach im Landkapitel Geislingen, Oberamt Gmünd. In: APK 1819, Band 1, Heft 5/6, S. 151–175
22. Scharfenberg bei Göppingen im Württembergischen. In: Fr. Gottschalck a.a.O., Band 5 (1821), S. 113–124
23. Beschreibung des Königl. Württembergischen Oberamts Geißlingen an der Steige. Von Dr. Joseph Alois Rink, Dekan des Landkapitels Eibach und Pfarrer in Donzdorf. Ulm, in Commission bei Wohler, 1823. 8°
24. Die Stammburg Büren, oder die ursprüngliche Heimat der nachmaligen Herzoge von Schwaben und Kaiser aus dem Hohenstaufischen Haus. In: W. Jahrb. f. vaterl. Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. 1824, S. 170–188

## Alfred Wais und die Stuttgarter Kunstszene

*Als Vorabdruck erscheinen die folgenden Ausschnitte aus zwei Kapiteln einer Monographie über den Maler Alfred Wais, die aus Anlaß von dessen 75. Geburtstag demnächst im Konrad Theiss Verlag herauskommen soll. Ausgewählt wurden Passagen, die nicht so sehr auf Interpretation und Würdigung des Werkes von Alfred Wais ausgehen, sondern ein Licht auf die Stuttgarter Kunstszene der 50er und 60er Jahre werfen. Ein selektives Licht, gewiß. Aber vielleicht vermag es doch einige von den Voraussetzungen und Gründen zu erhellen, die anzuführen sind, wenn man herausfinden will, warum Stuttgart so manche Chance der letzten drei Jahrzehnte nicht genutzt hat und warum Stuttgarts Ruf als Kunststadt – trotz vieler verheißungsvoller Ansätze – nicht unumstritten ist. (Red.)*

Es waren nicht die materiellen Voraussetzungen für eine weitere Tätigkeit als Maler, die den Gedanken an einen Zusammenschluß von Künstlern wieder

aufkommen ließen, sondern das Bedürfnis nach neuer Orientierung. Seit der Ausschaltung der «Stuttgarter Neuen Sezession» in den dreißiger Jahren waren nur einzelne Verbindungen der Künstler untereinander geblieben. Was sich in anderen Teilen Deutschlands an Entwicklungen vollzog, geschah im Untergrund. Der Blick über die Reichsgrenzen hinaus war immer seltener möglich. Dann kam die völlige Unterbrechung durch die Kriegsjahre. Was mochte sich auf dem Gebiet der bildenden Kunst im vergangenen Jahrzehnt in den anderen europäischen Ländern abgespielt haben? Jetzt, nachdem die Fesseln der Diktatur gefallen, die bornierten Zumutungen an die Bildkunst aufgehoben waren, bildeten Zonengrenzen der Besatzungsmächte und Beschränkungen des Reiseverkehrs neue Hindernisse für einen freien Austausch der Meinungen und Vorstellungen. Nach Jahren der Isolierung

Rainer Zimmermann

hatte sich ein Heißhunger nach geistiger Begegnung, nach Aussprache, nach Kommunikation eingestellt. «Der Einzelne müßte in Zweifeln ersticken», meinte Wais einmal, wenn ihm nicht die Möglichkeit zur «Verständigung» gegeben werde.

Man hörte von einigen Unternehmungen in dieser Richtung. In Ehingen/Donau rief ein Arbeitsausschuß, der eine Ausstellung in Oberschwaben lebender Künstler zustande gebracht hatte, 1947 die «Oberschwäbische Sezession» ins Leben; neben dem Kunstkritiker Herbert Karl Kraft und dem Bildhauer Berthold Müller-Oerlinghausen gehörten ihr schon anfangs das Ehepaar Dethleffs (Isny), Wilhelm Geyer (Ulm) und Julius Herburger (Ravensburg) an. Dieser Zusammenschluß entwickelte sich später zur «Sezession Oberschwaben Bodensee». In Ulm kam es – unter führender Beteiligung Geyers – zur Gründung der «Gesellschaft 1950», die auch Schriftsteller, Musiker und Architekten einschloß. Wais trat ihr bei. In Stuttgart bildeten sich nach Wiedereröffnung der Kunstakademie und der Neu-

gründung des «Verbandes bildender Künstler» die Gruppe «Der Rote Reiter» und auch die «Stuttgarter Sezession», in Tübingen eine Vereinigung unter dem Namen «Ellipse». Wenig später wurde der «Künstlerbund Baden-Württemberg» ins Leben gerufen.

Wais sah die Notwendigkeit solcher Zusammenschlüsse ein, bemängelte aber, daß der Schwerpunkt ihrer Tätigkeit in der Organisation der Interessenvertretung lag und nicht in der ebenso dringenden Herstellung dessen, was er «Verständigung» nennt. Eine wirkliche Belebung der Kunstentwicklung vermochte er nur von Gruppen gleichgesinnter Künstler zu erwarten. Wenn es sich dabei auch nicht um die Festlegung auf eine «Stilrichtung» mit einem detaillierten Programm handeln mußte, eine Einigung über die gültigen Grundlagen der Malerei in dieser Zeit mußte zu finden sein. Wais hatte die Überzeugung: «Eine neue Wertbasis im überschaubaren Gebiet war dringend nötig.»

Nichts lag so nahe, wie die Mitglieder der früheren



«Stuttgarter Neuen Sezession» wieder zusammenzuführen. Die einstigen Satzungen, die eine Altersgrenze von 35 Jahren festgelegt hatten, konnten kein ernstes Hindernis sein. Bei Zusammenkünften in Stuttgart herrschte Einigkeit darüber, daß eine festere Verbindung notwendig sei. Schon schwieriger war es, die grundsätzliche Übereinstimmung in den künstlerischen Gesichtspunkten so zu formulieren, daß sich die sehr unterschiedlichen Temperamente, alles Schwaben und Künstler mit ausgeprägten Eigenvorstellungen, damit abfinden konnten. Als schwierigstes Problem stellte sich allerdings sehr bald die personelle Grenzziehung heraus. Besonders Lehmann, aber auch Henninger und Pahl waren für eine engere Begrenzung, Alfred Wais, der unermüdliche Betreiber dieses Zusammenschlusses, wollte die Grenzen weiterziehen und andere, zum Teil jüngere Maler zur Mitarbeit und zum Gedankenaustausch gewinnen.

Nach einer Kollektivausstellung in der Max-Wieland-Galerie in Ulm im November 1949 und der Be-

teiligung an der Ausstellung der Ulmer «Gesellschaft 1950» in denselben Räumen, gibt Wais 1951 einen umfangreicheren Graphik-Überblick im Kupferstichkabinett des Ulmer Museums und stellt wieder eine Kollektivausstellung im Kunsthaus Fischeinger in Stuttgart zusammen. Daneben verliert er die Bildung einer Künstlergruppe nicht aus dem Auge. Rückblickend hat Wais die Ziele so beschrieben: «. . . das Programm der Freien Gruppe . . . war nicht nur die Forderung des Gegenstands als Möglichkeit eines menschlichen Ausdrucks über die sich im dekorativ Geschmäckerischen erschöpfende modische Ungegenständlichkeit der Nachkriegszeit hinaus. Der andere, weit wichtigere Programmpunkt war der der Toleranz, beziehungsweise der Verständigung mit profilierten Genossen zwecks Findung einer neuen Bewertungsgrundlage.»

Die Gründung der «Freien Gruppe Stuttgart» im Jahre 1951 und die Vorbereitung ihrer ersten Ausstellung luden Wais nicht nur eine Menge prakti-

Links: Neuschnee. Ätzzradierung, 33/39 cm.

Unten: Beim Gartenhaus. Kaltnadelradierung, 26,5/35 cm.



scher Arbeit auf, er mußte auch viele zeitraubende Gespräche führen, um die empfindlichen und zum Teil rivalisierenden Persönlichkeiten immer wieder bei der Stange zu halten. Mit einer Art Patenschaft des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES war es gelungen, die behelfsmäßig wiederhergestellten Räume der Staatsgalerie für die Ausstellung freizubekommen. Der damalige amerikanische «Kunststoffizier» Mr. Lovegrove fungierte als freundlicher Helfer. Der Stuttgarter Auftakt 1952 gab zu Hoffnungen Anlaß. Die «Freie Gruppe» hatte sich mit 7 Bildhauern und 17 Malern eindrucksvoll vorgestellt. Abgesehen von den beiden ungegenständlichen Bildern Willi Baumeisters (1889–1955) konnte die Ausstellung als «ein Bekenntnis zu der Wesens- und Erscheinungsform des Menschen und der Menschen untereinander» gelten. «Es ist kein Zufall», hieß es im Katalog-Vorwort, «daß die wichtigsten Bilder der Ausstellung das Thema «Mensch und Raum» auf verschiedene Weise abwandeln. Herkömmliche Schönheitsbegriffe oder Bildvorstellungen wird niemand hier wiederfinden. Hätten wir sie zugelassen, würden wir dem Geist, dem die Verpflichtung galt, widersprochen haben. Gerade die Bindung an

eine Idee, ein Thema, eine Vorstellung oder, wenn man will, an ein Erlebnis, ist es, was die Aussteller gemeinsam haben im Unterschied zu den Befürwortern einer «Kunst um der Kunst willen», zu den unentwegten Geschmäcklern, denen die Kunst in Form- und Farbenreizen aufgeht.»

Im Jahr darauf wurde ein Vorstoß über den regionalen Rahmen hinaus gewagt. Die Ausstellung wanderte nach Karlsruhe, Konstanz, Köln und Braunschweig. Aber Katalog und Bilder stimmten nicht mehr überein. Einige der bekannteren Namen fehlten, andere hatten Arbeiten ausgewechselt. So kam es beim Kölner Kunstverein zum Eklat. Die Ausstellung wurde – als unvollständig beschickt – nach wenigen Tagen wieder geschlossen.

Das ermutigte nicht gerade zu weiteren Taten. Gleichwohl trafen sich Wais und die Freunde in den folgenden Jahren immer wieder und hielten an der Überzeugung fest, daß die «Basisarbeit» innerhalb einer Region die Voraussetzung einer organischen Entwicklung des Kunstlebens sei. Man wollte erst später wieder an die Öffentlichkeit treten. Die einzelnen Künstler bemühten sich inzwischen um eigene Präsentationen. So stellte Alfred Wais zusam-

Unten: Schloßplatz 1959. Zeichnung/Lithokreide 43/61 cm.  
Rechts: Stilleben mit Äpfeln. Öl/Hartfaser, 1952.



men mit Hans Gassebner und Franz Frank (geb. 1897) im Jahre 1955 beim Württembergischen Kunstverein eine Kollektion von 17 Ölgemälden und ebensovielen Lithographien aus.

Erst nach der Übersiedlung in sein neues Haus in Büsnau, von 1958 an, konnte Alfred Wais sich etwas nachhaltiger um die gemeinsamen Ausstellungspläne kümmern. Inzwischen war auch das Stuttgarter Kunstgebäude am Schloßplatz wieder aufgebaut. Die erweiterten Erdgeschoßräume standen dem Württembergischen Kunstverein zur Verfügung. Mit ihm wurde die zweite Ausstellung der «Freien Gruppe Stuttgart» für das Frühjahr 1963 vereinbart. Beteiligt waren die Mitglieder: Hans Fähnle, Wilhelm Geyer, Manfred Henninger, Romane Holderied-Kaesdorf, Alfred Lehmann, Rudolf Müller, Manfred Pahl, Werner Rohland, Alfred Wais und Walter Wörn, dazu die Bildhauer August Pfeifer und Richard Raach. Als Gäste hatte man Hans Gassebner, Hermann Geyer, Paul Mahringer, Werner Oberle, Valentin Orasch, Wilhelm Schmidt-Rettersburg, Adolf Schwertschlag und den Bildhauer Hans Josephson hinzugezogen.

Die Eröffnungsansprache im überfüllten Plastik-

Saal hielt der Freiburger Kunsthistoriker Martin Gosebruch. Er sprach vom «heute schon provinziellen Mangel an Intelligenz, den Avantgardismus nicht als leichtgetane Demonstration zu durchschauen» und von der «angenehmen Übereinstimmung zwischen Zufälligkeit der Formenreize im Bild und Beliebbarkeit des Tuns und Lassens im Leben, worauf reduziert zu werden die Idee der Freiheit sich nicht wehren konnte». Der Katalog war großzügig und mit einem Text ausgestattet, in dem Pahl so etwas wie ein Resümee der gemeinsamen Diskussionen über Kunst und Zeit ausbreitete. Was er – pointenreich und provokant – zur Ausstellung sagte, verdient in Erinnerung gerufen zu werden: «Sie werden feststellen», so sprach er den Besucher an, «daß die Ketzereien der Rebellen dieser älteren Generation weder vor der Heiligkeit der Fläche noch vor den verdammten Valeurs und nicht vor einer so ultra-feinen Anwendung der Mittel zurückschrecken, daß sie ihnen sogar die Verwandtschaft mit alten malerischen Traditionen einträgt . . . Hier wird im Ton und in ungebrochenen Farben gemalt, sowohl als auch. Die Parole lautet: Im Gegenständlichen frei!»



Sicher war es nicht nur der forsche Ton, der die Kritik herausforderte. Die Ausstellung war wohl nicht so ausgewogen wie sie hätte sein können. Auch die Auswahl der Bilder war nicht durchwegs glücklich. Anlaß also genug zu kritischer Einstellung. Was jedoch dann an aggressiven Reaktionen und Verurteilungen laut wurde, ist dadurch nicht zu erklären, denn insgesamt zeigte die Ausstellung eine beachtliche, heute wohl nicht mehr bestrittene Substanz. Hier spiegelte sich jene gereizte Intoleranz, wie sie die Kunstöffentlichkeit hierzulande während der Herrschaft der Ungegenständlichen Kunst weithin charakterisierte.

Die Anstrengungen, die Wais Tage und Wochen seiner Arbeitszeit gekostet hatten, mußten als vergeblich angesehen werden. «Nahezu alle Beteiligten fühlten sich in ihrem Ansehen geschädigt. Alle Bemühungen um Gemeinsamkeit und Verständigung waren vergebens, die Brücken von einem zum anderen eingestürzt. Der Name der Gruppe galt als verunglimpft, er wurde fürder nicht mehr erwähnt.» Freilich, die Überzeugung, daß die Schaffung einer Wertbasis im überschaubaren Gebiet eine notwendige Forderung bleibt, hatte auch dieses Fiasko bei Wais nicht zerstören können.

Für ihn stand nach den Enttäuschungen mit der «Freien Gruppe» jedoch fest, sich nicht mehr in solchem Umfange wie bisher der kunstpolitischen Aktivität zu verschreiben. Die Kräfte sollten nun verstärkt auf die eigene Arbeit gerichtet werden. Er bedauerte, daß es keinen Nachfolger für seine Bemühungen um eine regionale Künstlervereinigung gab, die in einer Zeit um sich greifender Orientierungslosigkeit den Sinn für Wertmaßstäbe in der Bildkunst hätte schärfen können.

Ende 1963 berief ihn der Württembergische Kunstverein als Künstlermitglied in den Verwaltungsrat. Seine Sachkunde und Einsatzbereitschaft führten bald dazu, daß er in viele Unternehmungen eingeschaltet wurde. Die Geschäftsführerin des Kunstvereins zog ihn bei Ausstellungseinrichtungen, Eröffnungsansprachen, aber auch bei Reisen, die der Vorbereitung des künftigen Programms dienen, hinzu. Der Verwaltungsrat betraute ihn mit weiteren Funktionen und wählte ihn in den künstlerischen Beirat, in die Ankaufskommission und in die Baukommission für das Ateliergebäude Schellenkönig.

Für einen Künstler wie Wais, der mit Nachdruck den Standpunkt vertritt, daß sich Kunst immer wieder

als das Unerwartete und Außergewöhnliche, nicht aber als das Übliche und bereits Mode Gewordene zu erkennen gibt, war es eine Selbstverständlichkeit, daß das Programm eines Kunstvereins daneben zu einem beträchtlichen Teil aus eigenen «Entdeckungen» bestehen sollte, wie zeitraubend und riskant sie im Einzelfall auch sein mochten. Immerhin hatte es in Stuttgart in den sechziger Jahren neben Werkübersichten von anerkannten Namen wie Maillol, Manzù, Greco, um einmal die Bildhauer zu nennen, auch eine erste Vorstellung der Arbeiten Hrdlickas und selbstgewählte Übersichten anläßlich einer belgischen Woche, später aus Salzburg und aus der Schweiz, gegeben. So ließ sich hoffen, einen gangbaren Weg zwischen Wagnis und Wertgewißheit zu finden.

Mit dem Ausstellungs-Programm eines neuen Geschäftsführers war Wais nicht einverstanden und wollte die Verantwortung als Mitglied des Verwaltungsrates dafür nicht tragen. Er protestierte in einer Mitglieder-Versammlung gegen den – seiner Meinung nach – «subventionierten Leerlauf» und die «Reduktion des Kunstbetriebs auf Nonsense-Veranstaltungen mit sogenannter Antikunst» und trat aus dem Kunstverein aus. In schriftlichen Stellungnahmen begründete er seine Haltung dem Verwaltungsrat und der Presse, die breit über den Vorgang berichtete, eine große Stuttgarter Tageszeitung unter der Schlagzeile «Wais packt aus!». Leserbriefe und Gegendarstellungen, Verdächtigungen, Unterstellungen, Rechtfertigungsschreiben folgten.

Nur wenige Eingeweihte werden die im Grunde tragische Konstellation der Kontroverse durchschaut haben. Was von den «Verteidigern der Moderne» als Aufstand der Reaktion, als Ausdruck rückständiger Gesinnung älterer Zeitgenossen hingestellt wurde, hatte im Kern die Auflehnung eines Künstlers, der ein Leben lang das schöpferische Wagnis bis an die äußerste Grenze zu treiben bereit war. Wais hat jede lebendige Kunst zunächst immer auch als «Antikunst» empfunden, weil sich neue Gestaltung gegen herkömmliche Vorstellungen wenden muß. Das Kriterium, das die Geister schied, hieß nicht Kunst oder Antikunst, sondern Verantwortung für Menschlichkeit. Gestellt war nicht die Frage des Neuen, sondern die Frage nach verantworteter Gestaltung.

Jedoch – es mußte vieles offen bleiben. Wais legte alle Ämter nieder und wandte sich seiner eigenen «Antikunst» zu.

Neuschwabenland? Wer kennt schon eine Landschaft unter diesem Namen und wer weiß Näheres von ihr? Befragungen haben ergeben, daß kaum ein Schwabe oder ein Bewohner des hiesigen Schwabenlandes von jenem Neuschwabenland – immerhin einer Landschaft mit einer Fläche, die die der Bundesrepublik Deutschland um mehr als das Doppelte übertrifft – je etwas gehört oder gar gelesen hat. Das ist Grund genug, einmal über Neuschwabenland zu berichten, um einige Wissenslücken zu schließen. Neuschwabenland bildet, wie man sich leicht auf einem Atlas neueren Datums vergewissern kann, ein nach unseren Vorstellungen riesiges Gebiet von etwa 600 000 qkm Ausdehnung, bedeckt von Gebirgen, darunter schroffe Hochgebirgsformen mit zackigen, scharfen Kämmen, geprägt auch von stark gegliederten, welligen Moränenlandschaften und einer reich bewegten Seenplatte, daneben sichtbar noch Reste von einstigem Vulkanis-

mus. Doch das meiste von alledem ist von Eisflächen und Gletschern überzogen. Vermutet wird ferner, daß zu den unterirdischen Schätzen dieses Gebietes viele Erze und Mineralien gehören, die die moderne Wirtschaft benötigt. Von einem Paradies ist hier freilich nicht die Rede, auch nicht von einem begehrten Reiseziel, da es nur von wenigen Menschen bisher betreten wurde. Seit vierzig Jahren erst führt das Territorium – nachdem es erstmals von Menschen gesichtet worden ist – den Namen Neuschwabenland.

Die Entdeckung dieser terra incognita, auf dem Festlandsockel des menschen- und verkehrsfeindlichen sechsten Kontinents unserer Erde gelegen, auf der Antarktika, stellte das wichtigste Resultat und bleibende Verdienst der dritten deutschen Südpolar-Expedition dar, die während des antarktischen Sommers 1938/1939 in der ewigen Eiswüste am Rande des Südpols operierte.

Gebirgsmassiv in Neuschwabenland



Im Unterschied zu anderen Nationen, vor allem den Engländern und Skandinaviern, waren die Deutschen in verhältnismäßig geringem Maße an der Südpolarforschung beteiligt. Die erste von Deutschland ausgerüstete bedeutende Expedition, der die Entdeckung einiger der Antarktis vorgelagerter Inseln vorausging, kam von 1901 bis 1903 unter Leitung des Glaziologen Prof. von Drygalski zustande. Ein Jahrzehnt später drang dann Dr. Wilhelm Filchner, bekannter durch seine wagemutigen Pamir- und Tibet-Expeditionen, in das Schelfeis des Wedell-Meereres an der Südamerika zugewandten Seite der Antarktis vor. Beide Expeditionen hinterließen als äußere Erinnerung im Südpolar-Raum deutsche Namen; zuerst die Preußen unter Drygalski. Sie taufte das auf Schlittenvorstößen erreichte Festland an der Ostküste «Kaiser-Wilhelm II.-Land». Es war 95 km von ihrem Standort, dem Dreimast-Schoner «Gauß» entfernt. Und sie belegten zumindest im Expeditionsbericht besonders typisch geformte Eisberge mit Berliner Bezeichnungen wie «Hallesches Tor», «Kreuzberg» oder «Tempelhofer Feld». Der schneidige bayerische Oberleutnant Wilhelm Filchner benannte einen von ihm auf der Dreimastbark «Deutschland» im Wedellmeer gesichteten Küstenstreifen zu Ehren seines Protektors «Prinzregent-Luitpold-Land». Mit der dritten deutschen Südpolar-Expedition 1938/39 unter Leitung von Kapitän Ritscher wurde sodann der schwäbische Name auf dem Südpol verankert. (Und vielleicht kommen demnächst noch die Westfalen dem Namen nach dort zum Zuge. Im Dezember 1979 ist die vierte deutsche Expedition, vertreten durch ein Forscherteam der Universität Münster, in die Antarktis aufgebrochen.)

1938/39 sollte die Expedition zwar an die wissenschaftlichen Arbeiten der Forschungsreisen von Drygalski und Filchner anknüpfen und erhielt entsprechende Aufgaben auf geographischem, meteorologischem, ozeanographischem, geophysikalischem, meeresbiologischem und nautischem Gebiet gestellt, doch lagen ihre Zielsetzungen nicht nur und primär auf dem wissenschaftlichen Sektor. Etwa seit dem Ersten Weltkrieg spielten bei allen Südpolar-Expeditionen, gleichgültig welches Land sie auch immer ausrüstete, handfeste Absichten der hohen Politik und mehr und mehr auch wirtschaftliche Interessen eine maßgebende Rolle. Die Wiederaufnahme der deutschen Südpolar-Forschung nach einer teilweise durch den Ersten Weltkrieg und seine Folgen bedingten 25 Jahre andauernden Zwangspause stand in engstem Zusammenhang mit den Lücken der Fettversorgung im devisenarmen Hitler-Deutschland und dem deshalb er-

strebten Aufbau eines deutschen Walfangs. Zur gleichen Zeit, als die Expedition auf ihre Forschungsreise geschickt wurde, war Deutschland während des antarktischen Sommers 1938/39 mit 7 Walfangmutterschiffen, drei eigenen und vier gecharterten, sowie über 50 Fangbooten an der unerbittlichen Jagd auf die begehrten Wale, vorwiegend Blau- und Finnwale, beteiligt. Mit dem Walfang in den Südpolar-Meereren aber tauchte zugleich deutscherseits der Gedanke auf, möglicherweise deutsche Ansprüche auf antarktischen Besitz zu erheben.

Das starke Walfanginteresse erklärte offenbar auch wesentlich den erstaunlich kurzen Zeitraum zwischen der Genehmigung der Expedition und ihrem Aufbruch in den Südatlantik. Während vorangegangene Expeditionen meistens einer Vorbereitungszeit von zwei Jahren bedurften, nahmen die Vorbereitungen der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft getragenen Expedition 1938/39 den außergewöhnlich kurzen Zeitraum von nur wenigen Monaten in Anspruch. Die Kürze der Zeit ging aber nicht zu Lasten der Gründlichkeit, da vor allem die neuesten Hilfsmittel der Technik der Expedition zugute kommen sollten und eingesetzt wurden: in erster Linie die moderne Flugtechnik, ferner die Funktelefonie und nicht zuletzt die mit dem Firmennamen Zeiss damals verknüpften Fortschritte in der Photographie, d. h. die modernsten aerophotogrammetrischen Methoden.

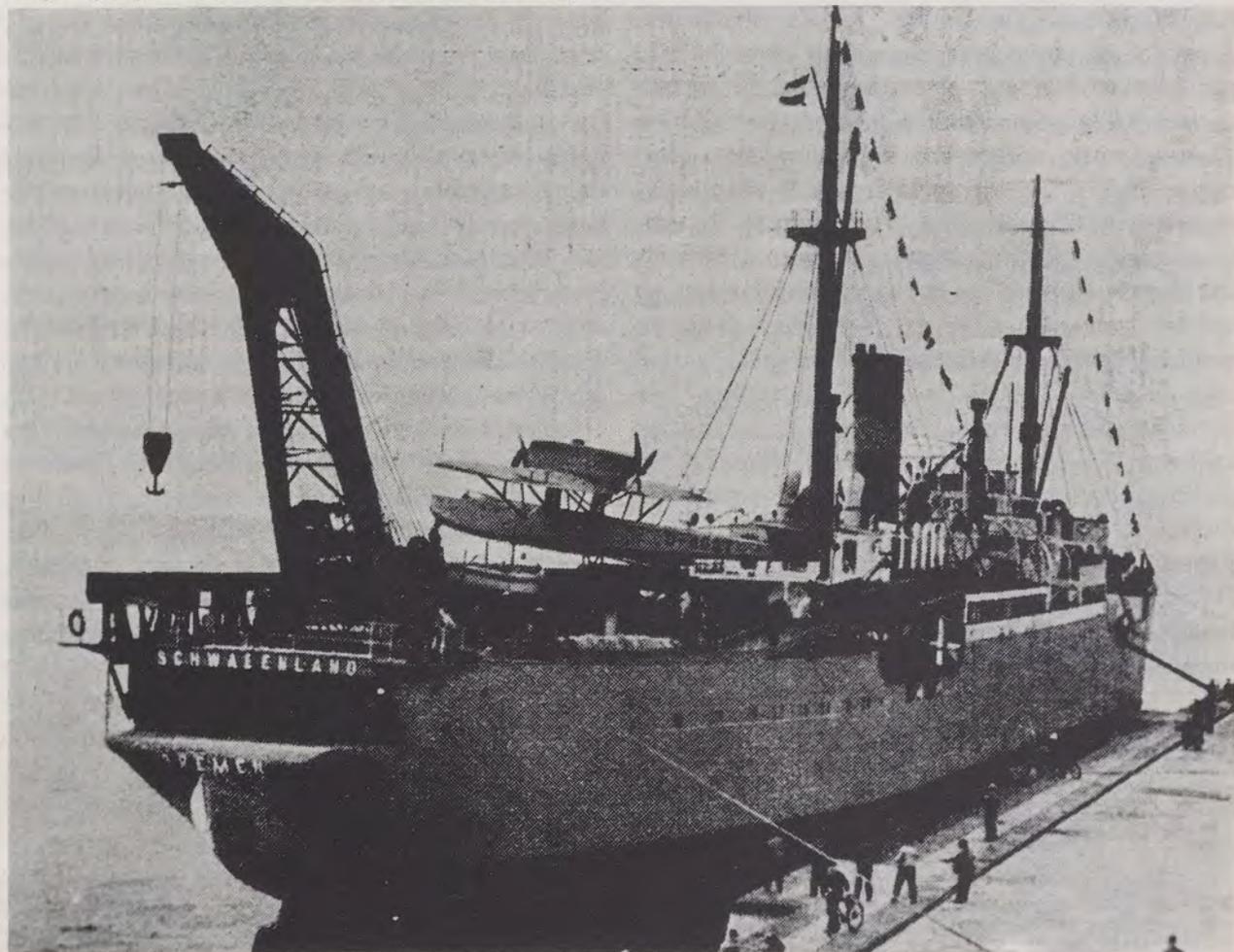
Die schlagartig neue, von der Technik bestimmte Phase der Polarforschung, die die klassische Epoche des ebenso dramatischen wie tragischen Wettlaufs zu den Polen mit Hundeschlitten ablöste, war mit dem Namen des Amerikaners Byrd verknüpft, der zuerst modernste Technik an den Südpol brachte und 1928 in denkwürdigem Flug den Südpol erreichte. Seitdem waren Flugzeuge mehrfach für Forschungszwecke in der Antarktis eingesetzt worden, ihr Betrieb dort erforderte jedoch einen enormen Aufwand, da Flugstützpunkte geschaffen werden mußten. Den Deutschen fiel die Lösung dieses Problems leichter. Sie benützten in der Antarktis Flugboote, zwei zehn Tonnen schwere Dornier-Wal-Flugboote, beide mit zwei BMW-Motoren von je 630 PS ausgerüstet. Der Flugboot-Einsatz hatte den Vorteil, daß man keine lange, ebene Start- und Landebahn benötigte. Zur Landung genügte eine kurze Wasser- oder Eisfläche. Den Start besorgte und verkürzte das Katapult des Flugzeugträgerschiffes. Mit einem Kran wurde der neben dem Mutterschiff gewasserte Dornier-Wal an Deck auf das Katapult gehievt.

Die Deutsche Lufthansa stellte der Expedition so-

wohl zwei seit 1934/35 im Südatlantikverkehr erprobte Dornier-Flugboote als auch das Flugzeugträgerschiff zur Verfügung. Überlassen wurde ihr das Motorschiff «Schwabenland», dessen Schiffsname sodann bei der Namengebung auf der Antarktis Pate stehen sollte. Die «Schwabenland» 8488 BRT, seit 1934 von der Deutschen Lufthansa als Flugstützpunkt und Katapultschiff im Transatlantischen Luftverkehr fast nur in tropischen Gewässern verwendet, mußte begreiflicherweise für die Expedition entsprechend umgebaut und umgerüstet werden. Sie sollte die stürmischsten Gewässer der Erde und zudem die mit der größten Eisgefahr befahren. Ein dicker Eisschutzgürtel, ein erhöhter Bugschutz und vieles mehr wurden eingebaut, um vor allem Vorsorge im Kampf gegen die Eismassen zu treffen. Am Nachmittag des 17. Dezember 1938 verließ die «Schwabenland» den Hamburger Hafen, an Bord eine Besatzung von 82 Mann, darunter polarerfahrene Seeleute, kundige Flugzeugbesatzungen, junge Wissenschaftler, alle gut auf die Expedition vorbereitet. Das Schiff hatte Weisung erhalten, in

möglichst kurzer Zeit die Antarktis zu erreichen. Bis Jahresende war bei täglicher Fahrtleistung von anfangs 275 SM die Äquatorlinie überquert. Von der Ascension-Insel im Südatlantik aus tastete sich das Schiff dann unter regelmäßigem Lotdienst bis an das Eismeer der Antarktis vor, vorbei an Tristan-da-Cunha, die den Beinamen «einsamste Insel der Welt» führt, vorbei auch an der Vulkan-Insel Bouvet. Am 19. Januar 1939 schob sich die «Schwabenland» langsam in den Eisrand der Antarktis, bis dichtgeschlossenes Packeis Halt gebot. Es herrschten antarktische Sommertemperaturen: – wärmer als damals in Hamburg – um den Gefrierpunkt. Bereits am 20. Januar startete das Flugboot «Boreas» bei ausgezeichnetem Wetter zum ersten Inlandsflug, um herrenloses Land zu erkunden, das Menschenaugen zuvor nie geschaut hatten. Erst sah man Schelfeis, dann blau-grün-weißes Firneis und plötzlich tauchten schroffe Gebirgsmassive auf. Ohne Unfälle fanden im Verlauf der Expedition 7 Foto- und 7 Sonderflüge statt. Luftaufnahmen, unter ihnen schon eindrucksvolle Farbaufnahmen, wurden

Flugzeugträgerschiff Schwabenland mit Dornier-Flugboot



von einem riesigen Gebiet geschossen. Es entstand eine Karte von Neuschwabenland, genauer als manche von bewohnten Gegenden des Erdballs. Gleichzeitig warfen die Flugzeuge Pfeile aus Leichtmetall mit Stahlspitzen und eingepreßtem Hoheitszeichen ab, um das abgeflogene Gelände zu markieren. Bei Landungen auf dem Eis wurden Abwurffahnen in das Eis gesteckt. Man lernte dabei auch die Bewohner des Landes näher kennen, neugierige Pinguine – Kaiser- und Adéliepinguine. An die Hand, d. h. an die Flügelspitzen gefaßt, kamen sie anfangs sogar willig zum Flugzeug mit, nur wehrten sie sich ängstlich beim Einsteigen.

Bei der Erkundung des weiten Gebirgslandes gelangen überraschende Entdeckungen, namentlich das plötzliche Auftauchen einer völlig eisfreien felsigen Fläche. Und das Absonderlichste waren kleine Wassertümpel, die sich in Seitentälern angesammelt hatten und trotz Kälte offenbar nicht einmal eine hauchdünne Eisschicht aufwiesen. Flugkapitän Schirmacher wagte zwar nicht die Landung, fotografierte jedoch die nach ihm benannte Seenplatte, die sogleich ein Rätselraten in der Fachwelt auslöste. Man fragte, wie sich der Rückgang der Vereisung in der Antarktis erklären würde, durch allmähliche Erwärmung oder durch Eisdickenabnahme infolge Verdunstung und Abfließen des Inlandeises, ohne daß es einen entsprechenden Eisnachschub gab. Neuere Temperaturmessungen der am antarktischen Kältepol errichteten sowjetischen Station Wostok, nach denen die Tiefsttemperatur dort minus 88,3° C betrug, nahmen der Erwärmungstheorie jede Chance. Eine neue deutsche Expedition, die schon für 1939/40 geplant war und ebenfalls mit Flugzeugen und einem Trägerschiff ausgerüstet werden sollte, aber wegen des Kriegsausbruchs nicht zustande kam, hätte u. a. klären sollen, ob bereits primitives Leben in den Schirmacher-Seen herrschte. Schon Anfang Februar 1939, beunruhigt auch von den Ereignissen in Europa, verließ die Expedition bei zunehmendem Wind und Seegang und drohender Schlechtwetterlage die Antarktis. Der Expeditionsleiter stand ständig über Funk mit Dienststellen in Berlin in Verbindung, die sogleich nach den Flugeinsätzen auch von Erfolgsmeldungen und Besorgnissen unterrichtet worden waren.

Mit der Entdeckung von Neuschwabenland, so glaubte man damals, seien die Voraussetzungen für eine Beteiligung Deutschlands bei etwaigen künftigen internationalen Verhandlungen über Hoheitsrechte in der Antarktis geschaffen worden. Entsprechende Vorgespräche waren von deutschen Vertretern auf den jährlich in London abgehaltenen «internationalen Walfang-Konferenzen» geführt worden. Verhandlungen über eine Anerkennung antarktischer Walfang-Gebiete mit dazugehörigen Landstationen aber fanden nicht statt. Ein formeller Besitzanspruch auf Neuschwabenland wurde von deutscher Seite auch nie erhoben.

Noch während sich die deutsche Expedition in der Antarktis aufhielt, beschloß jedoch im Januar 1939 der Folketing in Oslo, den großen Landstreifen zwischen der Luitpold-Küste am Wedell-See und dem von Australien beanspruchten Enderby-Land – also Neuschwabenland inbegriffen – für Norwegen zu annektieren und benannte ihn «Königin-Maud-Land», so wie es noch heute in den Atlanten vermerkt ist.

Die deutsche Expedition erfuhr über Funk davon. Ein völkerrechtlich allgemein anerkannter Erwerb in der Antarktis war aber mit dem norwegischen Parlamentsbeschluß nicht geschaffen worden. Als Belohnung – vor allem für Entdeckungen und wissenschaftliche Forschungen in der Antarktis – erhoben und begründeten nicht wenige Staaten Anspruch auf Landerwerb. Auch ist das Südpolargebiet inzwischen in nationalstaatliche Sektoren, in große, zum Pol verlaufende «Tortenstücke» aufgeteilt, eine allgemeine völkerrechtliche Legitimation aber liegt dafür bisher nicht vor. Der in Washington 1959 unterzeichnete Internationale Antarktische Vertrag vermied es, eine definitive Besitzregelung herbeizuführen. Die Unterzeichnerstaaten, identisch mit denen, die einen großen wissenschaftlichen Einsatz im Geophysikalischen Jahr 1958 erbracht hatten, darunter allerdings nicht die Bundesrepublik Deutschland, kamen überein, daß die Antarktis friedlicher Nutzung vorbehalten bleiben sollte.

Forscherteams der Geophysikalischen Stationen Südafrikas, der Sowjetunion und Japans sind inzwischen die ersten menschlichen Bewohner von Neuschwabenland.

# Reisen in Sizilien um 1850 aus württembergischer Sicht

Wilfried Braunn

In den Jahren 1843 und 1844 unternahm der württembergische Kronprinz Karl nach Abschluß seiner Studien eine Italienreise.<sup>1</sup> Sein Vater, König Wilhelm I., wollte sich offensichtlich vor Antritt dieser Reise darüber informieren, welche Möglichkeiten sich auf Sizilien boten, und beauftragte im November 1842 den Geheimen Kabinettssekretär von Goes, durch den in Neapel wohnhaften, 1811 in Stuttgart geborenen Kaufmann Wilhelm Sick<sup>2</sup> vertrauliche Erkundigungen einziehen zu lassen.<sup>3</sup> Es mag verwundern, daß der Monarch dabei nicht an den Agenten Friedrich Löffler in Neapel dachte, der immerhin als der offizielle Vertreter der württembergischen Regierung im Königreich Beider Sizilien fungierte. Doch besaß Sick offenbar das besondere Vertrauen Wilhelms, hatte er doch dem kunstsinnigen Monarchen den Ankauf einer beträchtlichen Anzahl von Kopien antiker Kunstwerke vor allem aus Pompeji und Herkulaneum vermittelt und ihm einige Kisten eingemachter Südfrüchte zukommen lassen.<sup>4</sup> Sodann hatte der König den jungen Sick bereits 1841 in Livorno kennengelernt und war auch mit dessen Vater, dem Hofrat Karl Friedrich Sick, persönlich gut bekannt.<sup>5</sup>

Der Kronprinz traf am 23. Februar 1844 in Neapel ein<sup>6</sup>; Sick war zur Begrüßung Karls erschienen, und Karl ließ sich während seines neapolitanischen Aufenthalts bei seinen Unternehmungen gelegentlich von diesem begleiten. Die eindrucksvolle Schilderung Siziliens, die Sick auf die königliche Anfrage gegeben hatte, schien ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben; der Kronprinz wollte einen Teil der Insel kennenlernen und am 5. März eine kleine Reise entlang der sizilianischen Küste unternehmen, seinen Geburtstag am 6. März in Palermo feiern und am 11. März wieder nach Neapel zurückkommen. Schlechtes Wetter und vor allem eine Krankheit vereitelten jedoch diesen Plan. Da sich Karls Zustand nicht besserte, mußte man auf ärztlichen Rat den Wohnsitz von der Meeresnähe ins Landesinnere nach St. Jorio verlegen. Dort kam er wieder zu Kräften, so daß er wenigstens einige kleinere Ausflüge in die Umgebung – wie nach Pompeji, Sorrent und Capri – machen und am 11. April nach Stuttgart zurückreisen konnte.

Sick kehrte übrigens ebenfalls 1844 in die Heimat zurück.<sup>7</sup> Er erhielt bei der Hofbank in Stuttgart eine Stelle, wo er sich bis zum Direktor emporarbeitete. Später wurde er mit dem Personaladel ausgezeichnet; am 15. September 1881 starb er.<sup>8</sup> Sein im Folgenden wiedergegebener Bericht vom 3. Dezember 1842<sup>9</sup> ist eine anschauliche, lebendige Schilderung, wie man damals nach und in Sizilien zu reisen pflegte, und zeigt andeutungsweise die allgemeinen Zustände auf der Insel kurz vor der italienischen Einigung. Er kann zugleich als ein Beispiel des frühen Tourismus

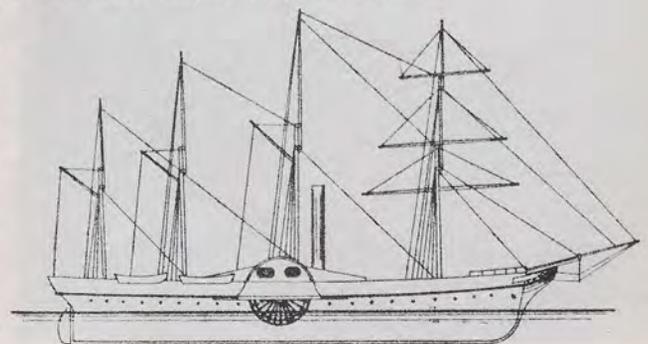
gelten, wenn uns auch heute im Zeitalter des Düsenflugzeugs diese Art des Reisens kaum mehr vorstellbar erscheint.

Euer Hochwohlgeboren

Geehrtes Schreiben vom 19. November habe ich gestern zu empfangen die Ehre gehabt und ich beeile mich, die damit aus Auftrag Seiner Majestät des Königs gütigst an mich gerichteten Fragen zu beantworten, indem ich Euer Hochwohlgeboren ergebenst bitte, die Versicherung meiner strengsten Verschwiegenheit entgegenzunehmen.

Mit der Dampfschiffahrt zwischen hier und Sizilien verhält es sich folgendermaßen: Zwei Regierungsdampfschiffe «il Peloro» und «Lilibeo» versehen den regelmäßigen Postdienst zwischen Neapel und Palermo wöchentlich zweimal; die Abfahrtstage sowohl in letzter Stadt als hier sind Montag und Donnerstag um 2 Uhr nachmittags und zur Überfahrt bei ruhiger See 20 bis 22 Stunden erforderlich. Auf diesen Schiffen ist jedoch für die Bequemlichkeit der Reisenden nicht besonders gesorgt, die Einrichtung mangelhaft, im übrigen bieten sie aber die gleiche Sicherheit wie die anderen Dampfschiffe. Sodann geht das einer sizilianischen Gesellschaft angehörige, gleich den übrigen in England erbaute gute Dampfschiff «il Palermo» jede Woche abwechselungsweise ein- oder zweimal von hier nach Palermo, von da nach Messina und wieder zurück nach Palermo und Neapel, sodaß also bei diesem Schiff so ziemlich darauf zu rechnen ist, daß man einmal in der Woche damit von hier nach Palermo, von Palermo nach Messina, von Messina nach Palermo und von Palermo nach Neapel gehen kann. Ferner versehen die Dampfschiffe der neapolitanischen Gesellschaft «Francesco I», «Maria Christina», «Mongibello» und «Ercolano» außer der Scala nach Mar-

Plan eines Passagierdampfers von 1838





Das Castell del Revo bei Neapel.

seille einen regelmäßigen Dienst zwischen hier, Messina, Catania, Syrakus und Malta. Die Abfahrts-tage von Neapel sind am 8., 18. und 28. eines jeden Monats und von Malta am 4., 14. und 24. Das Schiff, welches am 8. Neapel verläßt ist am 9. in Messina, geht von da am 10. abends nach Catania und Syra-kus, wo es am ersteren Orts morgens in der Frühe, an letzterem im Laufe des Vormittags am 11. an-kömmt und am gleichen Tage abends nach Malta weiterfährt, welche Insel es am 12. erreicht und am 14. abends auf die gleiche Weise seine Rückreise nach Neapel wieder antritt. Diese neapol. Gesell-

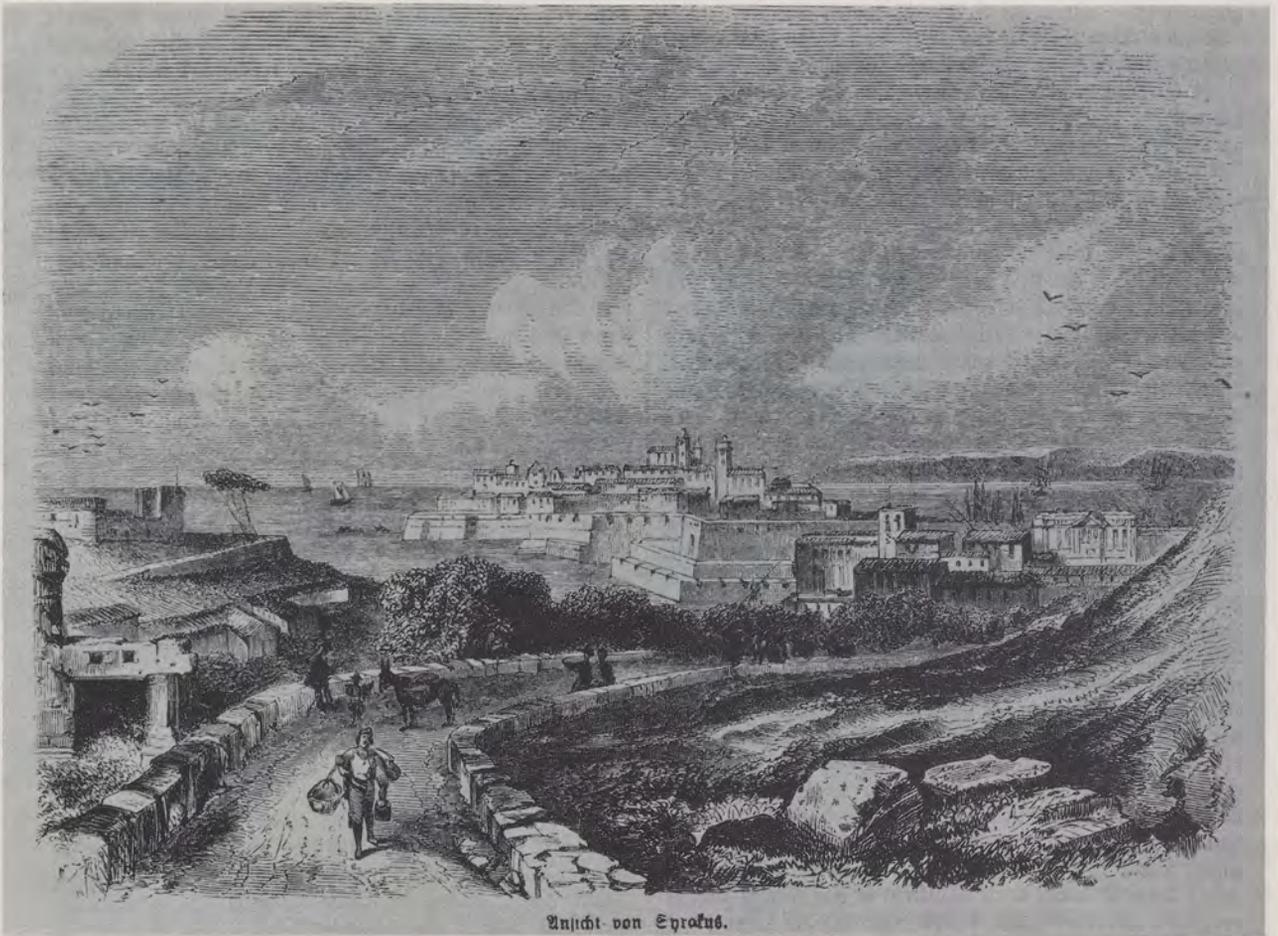


Ansicht von Taormina mit dem Vena.

schaft beschäftigt ihre Schiffe, je nachdem es die Umstände zulassen zuweilen auch zwischen Mes-sina und Palermo und Neapel und Palermo, doch ist auf dieser Tour für diese Schiffe keine Regelmäßig-keit. Endlich bietet sich am 5., 15., 25. eines jeden Monats durch die französischen Kriegsdampffregat-ten, welche nach dem Orient gehen, eine direkte Gelegenheit in 48 Stunden von hier nach Malta und am 6., 16., 26. von da nach Neapel dar.

Was nun das Reisen in Sizilien selbst anbelangt, so besteht auf der ganzen Insel nur eine fahrbare Straße (die von Palermo nach Girgenti ist noch nicht voll-endet), nämlich von Messina über Taormina (be-rühmt wegen seiner herrlichen Lage) nach Catania, 62 Miglien (= Meilen) in einem Tag zu machen und von da nach Palermo, welche Strecke mit der Post in 36 bis 40 Stunden zurückgelegt wird. Auf diesen ganzen Wegen, von Catania bis Palermo, findet man keine auch nur leidliche Herberge und man ist genötigt, sich mit Lebensmitteln auf die Dauer der Reise zu versehen. Was die Sicherheit auf dieser Straße betrifft, so ist, wenn auch in der letzten Zeit gerade nichts Schlimmes verlautete, doch nicht so ganz darauf zu rechnen, da das Elend, welches in Sizilien herrscht, manche Veranlassung zu Plünderungen und Gewalttaten gibt, denen die Behörden, selbst wenn sie es ernstlich wollten, nicht zu steuern im Stande sind; wurde doch voriges Jahr sogar das von Gendarmerie begleitet gewesene Gepäck Sr. Maj. des Königs von Neapel auf dieser Straße überfallen, freilich aber nach erfolgter Verständigung wieder zurückgegeben! Es ist jedenfalls, zumal dieser Landweg nichts Sehenswertes darbietet, die Reise zu Wasser zwischen Palermo und Messina vorzu-ziehen, wozu, wie ich oben zu bemerken die Ehre hatte, sich wenigstens einmal in der Woche Gele-genheit zeigt.

Von Catania nach Syrakus, 48 Miglien, gelangt man nachdem in Agosto Halt gemacht worden, in einem Tag, sei es zu Pferd d. h. Maultier oder in der Sänfte vermittelt einer Art kleinen Karawane, wozu ein Führer gedungen wird, welcher für alles sorgt. Die Weiterreise von Syrakus in gerader Linie durch den südlichen Teil nach der Westküste der Insel bis Taranuova und von da längs der Küste bis Girgenti ist ebenso beschwerlich als unbelohnend, da man zuerst durch lauter Heideland kommt und später an einem ganz uninteressanten Strand unzähligen Un-annehmlichkeiten ausgesetzt ist. Nach Girgenti kann man von Palermo aus teils zu Wagen, teils zu Pferd in 2 bis 3 Tagen kommen, zu welcher Tour man von Palermo einen Führer mitnimmt, der un-terwegs für Kost und Nachtlager sorgt; in Girgenti findet man ein erträgliches Gasthaus. Die Reise von



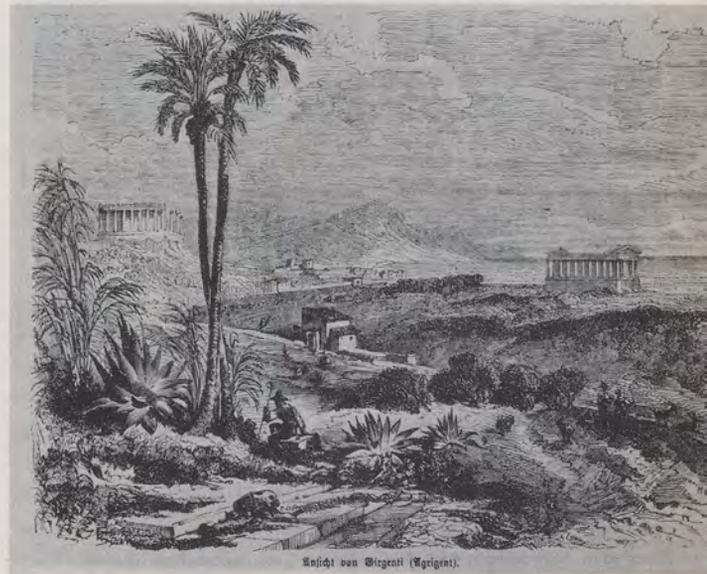
Ansicht von Syrakus.

Girgenti durch das Innere der Insel über Castrogiovanni nach Catania ist sehr beschwerlich.

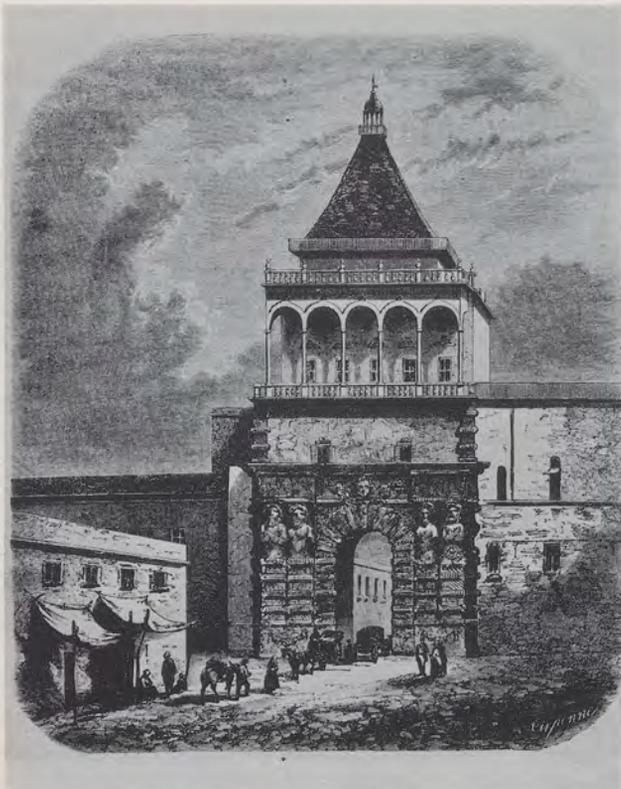
Der Ätna wird von Catania aus besucht und es sind zu dessen Besteigung 2 Tage erforderlich indem man des Morgens von Catania zu Wagen bis Nicolosi geht, von da zu Pferd bis Casa del bosco, woselbst man den Sonnenuntergang abwartet, sodann den Ritt bis zur Casa degli inglesi fortsetzt, daselbst um Mitternacht ankömmt, von da in 1 $\frac{1}{2}$  Stunden vor Sonnenaufgang aufbricht, um den Gipfel des Berges zu erreichen und die Sonne daselbst aufgehen zu sehen. Dies ist jedoch nur während des höchsten Sommers tunlich. Auf dem Rückweg geht man an dem berühmten Valle di bue vorüber und trifft abends wieder in Catania ein.

Die passendste Jahreszeit, Sizilien zu besuchen dünkt mir das Frühjahr (Monat Mai), wo die Hitze noch sehr erträglich, die Witterung gewöhnlich gut, das Meer ruhig und die Natur in ihrem vollen Glanze ist; letzteren Reiz namentlich entbehrt man im Herbst, wo überdies weniger auf eine ruhige See zu rechnen ist, obgleich der Monat Oktober gewöhnlich schön zu sein pflegt; leider ist dieses heuer nicht der Fall gewesen, denn wir hatten beinahe 4 Monate lang bis vor 8 Tagen mit wenigen kurzen Unterbrechungen anhaltende Regen und Stürme.

Die zweckmäßigste Einrichtung der Reise wäre wohl, von hier nach Palermo zu gehen, woselbst ein Aufenthalt von 8 bis 10 Tagen für Stadt und Umgebung hinreichend ist; ein Abstecher nach Girgenti erheischt weitere 6 Tage. Von Palermo mit dem Dampfschiff nach Messina, von wo aus man nach einem zweitägigen Aufenthalt am besten zu Lande, den ersten Tag nach Giardino gehen würde, um den



Ansicht von Girgenti (Agrigenti).



folgenden Morgen Taormina, den Glanzpunkt Siziliens, zu besichtigen und noch am gleichen Tage nach Catania; hier Aufenthalt von 1 bis 2 Tagen und Besteigung des Ätna, insofern Jahreszeit und Witterung sie gestatten. Von Catania entweder zu Wasser oder zu Land nach Syrakus, woselbst man das Dampfschiff abwartet, um sich nach Malta einzuschiffen, von wo aus man nach 3- bis 4tägigem Aufenthalt daselbst mit einem der französischen Kriegsdampfschiffe directe nach Neapel zurückkehren würde und ungefähr einen Monat darauf verwendet hätte.

Besonderer Vorkehrungen und Maßregeln bedarf es zu dieser Reise nicht. Euer Wohlgeboren erlauben mir aber sowohl die Bemerkung, daß ich selbst Sizilien noch nicht besuchte, sondern die obigen Notizen aus nach und nach von Reisenden erhaltenen

(Notizen) Mitteilungen schöpfte, Euer Hochwohlgeboren solche indessen nichtsdestoweniger als zuverlässig betrachten wollen. Sollten später in den Itinéraires (= *Reisestrecken*) der Dampfschiffe Veränderungen getroffen werden, so werde ich mich beherrsigen, Euer Hochwohlgeboren sogleich davon in Kenntnis zu setzen.

Im April oder Mai machen sowohl der Palermo als auch eines der neapolitanischen Dampfschiffe gewöhnlich eine Rundreise um Sizilien, was 1 bis 2 Monate vorher angekündigt wird und wozu 17 bis 20 Tage verwendet werden; man berührt Palermo, Trapani, Girgenti, Malta, Syrakus, Catania, Taormina und Messina, wie seine Exzellenz, Herr Generalleutnant von Bangold solche im vorigen Frühjahr auch machten. Diese Reise hat jedoch mehr gegen als für sich, man ist gebunden, auf schlechtes Wetter wird wenig oder keine Rücksicht genommen und bei der großen Anzahl der Mitreisenden ist das jedesmalige Landen mit gar vielen Unannehmlichkeiten verbunden.

Mit ausgezeichnetener Hochachtung habe ich die Ehre zu verbleiben

Euer Hochwohlgeboren  
ergebenster Diener

W. Sick

Neapel, am 3. Dezember 1842

#### Quellen

- 1 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (= HStAS) E 14 Bü 63
- 2 Deutsches Geschlechterbuch Bd. 110 S. 498
- 3 HStAS E 14 Bü 860
- 4 HStAS E 14 Bü 221
- 5 HStAS E 56 Bü 32
- 6 Für das Folgende: HStAS E 14 Bü 63
- 7 HStAS E 14 Bü 324
- 8 Deutsches Geschlechterbuch Bd. 110 S. 498
- 9 HStAS E 14 Bü 860

#### Bildnachweis

Die Illustrierte Welt, Jg. 1857, S. 137; Jg. 1858, S. 120; Jg. 1860, S. 308 f. und 325. – RADUNZ, Karl: 100 Jahre Dampfschiffahrt 1807–1907 (Die Abbildung auf dieser Seite: Palermo).

## Leserforum

Im zweiten Heft dieses Jahrgangs stellten wir auf Seite 81 zwei Aufnahmen eines ehemaligen Weingärtnerhauses in Beutelsbach einander gegenüber, die wir dem Bildarchiv des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES entnahmen. Freundlicherweise hat uns Herr Dr. Max Lohß darauf hingewiesen, daß diese Aufnahmen von ihm stammen. Für diesen Hinweis sind wir dankbar und betonen bei dieser Gelegenheit, daß wir auch in Zukunft derlei Hinweise gern entgegennehmen. Denn leider fehlen bei vielen dieser nun schon historischen Aufnahmen fast alle Angaben über die Foto-

grafien und oft auch über das Aufnahmejahr. Wegen des dokumentarischen Werts dieser alten Aufnahmen werden wir in Zukunft vielleicht noch öfter auf diesen Archivbestand zurückgreifen; jede ergänzende Angabe kann nur den Wert des Archivs und der einzelnen Aufnahme erhöhen!

Herr Bibliotheksrat Dr. Fritz Kreh von der Staatsbibliothek in Westberlin übermittelte der SCHWABISCHEN HEIMAT die Aufzeichnung eines Gesprächs – eines der letzten öffentlichen – mit

unserem berühmten Landsmann Carlo Schmid. Zur Erläuterung schreibt Herr Dr. Kreh: Carlo Schmid nahm am 3. Dezember 1979 am Parteikongreß der SPD im neuen Westberliner Kongreßzentrum und anschließend an einem Empfang der SPD in den unteren Räumen des öffentlichen Bereichs (Eingangshalle, Ostfoyer, Allgemeiner Lesesaal) des Scharounschen Neubaus der Staatsbibliothek teil; auf dem Empfang ergab sich dann das Gespräch mit Herrn Dr. Schochow von der Staatsbibliothek. («Pater Ehrle» ist übrigens der schwäbische Kardinal dieses Namens, gestorben 1934, er war Präfekt der vatikanischen Bibliothek und ein besonderer Förderer der Monumenta Germaniae Historica.)

Und dies ist die von Herrn Bibliotheksdirektor Dr. Werner Schochow aufgezeichnete Gesprächsnotiz, die ein flüchtiges, aber treffendes Licht auf Carlo Schmid fallen läßt: Unter den zahlreichen prominenten und weniger prominenten, gebildeten und weniger bildungsbeflissenen, leisen und lautstarken Gästen in der Staatsbibliothek beim SPD-Empfang am Montag, dem 3. Dezember 1979, abends, befand sich auch – acht Tage vor seinem Tode – Carlo Schmid. Er saß zu schon vorgerückter Stunde lange inmitten der Schränke des unteren Alphabetischen Katalogs – nicht in einem der bequemen Polstersessel, sondern auf einem unserer preußischblau bezogenen Drehstühle – im Gespräch mit seinem (juristischen) Fach- und Jahrgangsgefährten Herbert Weichmann und dem 24 Jahre jüngeren Georg Leber, unbeschwert wie es schien, gelöst, heiter.

Mir schien, nicht ahnend, daß es sein Geburtstag war, eine Gesprächspause der geeignete Zeitpunkt zu sein, um – mit einer leichten Verbeugung – an ihn heranzutreten, mich ihm als Mitarbeiter des Hauses vorzustellen, ihm andeutungsweise meine Verehrung zu bezeugen und ihn zu fragen, ob ich ihm nicht etwas über das Haus oder die Bibliothek allgemein sagen dürfe; und fuhr etwa so fort: «Zum Heraufgehen in die oberen Etagen haben Sie gewiß keine Lust mehr?» «O, da war ich schon – ein herrliches Haus! Eine so schöne Bibliothek habe ich noch nicht gesehen, und ich kenne Bibliotheken, das können Sie mir glauben. Selbst die Vaticana kann sich mit Ihrem Haus nicht messen; kennen Sie Pater Ehrle? – Wer arbeitet denn hier so eigentlich?» – «Stammler und gewiß viel Laufkundschaft; Studenten, auch viele ältere Leute.» – «Und was liest man denn so? Kennt man Savigny und seine Rechtsschule; Weiß man noch etwas von Gierke? Das waren so meine geistigen Leitbilder, quasi meine Lehrer.»

– «Rechtswissenschaft ist ein besonderer Sammelschwerpunkt unseres Hauses; Rechtsgeschichte dürfte als Lehrfach zur Zeit in der Tat gegenüber anderen Rechtsgebieten zurücktreten.» –

«Ach ja, man müßte noch mal jung sein, noch mal anfangen können und manches besser machen.»

(Leichter Widerspruch meinerseits; Abbruch des Gesprächs durch eine hinzutretende ältere Dame.)

Zum Abschluß zitieren wir noch Ausschnitte aus einem Brief, der nicht an die Redaktion gerichtet ist, sondern an Frau Minister Annemarie Griesinger in ihrer Eigenschaft als Wahlkreisabgeordnete. Der Verfasser – Herr Dr. W. Schnabel in Vaihingen/Enz – hat uns diesen Brief zur Verfügung gestellt; ein Abdruck an dieser Stelle bedeutet noch nicht unbedingt eine Stellungnahme des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, der Vorstand wird sich noch eingehend mit den hier angesprochenen Problemen auseinandersetzen:

... in Vaihingen/Enz steht Schlimmes bevor. Nach dem Willen unserer Stadtväter soll zur Entlastung der Heilbronner Straße, des Marktplatzes und der Stuttgarter Straße sowie zur Aufnahme des Verkehrs aus Richtung Aurich und Großglattbach in Nord-Süd-Richtung, die Gerber- und die Franckstraße zu einer Hauptverkehrsstraße ausgebaut werden. Die östliche Häuserreihe soll abgerissen werden und die darin Wohnenden sollen gezwungen werden, ihre Häuser zu verlassen. Diese Straßen liegen mitten im Kerngebiet und dabei hat die Franckstraße ein Gefälle von 11 Prozent! An der Franckstraße liegen u. a. der Franck'sche Kindergarten, die Methodistenkirche, ein Hotel und angrenzend die Post. Die Franckstraße soll unter dem Bahndamm hindurch weitergeführt werden und in die Heilbronner Straße einmünden.

Im Gegensatz dazu bietet sich eine ganz einfache Lösung an, die gegenüber dem geplanten Projekt nur geringe Zerstörungen verursacht. Wir haben nämlich für den aus Richtung Stuttgart kommenden Verkehr bereits eine Umgehungsstraße, die auch den aus Richtung Aurich und Großglattbach über die Enz- und Ziegelgartenstraße kommenden leicht aufnehmen kann, denn was bedeutet für den Autofahrer schon ein Umweg von 200 bis 300 m. Diese Umgehungsstraße ist aber bisher nur bis zum Raiffeisenlagerhaus vor dem Stadtbahnhof ausgebaut. Von dort aus kann sie leicht über den schienengleichen Übergang und weiter hinter dem Bahndamm zur Heilbronner Straße geführt werden.

Diese Linienführung verursacht wesentlich geringere Kosten und stört nur wenig, weil hinter dem Bahndamm noch keine unmittelbare Bebauung vorliegt, und sie bringt eine echte Entlastung der Innenstadt.

Es sollten doch endgültig die Zeiten vorbei sein, als man dem Verkehr alles opferte und darob den Menschen vergaß. Unsere einstmals so schöne Stadt hat dem Verkehr schon genug Opfer gebracht (Heilbronner Straße, Marktplatz) und sie muß vor weiteren Zerstörungen bewahrt werden.

Der Durchgangsverkehr muß aus dem Kerngebiet herausgehalten werden, wenn die Möglichkeit besteht.

Da Sie unsere Stadt gut kennen, glaube ich, daß Sie sich meiner Bitte nicht verschließen werden, Ihren Einfluß geltend zu machen, damit die Stadtväter die Pläne nochmals überdenken.

Es darf nicht geschehen, daß ein weiteres Stück von Alt-Vaihingen zerstört wird.

## Allgemeine und Kulturgeschichte

PANKRAZ FRIED (Hg): **Probleme und Methoden der Landesgeschichte.** (Wege der Forschung Band CDXCII.) Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1978, 457 Seiten. Leinen DM 45,-

Dieser Sammelband enthält eine Reihe Aufsätze bekannter Historiker über die Aufgaben und das Instrumentarium landesgeschichtlicher Forschung. Landesgeschichte ist – wie Orts- und Heimatgeschichte – nicht einfach Teil oder Ausschnitt der National- und Universalgeschichte. Landesgeschichte ist raumbezogen und für diesen Raum methodisch und sachlich universal, «in Grenzen unbegrenzt», wie es Ludwig Petry formulierte. Aufgabe ist es, alle in einem Raum wirkenden Kräfte und Vorgänge in ihrer gegenseitigen Verflechtung zu erforschen und sichtbar zu machen. Landesgeschichte wurde daher schon als «Strukturgeschichte» betrieben, als es diese Bezeichnung längst noch nicht gab; sie umfaßt Verfassungs-, Sozial-, Wirtschafts-, aber auch Siedlungs- und Dialektgeschichte und Volkskunde und stellt daher, wird sie umfassend verstanden, methodisch hohe Anforderungen. Je kleiner der ausgewählte Raum, desto eher ist noch ein «universalgeschichtlich-kulturhistorischer Ansatz . . . zu verwirklichen», am ehesten in einer Ortsgeschichte. Steht die Landesgeschichte gleich der Lokalgeschichte bisweilen im Geruch des Provinziellen, Partikularen, des «Kantönleigerts», so weist der Herausgeber darauf hin, daß gerade sie nationalstaatliche Enge überwinden kann. Das künftige Europa wird ein «Europe régionale» sein, und die Landesgeschichte kann dazu beitragen, den europäischen Regionalismus zu analysieren, das Gespür für historisch gewachsene Unterschiede, für Volksgruppen und Minderheiten zu schärfen, aber auch das Gemeinsame zu erkennen. So wird «überraschend deutlich, daß von der Landesgeschichte her sich oft besser europäische und universale Zusammenhänge aufzeigen lassen als von dem verengten nationalstaatlichen Blickwinkel des 19. Jahrhunderts». Die fachlich auf hohem Niveau stehenden Aufsätze sind auch für Nichthistoriker verständlich.

Hans-Martin Maurer

DIETER NARR: **Studien zur Spätaufklärung im deutschen Südwesten.** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen, 93. Band.) W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1979. 553 Seiten. Leinen DM 48,-; broschiert DM 43,- Der bescheiden formulierte Titel läßt kaum vermuten, daß hier ganz wesentliche Grundlagen zur Geistesgeschichte in Württemberg dargestellt und analysiert werden – nicht zuletzt auch deshalb, weil in mannigfaltiger Weise ebenso die Wechselbeziehungen zwischen Geistes-, Frömmigkeits- und Bildungsgeschichte untersucht werden wie diejenigen zwischen Aufklärung und Pietismus, von denen

ja nicht unbedeutende Wirkungen auf das gesamte Leben in Württemberg ausgegangen sind.

Es ist gut, daß Hermann Bausinger dem gewichtigen Band eine Art Gebrauchsanweisung mitgegeben hat, die vor allem dem unvorbereiteten jüngeren Benutzer zeigt, worauf er zu achten hat, wenn er sich auf dieses Buch einläßt. Denn in ihrer Gesamtheit sind die hier gesammelten Essays und Vortragstexte so etwas wie die Summe einer heute nur noch selten anzutreffenden Gelehrtenexistenz, die sich nur bei sehr genauem Hinsehen ganz erschließt: Es ist nicht unbedingt mehr selbstverständlich, daß sich mit kritischer Analyse sowohl fast positivistisch anmutende philologische Punktgenauigkeit als auch Belesenheit, Eloquenz und so etwas wie wissenschaftliche Phantasie verbinden.

Auch eine andere Voraussetzung für das richtige Verständnis dieser Sammlung ist wichtig: der Anachronismus oder – vielleicht richtiger – die Vorläuferschaft mancher Arbeiten des Verfassers, der schon über Aufklärung und Pietismus nachdachte und schrieb, als diese Themen noch nicht auf dem Markte gehandelt wurden. Die Sammlung verzichtet darauf, nachträglich eine Auseinandersetzung mit später erschienenen Arbeiten zum Thema zu führen – diese bleibt dem Leser überlassen. Das reiche Literaturverzeichnis kann ihm dabei ebenso dienlich sein wie auch ein umfangreiches «Biografisches Register», das eine Fülle von sonst oft schwer auffindbaren Angaben über eine Vielzahl von Personen besonders aus der württembergischen Geistesgeschichte zusammenträgt.

Johannes Wallstein

JUSTUS FRANZ WITKOPP: **Europa im Gaslicht.** Die hohe Zeit des Bürgertums 1848 bis 1914. Atlantis Verlag Zürich und Freiburg im Breisgau, 285 Seiten, zahlreiche Abbildungen. DM 75,-

Vielleicht hängt es damit zusammen, daß es sich bei dem Zeitraum, der sich von 1848 bis ins zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hinzog, um die «erste eigentlich pluralistische Epoche» handelt – wie es der Autor in der Einleitung des Buches formuliert –, weshalb diese Jahrzehnte für uns heute zunehmend interessant werden. Lange Zeit als eine Epoche ohne eigenständige kulturelle Leistung geradezu verpönt, kommen die «Gründerjahre» in ihrer Anfangs- und Hochphase immer mehr ins Blickfeld der Historiker.

Nach der Enttäuschung über die mißlungene – auch vom Bürgertum erstrebte – Revolution des Jahres 1848 folgte allenthalben ein Rückzug ins Private; seinen Einsatz und sein Können verwandte der langsam emporsteigende Bürger auf den technischen Fortschritt. An die politischen Ideen der bürgerlichen Grundrechte, wie sie in der Frankfurter Paulskirche verfochten worden waren, wurde endgültig erst einhundert Jahre später mit dem Bonner Grundgesetz angeknüpft.

Fortschrittsgläubigkeit – bis heute nahezu ungebrochen – ergriff damals die Zivilisation. «Aus einer gelegentlich geübten dilettantischen Beschäftigung geistvoller Pfarrer und ingenieuser Barbieri war die Erfinderarbeit zu einer berufsmäßigen Tätigkeit gelehrter Fachmänner geworden.» Alles als «machbar» Erkannte wurde verwirklicht. Entdeckungen, Erfindungen und Entwicklungen auf technischem, medizinischem und geisteswissenschaftlichem Gebiet bestimmen auch unsere Gegenwart. Dies alles war nur möglich in einem Klima des Liberalismus des unbedingten Wettbewerbs mit der Folge der Verelendung des «vierten Standes» und der Reduzierung des Staates auf eine «Nachwächterfunktion»; was blieb diesem da anderes übrig als nationalistisches Selbstbewußtsein und «Blut-und-Boden-Politik» zu kultivieren?

Dies ist in etwa das Spektrum der faszinierenden Darstellung von Justus Franz Wittkopp. Er breitet vor uns die Vielfalt jener Epoche in wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und politischer Sicht aus. Seine ungemein dichte Schilderung wird aus zahlreichen Quellen vor allem deutscher, französischer und englischer Herkunft gespeist und vermittelt so dem Leser eine farbige und detailfreudige Anschauung ohne jedoch je den Blick aufs Ganze zu verlieren. Diese Wirkung wird durch das hervorragende ausschließlich zeitgenössische Bildmaterial, das nahezu jede Seite des Bandes illustriert, noch unterstrichen.

Anders als in anderen einschlägigen Darstellungen geht der Autor nicht streng chronologisch vor. Er behandelt das Thema vielmehr systematisch in insgesamt sechs Kapiteln mit den Überschriften: «Die industrielle Revolution» / «Der große Zorn» / «Gestalten und Mächte» / «Leben in bürgerlicher Zeit» / «Die Welt, in der man sich langweilt» / «Das Schöne, Wahre, Gute». Ein Anhang enthält eine Zeittafel mit wichtigen Ereignissen, einen Literatur- und Bildnachweis sowie ein Personenregister.

Wittkopp ist weder einer Geschichtsschreibung «von unten» – also aus der Sicht des «einfachen Mannes» – noch einer ausschließlich an kriegerischen Taten und politischen Leistungen orientierten Darstellung verpflichtet; er hat eine politische Sitten- und Kulturgeschichte im besten Sinne verfaßt. Er tut dies mit der scharfen Beobachtungsgabe des unbeteiligten – aber nicht unengagierten – Nachgeborenen. Bei aller Distanz zu den historischen Abläufen läßt er aber Sympathie durchscheinen: «Historisch ist der Reichtum der Industrienationen auf viele Jahrzehnte Elend des Industrieproletariats begründet.»

Werner Frasch

DIETER WUERTH: **Radikalismus und Reformismus in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung Göppingens 1910 bis 1919.** (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen Bd. 15) Göppingen 1978.

Diese Arbeit ist im Hauptteil eine Fallstudie zur Geschichte der Arbeiterbewegung. Sie zeigt, daß sich in Göppingen im Gegensatz zu anderen süddeutschen Industriestädten vor dem Ersten Weltkrieg die Arbeiterschaft zunehmend radikalisierte, und erklärt dies mit dem Absinken der Reallöhne in der Zeit von 1900 bis 1910 und dem raschen Bevölkerungswachstum. Dieser Trend «zu

einem wachsenden Radikalismus» vor allem jüngerer Arbeiter spaltete die Sozialdemokraten in Göppingen am Vorabend des Krieges in zwei feindliche Lager. Dem reformistischen Parteivorstand gelang es jedoch ab 1915 mit Unterstützung «revisionistischer Gewerkschaftsführer», den Einfluß der Radikalen in Partei und Gewerkschaft, aber auch innerhalb der unorganisierten Arbeiterschaft zu mindern.

Dem Verfasser gelingt es, in seiner sehr kenntnis- und materialreichen, detaillierten Untersuchung die Geschichte der Arbeiterbewegung in Göppingen aufzudecken, zu analysieren und darzustellen. Eine wünschenswerte gelegentliche Einbettung dieser lokalen Vorgänge in die Gesamtgeschichte der Arbeiterbewegung erfolgte allerdings nur selten.

Die in das Buch einführende «geschichtliche Entwicklung der Stadt Göppingen» von der Alemannenzeit bis 1910 wäre besser nicht geschrieben oder gedruckt worden, zumal sie im Hinblick auf das Thema aufgepfropft wirkt und von einer Unkenntnis württembergischer Geschichte oder Verhältnisse zeugt, wie man sie besser nicht nach außen tragen sollte. Daß es in Göppingen im 16. Jahrhundert angeblich «Patriziergeschlechter» gegeben haben soll, kann man noch hinnehmen, daß aber der Tübinger Vertrag Herzog Ulrich 1514 «von den Landbesitzern», von der «Bourgeoisie» aufgezwungen wurde, ist wie anderes eine abenteuerliche Formulierung.

Recht instruktiv ist das im Anhang veröffentlichte Zahlenmaterial: Die Arbeiter bei den Wahlen. Im Literaturverzeichnis allerdings fehlen neuere Titel, darunter die wichtige 1976 entstandene Dissertation von Maija Christ-Gmelin über die württembergische Sozialdemokratie 1890 bis 1914. Dies – wie manches andere – macht deutlich, daß die Arbeit vor rund zehn Jahren angefertigt worden ist.

Wilfried Setzler

## Dokumente der Vergangenheit

ANGELIKA MARSCH: **Die Salzburger Emigration in Bildern.** Mit Beiträgen von GERHARD FLOREY und HANS WAGNER und einem Verzeichnis der zeitgenössischen Kupferstiche. (Schriften des Nordostdeutschen Kulturwerks e. V. Lüneburg.) Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn 1979. 271 Seiten, 248 teils mehrseitig gefaltete Abbildungen, 24 Farbtafeln. Leinen DM 84,-

Man sollte sich davor hüten, in diesem prachtvollen Band mit seinen vielen großzügigen Reproduktionen zunächst und vor allem eine Dokumentation zur Kunst- und Kulturgeschichte von Flugblatt und Illustration mit vielen Beispielen für die Entwicklung von Holzschnitt und Kupferstich zu sehen. Um solches eher ästhetisch orientiertes Mißverstehen auszuschließen, sind den Abbildungen zwei informierende Essays vorangestellt: Gerhard Florey schreibt über «Die Entwicklung des Protestantismus im Lande Salzburg und die Emigration 1731/32», und Hans Wagner stellt «Die Ereignisse von 1731/32 in ihren allgemeinen Zusammenhängen» dar. Und dann erst folgen die eher am Bild orientierten Abschnitte, in denen der Text

sich mit einer erläuternden Funktion bescheidet: «Die Verlagsorte und Hersteller der Emigrationsgrafik / Bilderbogen und Bildserien / Gedenkblätter – Faltbriefe – Schraubmedaillen – Andachtsbilder / Bildnisse / Landkarten / Illustrierte Bücher / Aquarellbilder über Ankunft und Aufenthalt der Emigranten in Augsburg / Ein Hinterglasbild / Die Emigration der Salzburger Protestanten in späteren Bildern.» Ein Verzeichnis der Emigrationsgrafik und ein Register beschließen den Band.

Wenn auch der größere Teil der damals aus dem Salzburger Vertriebenen in Preußen neue Heimat fand und die Ansiedlung kleinerer Gruppen in Württemberg nur mit einem Satz erwähnt wird – «Andere wurden in Ulm und Umgebung sesshaft oder zogen weiter nach Tübingen und verteilten sich von dort nach und nach über ganz Württemberg» – die unmittelbare Nachbarschaft erlebte deutlich den Durchzug: Kaufbeuren war eine wichtige Station, vor allem aber Augsburg (was nicht nur in einer besonders eindrucksvollen Aquarellfolge seinen Niederschlag gefunden hat); den Durchzug durch das Gebiet von Kempten allerdings verweigerte man ihnen. (Wobei zu bedenken ist, daß die ersten Auswandererzüge, zu denen vor allem die weniger bemittelten, schlecht ausgerüsteten Dienstboten gehörten, in den letzten Tagen des Jahres 1731 – also im hohen Winter – unterwegs waren!)

Schmerzliche Gedanken wecken in besonderer Weise die beiden letzten Abbildungen «Salzburger Kirche und Hospital in Gumbinnen», zwei Lithografien von 1857: wenig mehr als hundert Jahre nach der Vertreibung aus dem Salzburger, keine hundert Jahre vor der erneuten Vertreibung.

Willy Leygraf

LUDWIG KRAPP und CHRISTIAN WAGENKNECHT (Hgg): **Stuttgarter Hoffeste. Texte und Materialien zur höfischen Repräsentation im frühen 17. Jahrhundert.** (Neudruck deutscher Literaturwerke, N. F., Band 26). Verlag Max Niemeyer Tübingen 1979. LII, 514 Seiten, 8 Tafeln, zahlreiche Faksimiles. Leinen DM 158,-

LUDWIG KRAPP und CHRISTIAN WAGENKNECHT (Hgg): **Stuttgarter Hoffeste. ESAIAS VAN HULSEN und MATTHÄUS MERIAN: Repraesentatio der fvrstlichen Avfzvg und Ritterspil.** (Neudrucke deutscher Literaturwerke, N. F., Band 27.) Verlag Max Niemeyer Tübingen 1979. X, 159 Seiten, 83 Abb., davon 2 auf Faltafeln. Leinen DM 108,-

Die Tatsache, daß diese beiden Bände in der Reihe «Neudrucke deutscher Literaturwerke» erschienen sind, bedeutet keineswegs eine Festlegung auf die Zielgruppe der Germanisten. Gewiß, die Herausgeber legen das Ergebnis philologischer Arbeit im Sinne von «Herausgeben und Erläutern» vor; und über die Hälfte des Textbandes macht zudem mit den Festbeschreibungen Georg Rodolf Weckherlins nicht unwichtige Texte eines Autors zugänglich, der erst allmählich mit der wachsenden Aufmerksamkeit für die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts die ihm gebührende Beachtung findet. Dennoch: der Gegenstand – Stuttgarter Hoffeste, und das heißt hier: das Tauffest von 1616 – spricht den Landeshistoriker so sehr an wie den Kulturgeschichtler; und dies um so mehr, als die Heraus-

geber es nicht haben bewenden lassen bei der eigentlichen Beschreibung der Festlichkeiten mit ihren Aufzügen und Turnieren, zu denen außer von Weckherlin auch noch Texte von anderen Autoren (einem Anonymus, Ph. Hainhofer, J.-A. Assum und J. Frischlin) im Auszug mitgeteilt werden: ausführlich werden auch Vorbereitung und Durchführung dokumentiert, etwa mit Auszügen aus Tagebüchern und Korrespondenzen Herzog Johann Friedrichs oder mit Furierzetteln und der «Rechnungslegung über beim Tauffest entstandene Kosten».

Nicht minder wichtig ist ein anderer Aspekt: Erst seit wenigen Jahrzehnten nimmt die Kunstgeschichte wahr, daß in Renaissance und Barock zwischen Literatur, Theater und bildender Kunst mit den – vor allem höfischen – Festen und Aufzügen so etwas wie eine eigene Kunstgattung entstanden ist, die aber ihrer Natur nach eben ver-gänglich war und nur ausnahmsweise einmal mit mehr als nur mit einer mehr oder weniger knappen Beschreibung in Wort und Bild, vielleicht auch mit einzelnen Festgedichten oder -musiken faßbar überliefert wurde. Das Stuttgarter Tauffest ist nun nicht nur besonders vielfältig und eingehend beschrieben, von ihm gibt es auch eine breit angelegte bildliche Darstellung in einer hier vollständig und (mit zwei geringfügigen Ausnahmen) im Originalformat reproduzierten Folge von 83 Kupferstichen, die Esaias van Hulsen und Matthäus Merian geschaffen haben.

Da ziehen sie auf in der Reihenfolge des Festes, die historischen und allegorischen Gruppen; die am Fest beteiligten Fürstlichkeiten hatten jeweils ihren eigenen «Aufzug», einen besonderen Festzug aus verschiedenen Gruppen, mit Herolden und Dienern, mit Reitern und Musik; mauretische Mohren auf zwei Elefanten gar finden sich im Aufzug Friedrichs von der Pfalz. Höhepunkte sind jeweils kunst- und prunkvoll komponierte Wagen oder Gruppen, so ein ganzer «Lustgarten mit Musen», in dem ebenso ein Springbrunnen plätschert wie in einer anderen Komposition, die «Venus und Amor auf dem Erix» darstellt! Den Anfang dieser illustren Bildersuite macht Merians bekannte Darstellung FVRSTLICHER LVSTGARTEN ZU STVETT-GARIT mit dem alten und dem neuen Lusthaus, mit dem alten und dem neuen «Rennplan», mit dem «Bomerantzengart» und den Wasserspielen; zum festlichen Beschluß findet man die CONTRAFACUR DES KVNSTLICHEN FEWERWERCKS . . . SO ZV STVETGART IM LVSTGARTEN DEN 17 MARTI ANNO 1616 GEWORFEN WORDEN.

Herausgeber und Verlag haben es freundlicher Weise so eingerichtet, daß beide Bände, obwohl sie einander so trefflich ergänzen, doch selbständige Einheiten geblieben sind – dies wohl mit Rücksicht zugleich auf die eher am Text oder eher am Bild interessierten unterschiedlichen Fachkreise und auch auf den gewiß nicht kleinen Kreis von Interessenten jenseits der speziellen Fachgebiete.

Johannes Wallstein

MANFRED AKERMANN (Hg): **Heidenheim in alten Ansichtskarten.** (Reihe «Deutschland in alten Ansichtskarten»; zugleich: Band 3 der Veröffentlichungen des Stadtarchivs Heidenheim an der Brenz.) Verlag Flechsig Frankfurt 1980. 103 Seiten, 92 Abbildungen. Gebunden

Diesen neuen Band der schnell wachsenden Reihe hat Manfred Akermann sehr sorgfältig und gründlich betreut. Sogar eine geraffte Post-, Kultur- und Stilgeschichte der Postkarte liefert er in seinem Einleitungskapitel «Ansichtskarten als historische Bilddokumente», bevor er sich den Darstellungen Heidenheims zuwendet – und damit immer zugleich der Stadt Heidenheim als einem sich rasch wandelnden und entwickelnden Abbildungsgegenstand und auch dem Stil und der Auswahl, die in den Darstellungen wirksam sind. Den einmal erhobenen Anspruch auf komprimierteste Information und hilfreich deutende Erläuterung hält er auch in den Bildunterschriften durch, die nicht nur oft in Vergleiche mit dem heutigen Zustand münden, sondern gelegentlich auch Hinweise bieten auf das, was sich hinter oder in den abgebildeten Gebäuden findet. So kann man aus einer Postkartensammlung ein Kapitel Heimatkunde ableiten! Bemerkenswert auch die «Gebrauchsanweisung» am Schluß des Vorworts: «Beim Betrachten der nachstehend reproduzierten alten Heidenheimer Ansichtskarten sollte man es nicht bei einem nostalgischen Rückerinnern bewenden lassen. Vielmehr sollten die Bilder jedermann die Verpflichtung vor Augen führen, bei allen notwendig werdenden Veränderungen innerhalb des historisch gewachsenen Stadtbilds mit äußerster Behutsamkeit und im vollen Bewußtsein der Verantwortung vor der Geschichte dieser Stadt vorzugehen.»

Willy Leygraf

## Kunst und Architektur

KARL DIETRICH ADAM und RENATE KURZ: **Eiszeitkunst im süddeutschen Raum.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1980. 172 S., 72 teils farbige Bildtafeln. Leinen DM 68,-  
Format und Ausstattung – nicht zuletzt die prachtvollen farbigen Abbildungen – erinnern auf den ersten Blick an die Bände über Römer und Alamannen aus dem gleichen Verlag.

Hier sind sie alle beieinander: die als weibliche Gestalt gedeutete Elfenbeinfigur aus dem Stadel im Hohlenstein (Lonetal), Mammut und Pferd aus dem Vogelherd, die Funde aus dem Keßlerloch bei Thayngen und einige Kostbarkeiten sonst. Aber da beginnt schon die Irritation: eine knapp vier Zentimeter große «anthropomorphe Skulptur» vom Petersfels bei Bittelbrunn z. B. wird an drei ganz verschiedenen Stellen abgebildet, beim ersten Mal erschöpft sich der Bildtext in den Angaben von Fundort, Bezeichnung, Material und Größe; zu den weitergehenden Erläuterungen an den beiden anderen «Fundstellen» oder gar im Text fehlt jeder Verweis – der Laie bleibt ratlos. Er versucht, sich systematisch sachkundig zu machen. Mit Hilfe der Bilder gelingt ihm das auf Anhieb nicht, denn die scheinen weder nach Fundorten, noch nach Material oder Thematik, sondern nur nach druck- und bindetechnischen Bedingungen geordnet zu sein: Tafeln, Abbildungen und Schaubilder (die eigentlich Kartenskizzen sind – und dazu noch Namenloses: Seite 80). Als trügerisch erweist sich aber auch die Hoffnung, durch einen übersichtlichen Text weitergeführt zu werden: Da gibt es nach ei-

nem «Vorwort» zum Ganzen noch «Ein Vorwort» zu einem Teil und zu diesen sechs Zeilen eine Anmerkung von eineinhalb Seiten und zu dieser wiederum elf Zeilen «Nachweise». (Und auch diese Bezeichnung sollte man nicht immer allzu sehr beim Wort nehmen, manchmal wird auch nur verwiesen. Und daß sich die Vogelherdplastiken in Privatbesitz befänden, ist wohl nicht mehr richtig.) Wer dies alles aber hinnimmt und sich mit vielem Hin- und Herblättern und -denken durch das Buch hindurcharbeitet, der erfährt viel über den Eiszeitmenschen und über dessen Kunst und über deren Zeugnisse aus dem süddeutschen Raum sowie über deren Erforschung, die nicht selten von handfestem Streit über Echtheitsfragen begleitet war. Und dann erst kann er sich mehr als nur ästhetisch-genießend mit den Abbildungen und Tafeln auseinandersetzen und diese recht würdigen.

Willy Leygraf

BURGEN UND FESTE PLÄTZE. **Der Wehrbau vor Einführung der Feuerwaffen.** (Glossarium artis. Wörterbuch zur Kunst, Band 1) Max Niemeyer Verlag Tübingen 1977 (2., vermehrte Auflage). 280 Seiten, 173 Abbildungen. Kartoniert DM 46,-

FESTUNGEN. **Der Wehrbau nach Einführung der Feuerwaffen.** (Glossarium artis. Wörterbuch zur Kunst, Band 7) Max Niemeyer Verlag Tübingen 1979. 298 Seiten, 190 Abbildungen. Kartoniert DM 46,-

Wer Literatur über Befestigungsarchitektur und -technik liest, stößt auf zahlreiche Fachausdrücke, die schon in der eigenen Sprache, vollends aber in fremdsprachlichen Werken Schwierigkeiten bereiten. Das Glossarium artis wird künftig eine unentbehrliche Hilfe zum Verständnis sein. Es ist Definitionswörterbuch, systematisch angelegtes Fachwörterbuch, Synonymenwörterbuch und Bildwörterbuch in einem. Der Band «Burgen und feste Plätze» ist deutsch-französisch, der Band «Festungen» deutsch-französisch-englisch verfaßt. Beide Bände sind aus der Zusammenarbeit mehrerer Fachleute aus verschiedenen Ländern hervorgegangen. Die Erklärung der deutschsprachigen Ausdrücke – nur sie können hier beurteilt werden – sind im allgemeinen zuverlässig und verständlich, die Zeichnungen sehr übersichtlich und instruktiv. Unsicherheiten gibt es bei verfassungsgeschichtlichen Begriffen: Zum Beispiel brauchte eine «Dynastenburg» nicht lehensfrei zu sein, und eine «alldiale Burg» konnte auch dem Dienst- und Niederadel angehören – aber es geht hier ja vor allem um bauliche und technische Termini. Nicht immer ganz überzeugend ist die Gliederung der Abschnitte, aber über die Register läßt sich alles auffinden. Leider ist die Aufmachung für ein Handbuch oder Lexikon recht unhandlich und die schreibmaschinengeschriebene Textschrift geradezu primitiv. In dieser Beziehung sind die beiden Bände von dem Niveau lexikographischer Werke anderer Sachgebiete noch weit entfernt. Das bereits in zweiter Auflage erschienene und erweiterte Glossarium ist also inhaltlich und formal noch verbesserungsfähig, aber es ist schon jetzt ein erfreuliches und wichtiges Hilfsmittel der Burgen- und Festungskunde.

Hans-Martin Maurer

AUGUST VON COHAUSEN: **Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters.** Hg. v. Max Jähns 1898. Nachdruck bei Wolfgang Weidlich Frankfurt 1979. 344 S. Text, 57 Bl. Pläne, Risse und Zeichnungen.

Der Verlag Weidlich brachte – nach den Werken von Otto Piper und Bodo Ebhardt – ein weiteres klassisches Buch der Burgenkunde im Nachdruck heraus. Der Ingenieur-offizier August von Cohausen hat sich ein Leben lang mit den Befestigungen aller Zeiten beschäftigt, hat zahlreiche Aufsätze über vorgeschichtliche, römische und mittelalterliche Befestigungen in Deutschland und Westeuropa veröffentlicht und dann in hohem Alter diese zusammenfassende Gesamtdarstellung als Ergebnis seiner Untersuchungen geschrieben (herausgegeben erst nach seinem Tod von Max Jähns). Das Werk Cohausens stand von Anfang an im Schatten der zwei Jahre zuvor erschienenen Burgenkunde Pipers, die sehr viel materialreicher und umfassender ist. Aber Cohausen erfaßt manches schärfer, weil er nicht alle festgestellten Varianten und Nebenformen einbezieht, sondern sich auf das Typische und Regelhafte beschränkt. Klar wendet er sich gegen alte Irrtümer wie die Zuweisung der Buckelquadertürme in die Römerzeit; genauer noch als Piper datiert er sie in die «Hohenstaufenzeit», eine Annahme, die die neuere Forschung bestätigte. Das Hauptuntersuchungsgebiet Cohausens sind die Rheinlande; die württembergischen Burgen scheint er nicht kennengelernt zu haben, und so verlegt er die Schwarzwaldburgen Liebenzell und Berneck ins Elsaß. Aber die grundsätzlichen Ergebnisse seiner Forschungen gelten in weitem Maße auch für unser Gebiet. Seine Beschreibung des Bergfrieds gehört noch immer zum Besten und Verläßlichsten, was über diesen wichtigen Bautyp der mittelalterlichen Burg geschrieben wurde. Hans-Martin Maurer

HANS KOEPE: **Baudenkmale in Baden-Württemberg.** Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1979. 176 Seiten, 24 farbige, 40 schwarzweiße Abbildungen. Leinen DM 58,-  
Nicht nur wegen der «Zensuren», die den einzelnen Bauten und ihren Architekten um so häufiger erteilt werden, je näher man der Neuzeit kommt, muß man die Darstellung subjektiv nennen: Die Raffung des überreichen Stoffes auf so knappen Umfang machten so viel an Auswahl und Verknappung notwendig, wie nur durch subjektive Entscheidung zu leisten ist. (Und selbst diesen ausgewählten Objekten kann oft nicht mehr als eine knappe – wiederum notwendig subjektive – Bemerkung gewidmet werden.) Das also kann hier nicht geboten werden: eine Architekturgeschichte Baden-Württembergs. Und ebenso wenig: ein Führer für Kunstfahrten. Was aber hier in den klar gegliederten und – gerade wegen der Subjektivität! – anregend formulierten Kapiteln – Romanik, Gotik, Renaissance, Barock, Klassizismus und Neoklassizismus, Historismus, 20. Jahrhundert – geboten wird: wohl zum ersten Male ein architekturgeschichtlicher Überblick für das gesamte Land Baden-Württemberg! Und dieser dürfte vor allem dem willkommen sein, der sich zum Einstieg eine erste Orientierung verschaffen will. Da aber bislang Architekturgeschichte in der Regel im Rahmen der frühe-

ren Landesteile geboten worden ist, dürfte das Buch auch für manchen regionalen Kenner zum Wegweiser werden und ihm Zusammenhänge anschaulich machen, die er bislang so deutlich nicht gesehen hat. (Daß allerdings die Darstellung nicht immer auf neuerer Anschauung beruht, scheint sich daraus zu ergeben, daß für die Stiftskirche Herrenberg zwar «schwere Bauschäden» vermeldet werden, nicht jedoch die im Gang befindlichen tiefgreifenden Erneuerungsarbeiten.) Hilfreich für die Orientierung sind Übersichtskarten und ein Ortsregister. Die kundige «Erklärung der architektonischen Fachausdrücke» geht über das übliche Maß hinaus. Die Abbildungen sind durchweg sehr informativ, einige Farbaufnahmen jedoch leider von minderer Qualität.

Johannes Wallstein

WALTER TRAUB: **Bekannte und unbekannte Zeugnisse Alpirsbacher Vergangenheit.** Bessler-Druck Alpirsbach 1979. 63 Seiten, 121 Abbildungen. Gebunden

Wenn man sich vorstellt, was heute von «Laien» (im besten Sinne des Wortes!) tagtäglich fotografiert wird, dann ist es verdienstvoll, wenn jemand mit einer dafür gebotenen Hartnäckigkeit seine Kamera auf historische Objekte richtet, die selbst der Kenner eines bestimmten Bereichs noch nicht aufgespürt hat. Konkret: Alpirsbach ist eine hervorragend erhaltene Klosteranlage, die jährlich von zigttausend Besuchern angefahren wird. Wer allerdings meint, in dem Geschauten erschöpfe sich Alpirsbacher Vergangenheit, irrt. Walter Traub hat mit viel Fingerglück und Akribie die meist doch unbekanntesten Zeugnisse zusammengestellt, die genaue Orts- und Zustandsbeschreibung gegeben und somit eine «Sicherheitsverfilmung» geboten, die zum vertieften Nach-Schauen in und um Alpirsbach anregt.

Wolfgang Irtenkauf

BERND WIEDMANN (Hg): **Herburger.** Landschaften von JULIUS HERBURGER. Mit Texten von ARMIN AYREN, HERBERT KARL KRAFT und WALTER MÜNCH. (Kunst am See, 1). Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1980. 52 Seiten, 28 Abbildungen. Kart.

BERND WIEDMANN (Hg): **André Ficus.** See-Bilder von ANDRÉ FICUS. Mit Texten von GISELA LINDER, PETER RENZ, MARTIN WALSER, ANDRÉ FICUS. (Kunst am See, 2). Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1980. 48 Seiten, 27 Abbildungen. Kart.

Auf dem Landratsamt in Friedrichshafen sieht man den Bodenseekreis nicht nur als Bereich für Behördenzuständigkeit im herkömmlichen Sinne, zunehmend werden kulturelle Ambitionen und Aktivitäten erkennbar: regelmäßige Vorstellung der aus öffentlichen Mitteln angekauften Kunstwerke, Ausstellungen von Künstlern aus dem Kreis – und seit einiger Zeit auch eine besondere Publikationsreihe «Kunst am See», von der jetzt zwei Bände vorliegen. Diese Veröffentlichungen erscheinen zwar aus Anlaß von Ausstellungen, sind aber mehr als nur Kataloge im Sinne von Bilderverzeichnissen. Das weist schon die großzügige Ausstattung mit großformatigen, sorgfältig reproduzierten Abbildungen aus. Aber auch für den Text

hat man ein eigenes Konzept: es ist nicht nur für jedes Heft der Reihe ein einführender Text eines Kunsthistorikers oder -kritikers vorgesehen, sondern außerdem ein literarischer Begleittext. Im Herburger-Band hat diesen Armin Ayren geschrieben, im zweiten Peter Renz; die Einführungen stammen von Herbert Karl Kraft und Gisela Linder. Die Texte von Walter Münch (über Herburger) und Martin Walser (über Ficus) sind zwar Texte über diese Maler – aber man möchte sie doch eher dem literarischen zuordnen. Man sieht: der Anspruch ist nicht gering; ob er durchgehend erfüllt werden kann, wird sich weisen.  
Willy Leygraf

## Aus Franken

HELMUT NEUMAIER: **Reformation und Gegenreformation im Bauland.** (Forschungen aus Württembergisch Franken Bd. 13.) Schwäbisch Hall 1978. DM 25,-

Die Entstehung und der Verlauf der geistigen und geistlichen Grundlagen der Reformation und der Gegenreformation sind von der historischen Forschung in ihren großen Entwicklungslinien schon seit langer Zeit aufgedeckt. Die Überprüfung dieser Vorgänge in den einzelnen «historischen Landschaften» ist allerdings bislang nur unvollständig erfolgt; sie wird in der vorliegenden Arbeit nun für das Bauland angegangen. Das Untersuchungsgebiet zwischen Neckar, Jagst und Tauber ist geschickt und mit Bedacht ausgewählt, überschneiden sich doch in diesem Raum geradezu verwirrend mannigfaltige Rechts-, Besitz- und Hoheitsverhältnisse, die auch auf vielerlei Fragen eine Antwort ermöglichen.

Das Bauland gehörte kirchlich zur Diözese Würzburg, hoheitlich überwiegend zum Erzbistum Mainz. Neben diesem zudem größten Grundherrschaften hatten hier auch die Kurpfalz, die Grafschaft Wertheim und das Herzogtum Württemberg Rechte und Besitztümer; eingestreut in dieses Gebiet waren die ritterschaftlichen Schlösser und Dörfer in solcher Dichte, daß Neumaier in seinem Werk mit Recht vom Bauland als einer «Adelslandschaft» sprechen kann.

Aufgrund seiner sehr sorgfältigen und reichen Archivstudien kann der Verfasser nachweisen, daß die ritterschaftlichen Familien nach dem Augsburger Religionsfrieden 1555 die Einführung des lutherischen Bekenntnisses in all jenen Dörfern durchsetzten, in denen sie Vogtei- oder Niederkirchenrechte innehatten. Deutlich wird, daß damit auch ein Emanzipationsbestreben gegenüber den geistlichen Herren – den Bischöfen von Mainz und Würzburg – als Lehensgebern verbunden war. Am konkreten Beispiel deckt Neumaier weiter auf, wie Hand in Hand mit der Durchführung des Trienter Reformprogramms die Regeneration der geistlichen Mächte Mainz und Würzburg erfolgte, wie – nach einem Abgrenzungsprozeß zwischen Katholiken und Protestanten in den Dörfern und Städten – diese erstarkten Kräfte unter Führung des Würzburger Bischofs Julius Echter eine umfassende Gegenreformation durchzusetzen versuchten und teilweise auch erfolgreich durchsetzten.

Der Verfasser versteht es in seinem Werk vom «Mikrokosmos Bauland» ausgehend, die Haltung des Reichsadels zur Reformation und Gegenreformation, die Vorgänge im «Windschatten» der großen Ereignisse aufzuhebeln. Er verdeutlicht wie die «konfessionelle Auseinandersetzung in einem Gebiet ständig wechselnder und sich überlagernder Herrschaftsverhältnisse konfliktreicher war als in einheitlichen Territorien». Neumaier gelingt es auch, verständlich zu machen, wie das Nebeneinander von protestantischen, katholischen oder gemischtkonfessionellen Orten, das den Landstrich bis in unsere Zeit hinein geprägt hat, von den historischen Ereignissen der Reformation und Gegenreformation bedingt war und ist.  
Wilfried Setzler

RAIMUND J. WEBER (Hg): **Die Schwäbisch Haller Siedens-erbleihen.** Band 2: Urkunden. (Forschungen aus Württembergisch Franken, Band 15). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1979. 216 S., 8 Abb.; Leinen DM 48,-

So sperrig wie der Titel ist das gesamte Buch. Es ist eine Urkundensammlung über die Rechtsbeziehungen zwischen den Siedlern in Hall und den jeweiligen Besitzern der Saline, ein Beitrag zur Rechtsgeschichte des Haalrechts. Und allein schon das ist ein Thema für einige wenige Spezialisten. Die Urkunden, aus den Jahren 1312 bis 1695 datiert, sind in der jeweiligen Sprache und Rechtschreibung der Zeit abgefaßt, und das schränkt den Kreis der Interessenten für eine solche Urkundensammlung nochmals ein. Auch dann, wenn jemand ein gesteigertes Interesse für die Rechtsgeschichte der Salzsieder aufbringt, wird der Weg dorthin durch dieses Buch nicht sehr erleichtert. Auch ein ausgebildeter Historiker ist mit der Interpretation der Quellen und der legitimerweise daraus zu ziehenden Schlußfolgerungen überfordert, weil er das Haal- und Siedersrecht zu wenig kennt. Ohne eine Darstellung dieses Rechts sind manche Quellen nicht oder nur höchst unzulänglich verständlich. Man hat Interesse an einem exotischen Grenzgebiet zwischen Geschichte und Juristerei und kann dann nicht kombinieren, welche Konsequenzen aus der einen oder anderen Formulierung zu ziehen sind, weil man halt zu wenig weiß, um abzuschätzen, was jetzt richtig und was ganz falsch ist an seinen Überlegungen und Interpretationen. Um mit dieser Quellensammlung etwas anfangen zu können, braucht man eine Darstellung des Sachverhalts und der historischen Zusammenhänge. Die aber gibt es nicht, die muß erst geschrieben werden, eben aufgrund dieser Urkundenedition.: Ein Band also, für Spezialisten von einem Spezialisten herausgegeben, der für die übrigen erst interessant wird, wenn die Darstellung nachgeliefert ist.  
Heiner Krauss

OTTO UHLIG: **Die Geschichte der Volkshochschule Schwäbisch Hall.** Mit einem Beitrag von KLAUS HELLER (Schriftenreihe des Vereins Alt Hall e. V., Heft 9). Herausgegeben vom Verein Alt Hall e. V. 1980. 80 Seiten, Abbildungen. Broschiert DM 5,80

Seinen auf dem Titelblatt angekündigten Beitrag liefert Klaus Heller, der gegenwärtige Leiter des VHS Schwä-

bisch Hall, auf den letzten 20 Seiten dieses Bändchens unter dem Titel «Die Volkshochschule Schwäbisch Hall zwischen 1966 und 1979», in dem er zugleich einen sehr persönlichen Bericht über seine 13jährige Tätigkeit als erster hauptberuflicher VHS-Leiter in Schwäbisch Hall gibt und eine Beschreibung der gegenwärtigen Einrichtung, die unlängst erst mit dem wiederhergestellten Löhnerhaus auch ihr eigenes, angemessenes Domizil erhalten hat. Seinen knappen, aber sehr informativen Text beginnt er mit dem Satz «Wenn es darum geht, die Geschichte einer Einrichtung zu schreiben, so wird gewiß derjenige, der diese Geschichte entscheidend mitbestimmt hat, am wenigsten dafür in Frage kommen.» Das klingt wie eine Besprechung der vorausgegangenen 56 Seiten: Denn deren Verfasser würdigt – nach einer Schilderung der verheißungsvollen Anfänge von 1919 und des «Große Pause» genannten Abschnitts von der Inflation bis in die erste Zeit nach dem 2. Weltkrieg – die Zeit seines eigenen Wirkens unter der Überschrift «1947: Die neue Volkshochschule Schwäbisch Hall», gliedert in 11 Unterkapitel, von denen das letzte überschrieben ist «Abschied des Volkshochschulleiters». Danach kann ja zunächst einmal nicht viel mehr kommen als die drei knappen Kapitel über die Arbeit der Nachfolger: «1950–1955: Altüberliefertes als Bewährung und Hemmung»; «1955–1962: Magere Zeiten»; «1962–1965: Versuche und Zwischenspiele».

Die Reproduktion eines Arbeitsplans erinnert dann noch einmal an die Zeit vor dem «Abschied», eh der zitierte Satz über die Eignung von aktiv Beteiligten für die Geschichtsschreibung alles wieder ein wenig ins Lot bringt.

Johannes Wallstein

## Ulm, Oberschwaben, Allgäu

HEIMAT UND ARBEIT: **Der Bodenseekreis.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1980. 436 Seiten, 91 teils farbige Abbildungen. Leinen DM 45,-

Wie's die Perspektive so mit sich bringt: das Bild auf dem Schutzumschlag zeigt weniger vom Gebiet des Bodenseekreises (die Gemeinde Kressbronn inmitten blühender Obstbäume) als vom See und vom gegenüberliegenden Schweizer Ufer – bis hin zu den Bergen. Das ist charakteristisch für diesen Kreis: es gibt kaum ein Thema, ein Problem, bei dem nicht der See und dessen Anlieger mit zur Sprache kommen. Das gilt selbstverständlich für Geologie und Landschaftsgeschichte, für die Nutzung des Sees als Trinkwasserspeicher, Verkehrsweg – und als «Nachklärbecken» für so manchen immer noch stark von Abwasser belasteten Zufluß. Aber auch in der Geschichte ganz allgemein und in der Kulturgeschichte ganz besonders sind solche Zusammenhänge wirksam und spürbar. Die fast sechzig Kilometer lange See-Grenze des Kreises, seine Lage nicht nur «am See» sondern sozusagen «zum See hin» mag auch dazu beigetragen haben, daß dieses 1973 aus dem ehemals badischen Kreis Überlingen (unter Ausschluß des Pfullendorfer Raumes) und aus dem ehemals württembergischen Kreis Tettnang geschaffene neue Gebilde schon jetzt nach außen hin mit einer gewissen

Selbstverständlichkeit als Einheit erscheint, wenn auch seine Entstehungsgeschichte hier noch mit einer gewissen Skepsis referiert und hier und dort die Beschreibung deutlich geteilt wird in die Kapitel «Östliches Kreisgebiet» – «Westliches Kreisgebiet». (Aber es haben ja nicht die Autoren dieses Buches oder dieser Reihe die neuen Kunstkreise geschaffen, sondern eine sog. Reform!) Die nun vorliegende Kreisbeschreibung kann ihren Teil zur weiteren Integration beitragen – und dies nicht zuletzt deshalb, weil sie immer auch die aus der Geschichte in die Gegenwart hineinwirkenden Kräfte bedenkt und nicht die Anmerkung aus dem einleitenden Essay zur Maxime macht, nach der die Geschichte zwar der Gegenwart Kontur gibt, diese Gegenwart aber «diesen Hintergrund gar nicht brauchte». Und ob sie ihn braucht!

Hans L. Voss

VEREIN FÜR KUNST UND ALTERTUM IN ULM UND OBERSCHWABEN UND STADT ULM (Hgg): **Ulm und Oberschwaben.** Zeitschrift für Geschichte und Kunst. (Mitteilungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben, Band 42/43, 1978) Stadtarchiv Ulm 1978. 432 Seiten, 49 Abbildungen. Broschiert DM 48,-

Die Fülle dessen, was in diesem umfangreichen Band von berufenen Fachleuten dargestellt wird, läßt sich kaum in wenigen Sätzen charakterisieren. (Es sei denn, in dem einen Satz, daß von Ulm hier ungleich mehr die Rede ist als von dem im Titel der Zeitschrift ebenfalls genannten Oberschwaben.) Da außerhalb des Ulmer Umkreises ohnehin von den meisten Aufsätzen vor allem die am jeweiligen Fach Interessierten – und also vor-informierte Leser – angesprochen werden, mag es angesichts besagter Fülle erlaubt sein, hier nur die Autoren und die Titel der Aufsätze anzuführen. Reinhard Gutbier: Die Stadtkerngrabung am Grünen Hof in Ulm. Zweiter Vorbericht. – Gerhard Baaken: Fränkische Königshöfe und Pfalzen in Südwestdeutschland. Eine Forschungsbilanz aus der Sicht des Historikers. – Hermann Tüchle: Ein illuminiertes Pontifikalmissale aus dem Kloster Blaubeuren. – Ingeborg Krueger: Das Ulmer Hostienmühlenretabel im Zusammenhang der erhaltenen Hostienmühlendarstellungen. – Hans Koepf: Die drei Planrisse des Orgelfußes im Wiener Stephansdom in Wien (Akademie) und Ulm (Stadtarchiv). – Martin Brecht: Ulm und die deutsche Reformation. – Reinhard Wortmann: Der Stadtmaler Johann Stöltzlin (1597–1680). Ein Beitrag zur Ulmer Malerei des 17. Jahrhunderts. – Werner Hacker: Auswanderer aus dem Territorium der Reichsstadt Ulm, vor allem im ausgehenden 17. und 18. Jahrhundert. – Elsbet Zumsteg-Bruegel: Sammlung Mesmer-Hermann. Bewahrtes Erbe aus zwei süddeutschen Malerfamilien als Quelle zur Kunst- und Kulturgeschichte vom Barock bis zur Gegenwart. – Wilhelm Staedel: Martin Schaffners Bildertisch und die Straßburger Goldschmiedefamilie Städelin. Quellen und Forschungen. – Paul Hofer: Amtleute im Ulmer Territorium zur Zeit der Reformation. – Dem folgen dann noch zahlreiche Buchbesprechungen, die zusammen ein gutes Viertel des stattlichen Bandes ausmachen.

Johannes Wallstein

SIEGFRIED KREZDORN UND GERD MAIER: **Das Freilichtmuseum Kürnbach**. Federsee-Verlag Vereinigte Buchdruckereien A. Sandmaier u. Sohn Bad Buchau 1979. 60 Seiten, 32 Abbildungen. Broschiert DM 5,-

In der Diskussion um die Frage, ob Baden-Württemberg es sich leisten kann, auf ein Landesfreilichtmuseum zu verzichten, spielt immer auch das Argument eine Rolle, kleinere Regionalmuseen könnten nicht das Nötige leisten an wissenschaftlicher und museumspädagogischer Betreuung. Wie um solchen Einwänden zu begegnen, ist jetzt dieser Museumsführer erschienen. Er schildert den Aufbau des Freilichtmuseums Kürnbach, gibt einen Überblick über die «Entwicklungsgeschichte des oberschwäbischen Bauernhauses», schildert die einzelnen Gebäude Strohdachhaus, Voggenhaus, Speicher, Zehntscheuer, Haus Hepp-Ailingen, Hueb und Hallersches Haus (dem Kenner der Situation muß man nicht erst sagen, daß dieses letztere – wie im Text auch ausgewiesen – gar nicht in Kürnbach steht, sondern in Winterstettenstadt), gibt einen Ausblick auf die weitere Entwicklung und erklärt die wichtigsten Fachbegriffe. Die stellenweise nur andeutende Beschreibung der Ausstattung des Kürnbachhauses vermag nicht darüber hinwegzutäuschen, daß der tatsächliche Befund in Kürnbach keineswegs so schmuck, übersichtlich und informativ ist wie dieses handliche, ansprechende und solide gemachte Bändchen.

Johannes Wallstein

KORNELIUS RIEDMILLER (Hg): **Joseph Buck (1820–1897)**. Maler und Heimatforscher. (Kleine Kostbarkeiten im Allgäu, Band 5), Verlag für Heimatpflege Kempten 1979. 119 Seiten, 26 meist farbige Abbildungen, Pappband DM 16,80

Die in dieser Reihe vorgestellten «Kostbarkeiten» lassen sich weniger mit bedeutsamen Museumsstücken vergleichen als mit den guten Stücken sorgsam gehüteten Familienbesitzes: Man benützt und verbraucht sie zwar nicht im Alltag, aber man verbannt sie auch nicht in die staubigen Winkel; in Stunden der Muße holt man sie hervor, betrachtet sie, man sinnt über sie nach und erzählt den Jüngeren von ihnen. So haben diesmal Kornelius Riedmiller und Marcel Dornier (als Verfasser der Einleitung) die Skizzenbücher und Aufzeichnungen von Joseph Buck hervorgeholt, dem Zeichenlehrer, Wirt und Heimatforscher, der auch zu den Begründern des Altertumsvereins in Kempten und der Zeitschrift «Allgäuer Geschichtsfreund» gehört. Da erfährt man mancherlei vom Leben der Allgäuer im 19. Jahrhundert, von Arbeit und Feiertag, von ihren Häusern, Höfen und Dörfern, aber auch von Geschichte, Sage und Brauchtum. Das ist alles in Bild und Text recht freundlich und anschaulich komponiert – etwa so wie sich die Bilder reihen bei einem Gedanken und Spaziergang in kundiger Begleitung: man hat viel gelernt unterwegs, ohne daß von einem Lehrgang oder gar von Belehrung die Rede sein könnte.

Maria Heitland

KONRAD APOLD: **Volkskunst in Allgäuer Museen**, fotografiert von RUDOLF SCHNELLBACH. (Heimat neu entdeckt,

Band 1) Verlag für Heimatpflege Kempten 1980. 110 Seiten, 24 farbige Abbildungen. Leinen DM 24,60

Rund vierzig «Allgäuer Museen» – mit Anschrift, Träger, Leiter und Öffnungszeiten – zählt ein Verzeichnis am Schluß dieses Bandes auf; das reicht vom Fuggermuseum in Babenhausen bis zum Heimathaus Sonthofen, vom Haus zum Cavazzen in Lindau bis zur Kartause in Buxheim, vom Kneipp-Museum in Bad Wörishofen bis zum Gablonzer Industriemuseum in Kaufbeuren. Eine so reiche wie bunte Vielfalt! Erklärte Absicht des Verlags ist es, *Kunstschätze in Allgäuer Museen vorzustellen und Anreiz zu geben, diese Kulturstätten zu besuchen*. Nach einem eher theoretischen, aber deshalb nicht unbedingt «musealen» Einleitungskapitel über Heimat, Museen und Heimatmuseen folgen die konkreten Beispiele mit Text und Bild, die immer so einander zugeordnet sind, daß man die beschriebenen und erläuterten Gegenstände immer ohne viel Blättern vor Augen hat. Die Reihenfolge wurde durchweg nach den Techniken festgelegt, in denen die besprochenen Gegenstände hergestellt sind: Getischertes, geblasenes Glas, Geschnitztes, Bildstickereien und Verwandtes. Da ergeben sich gelegentlich recht kuriose Abfolgen und Nachbarschaften wie z. B.: *Nuppengläser / Weihwasserflasche / Schnapsflaschen / Beinglaskrug / Vexiergläser* (S. 39), da steht die *Dornenkrönung* neben dem *Eiermarzipanmodell*, zwischen *Reisealtärchen* und der Schnitzgruppe *Flucht* (nach Ägypten nämlich) reihen sich sinnigerweise die *Wanderstöcke* ein. Wenn sich die Reihe nicht totlaufen soll, wenn sie nicht – trotz aller museumsdidaktisch verstandenen Texte – an das in manchen Heimatmuseen immer noch dargebotene Sammelsurium erinnern soll, wird man zu einer Systematik finden müssen, ohne daß deshalb die freundlich-gefällige Darbietung des Stoffes und das Spontane der jeweiligen «Entdeckung» aufgegeben werden müßte.

Maria Heitland

HANS EUGEN SPECKER UND HERMANN TÜCHLE (Hgg): **Kirchen und Klöster in Ulm**. Ein Beitrag zum katholischen Leben in Ulm und Neu-Ulm von den Anfängen bis zur Gegenwart. Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm 1979. 599 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 36,-

«Der geschichtslose Mensch ist auf die Dauer der Orientierungslose, der nicht weiß, woher er kommt und wohin er geht. Indem er seine Herkunft verliert, setzt er auch seine Zukunft aufs Spiel. Deshalb tut ein geschichtlicher Rückblick not, damit wir wieder bewußter aus den Wurzeln leben.»

Diese einleitenden Worte des Rottenburger Bischofs sind so etwas wie das Motto dieses Buches, das beides sein will: Dokumentation gegenwärtigen kirchlichen Lebens und Darstellung der vergangenen Kirchengeschichte, da zum einen die «Gegenwart ohne die Geschichte nicht voll zu erfassen» sei, zum andern aktuelle Probleme in früheren Jahrhunderten, «wenn auch in zeitbedingt veränderter Form» wieder begegneten. In Einzelaufsätzen zeichnet dieser Sammelband unter bewußter Einschränkung auf eine – die katholische – Konfession ein Bild der Kirchengeschichte Ulms, der Gemeinde und ihrer Aufgaben. Der

beschriebene Raum umfaßt neben dem Stadtkreis Ulm auch die rechts der Donau gelegene Stadt Neu-Ulm mit den Vororten Offenhausen, Pfuhl und Ludwigsfeld.

Der erste Hauptteil beschäftigt sich mit dem kirchlichen Leben in Ulm bis zur Reformation. Hermann Tüchle skizziert die Geschichte der mittelalterlichen Pfarrei, von deren Schenkung an die Reichenau im Jahre 813 über die Verlegung der Pfarrkirche in die Stadt 1376 und dem damit verbundenen Neubau bis zum Verkauf der Pfarrechte an die Stadt 1446 und die dadurch ganz wesentlich erleichterte Einführung der lutherischen Lehre zu Beginn des 16. Jahrhunderts.

Nach einer allgemeinen Darstellung des Ordens der Augustiner-Chorherren (Karl Rehberger) beschreibt H. E. Specker das Ulmer Augustiner-Chorherrenstift St. Michael zu den Wengen und die Kommende des Deutschen Ritterordens, wobei er ausführlicher auf die Vorgänge der Reformationszeit eingeht.

Isnard W. Frank gibt anschließend einen Überblick zur Geschichte der Franziskaner und Dominikaner im vorreformatorischen Ulm. Karl Suso Frank beschäftigt sich mit den Franziskaner-Terzianerinnen in der Ulmer Sammlung und dem Klarissenkloster Söflingen, der «reichsten Niederlassung dieses Ordens im deutschen Sprachgebiet». Ein zweiter Beitrag von Tüchle über die Abtei Wiblingen schließt diese erste Thematik.

Es folgen Lebensbeschreibungen: die des Mystikers Heinrich Seuse, der die letzten 15 Jahre seines Lebens in Ulm zubrachte; die des Kirchenrechtlers Heinrich Neithart, der Ulm seine reiche und bis heute berühmte Bibliothek stiftete; die des Ulmer Meisters der Glasmalerei Jakob Griesinger, der das Kloster San Domenico in Bologna ausgestattet hat, in der er als Laienbruder starb, und die des Ulmer Professors Ulrich Krafft, der sich nach einer Lehrtätigkeit in Tübingen, Freiburg und Basel im Alter auf die Pfarrei in Ulm zurückzog.

Recht interessant ist ein zweiter in dem zweiten Hauptteil von Peter Lang überarbeiteter Beitrag, der sich der Frage stellt, wie sich nach der Reformation das katholische Leben in der evangelischen Reichsstadt bis zur Mediatisierung (1803) abspielte, denn auch nach der Einführung der lutherischen Lehre verblieb in Ulm eine katholische Minderheit. Diese – im 18. Jahrhundert etwa nur noch 200 Personen – besuchte die Gottesdienste in der Wengenkirche oder in der Kapelle des Deutschordenshauses, mußte jedoch Trauungen und Taufen von evangelischen Predikanten vornehmen lassen, da die Stadt im Besitz aller pfarrlicher Rechte war. Daß dies zu ständigen Konflikten führte, von denen die unteren Schichten meist stärker betroffen wurden als andere, versteht sich von selbst.

Der zweite Hauptteil des Bandes wendet sich nach einem Aufsatz von Peter Rummel zur Entstehung katholischer Pfarreien 1802/03 bis 1945 gänzlich dem Aufbau des kirchlichen Lebens unter dem Einfluß innerer und äußerer Reformen seit 1945 zu. Den umfangreichen Band schließt ein kunsthistorischer Beitrag von Reinhard Wortmann über die Kirchenbauten in Ulm von den Anfängen bis zur Gegenwart ab.

Wilfried Setzler

## Aus der Volkskunde

**RAINER GRAF: Der Konjunktiv in gesprochener Sprache.** Form, Vorkommen und Funktion untersucht an Tonbandaufnahmen aus Baden-Württemberg, Bayerisch-Schwaben, Vorarlberg und Liechtenstein. (IDIOMATICA – Veröffentlichungen der Tübinger Arbeitsstelle «Sprache in Südwestdeutschland». In Verbindung mit HERMANN BAUSINGER, OTMAR WERNER und EBERHARD ZWIRNER, herausgegeben von ARNO RUOFF 5.) Max Niemeyer Verlag Tübingen 1977. 560 Seiten, DM 110,-

**MANFRED STADELMANN: Orts- und Richtungsadverbien bei Siedlungsbezeichnungen.** Verbreitung und Funktion in oberdeutschen Mundarten untersucht an Tonbandaufnahmen und Erhebungen der Tübinger Arbeitsstelle. (IDIOMATICA usw. 6) Max Niemeyer Verlag Tübingen 1978. 391 Seiten, DM 104,-

**GERNARD W. BAUR: Bibliographie zur Mundartforschung in Baden-Württemberg, Vorarlberg und Liechtenstein.** Mit 9 Karten.

(IDIOMATICA usw. 7) Max Niemeyer Verlag Tübingen 1978. 250 Seiten, DM 84,-

Die drei hier angezeigten Titel setzen die neue Reihe des Niemeyer Verlags in Tübingen «IDIOMATICA» fort. Über diese Reihe ist in der SCHWÄBISCHEN HEIMAT 1977, Seite 70 ff. ausführlich gesprochen worden. Dabei wurde alles Notwendige und Wissenswerte gesagt sowohl über die Tübinger Arbeitsstelle «Sprache in Südwestdeutschland», ihre Arbeitsunterlagen, ihre Forschungsverfahren, ihre Aufgaben und ihr Ziel wie auch über die von dort aus begründete und herausgegebene Reihe IDIOMATICA. In der damaligen Besprechung wurden die Bände 1–4 angezeigt. Zur hohen Befriedigung und zur Freude nicht bloß der engen Fachkreise, sondern auch aller, die an der Mundartforschung auf südwestdeutschem Boden teilnehmen und diesen ihren kräftigen Aufschwung gespannt verfolgen, können hier nun drei weitere Bände vorgestellt werden. Daß die genannte grundsätzliche Unterrichtung über Arno Ruoffs, des Leiters der «Tübinger Arbeitsstelle», Werk noch in Erinnerung ist bzw. nachgelesen wird, darf vielleicht vorausgesetzt werden. Und daß an dieser Stelle keine ins einzelne gehende Fachbesprechung ihren Platz hat, wird verständlich sein. Nur der Hinweis auf den neuen Schritt in der Forschung und auf das Vorhandensein der Veröffentlichung sei sehr nachdrücklich gegeben.

Rainer Graf's Buch (Band 5) ist schon wegen des Gegenstands der Untersuchung von besonderem Gewicht. Mit seinen theoretischen Überlegungen zur Frage nach der Funktion bzw. den Funktionen des Konjunktivs, hineingestellt in die einschlägigen Forschungen (auch fremdsprachlichen) aus älterer und ganz neuer Zeit, kommt der Verfasser zu einer genaueren Klärung des Begriffs des Modus und zu einer klaren Scheidung von Modus, Satztyp und «kommunikativer Funktion» einer Äußerung und zum Vorschlag der «Annahme einer einheitlichen Funktion des Modus Konjunktiv auf der Satzebene». Seine Ausführungen «zusammen mit einigen grundsätzlichen

Überlegungen zu Stellenwert und Problemen einer Untersuchung des Konjunktivs in gesprochener Sprache und mit der Beschreibung der morphologischen Verhältnisse» im 1. Teil der Arbeit stellen einen sehr beachtenswerten «Beitrag zur Modus- und Konjunktiv-Theorie» dar. Auf dieser Grundlage ruht als Ergänzung der 2. Teil mit den über 3300 Belegen aus dem durch mehr als 1300 Tonbandaufnahmen gesprochener Mundart (zwischen 1955 und 1968) gewonnenen Material der «Tübinger Arbeitsstelle». Diese Belege werden im Blick auf die Rede beeinflussenden Größen (Sprachlandschaft, Geschlecht, Sprachgeschichte, Beruf, Alter, Gesprächsart und -inhalt, Formhaftigkeit von Wendungen) vergleichend untersucht und nach der Gebrauchshäufigkeit, nach den mit Konjunktivformen überhaupt verwendeten Verben, nach den Flexionsformen der Konjunktive zur Bestimmung der jeweiligen Funktion des Modus Konjunktiv «als interpretative Ermittlung» des Zwecks, den der Sprecher verfolgt (indirekte Rede, irrales Konditionalgefüge, freier Konjunktiv zum Ausdruck eines irrealen Wunsches, von Höflichkeit bzw. Unverbindlichkeit), bestimmt und gegliedert.

Es verdient hohe Anerkennung, daß Arno Ruoff und Rainer Graf die Mühe nicht gescheut haben, ein umstrittenes und so wenig durchsichtiges Kapitel wie den Konjunktiv anzugehen. Aufgrund ihres einzigartigen Belegstoffes ermöglichen sie mit dieser Arbeit der Forschung einen neuen und tiefen Einblick in die gesprochene Sprache, dem Mundartfreund fesselnde Aufschlüsse.

Auch Manfred Stadelmanns Arbeit (Band 6) bietet der Mundartforschung neue Ergebnisse und Anregungen. Nicht als ob man sich nicht schon darüber besonnen hätte, aus welchem Grund man in einen Fall sagt, man gehe in einen Ort «hintere», im andern aber, man gehe «num»; jedoch auf so tragfähigem Grund wie Stadelmann ist bisher noch niemand gestanden.

Die Bearbeitung beruht nicht nur auf den frühen Tonbandaufnahmen der «Tübinger Arbeitsstelle»; für den besonderen Zweck wurden diese zusätzlich durch (auch gezielt erhobenes) Material aus drei besonderen Untersuchungsschwerpunkten ergänzt. Untersucht werden nur diejenigen Orts- und Richtungsadverbien, «die im Kontext der Benennung durch Ortsnamen, mit Einschluß von Landschafts- und Länderbezeichnungen, gebraucht werden». Das Ziel des Verfassers ist es, eine Bestandsaufnahme und formale Analyse der Erscheinungsformen in den betroffenen Mundarten zu liefern und zu versuchen, die «Orts- und Richtungsadverbien im umfassenden Gesamtsystem des Orts- und Richtungsausdrucks der gesprochenen Sprache einzuordnen».

Nach einem einleitenden Kapitel geht Stadelmann aus von der Einführung der Untersuchungsgebiete und ihrer Kriterien (naturräumliche Gliederung, Besiedlung und Verkehrsstruktur, territoriale Entwicklung, Mundartgliederung). Nach der nötigen Aufklärung über das Untersuchungsmaterial und die Arbeitsmethoden ist ein Kapitel der Betrachtung der Orts- und Richtungsbezeichnungen als Elemente einer Grammatik der gesprochenen Sprache gewidmet, ein weiteres, sehr umfangreiches, dem Vor-

kommen und der Funktion der Lokaladverbien und ein letztes dann der semantischen Analyse der Richtungsadverbien.

Eine Fülle von Tatsachen, Beobachtungen und Feststellungen von einem so einfach erscheinenden Feld der Sprache ist hier zusammengetragen, nach Gesichtspunkten der Grammatik, der Morphologie, der Syntax, des Bezugssystems untersucht und gegliedert und mit Hilfe sprachpsychologischer Einsichten gedeutet.

Auch in diesem Fall öffnet die Aufbereitung des reichen Belegmaterials aus gesprochener Sprache der Forschung bisher unbeschrittene Wege. Daß sich Stadelmann dabei auch unerprobter Methoden bedient, «die für weitere Untersuchungen auf diesem Gebiet nützlich sein können», und deshalb nicht selten methodologische Fragen behandelt, sei ausdrücklich vermerkt. Terminologie und Ausdruck stellen manche Anforderung an den Leser.

Band 7 von Gerhard W. Baur nimmt insofern eine Sonderstellung ein, als er nicht aus den Belegschätzen der «Tübinger Arbeitsstelle» schöpft und nicht in den unmittelbaren Zusammenhang mit den von dieser gepflegten Aufgaben gehört. Wenn Arno Ruoff die Aufnahme des Buchs in die Reihe *IDIOMATICA* angeregt, betrieben und mit allen Mitteln unterstützt hat, so liegt der Grund darin, daß es hier um ein Werk geht, das für jede Art von Mundartforschung auf süd-, vorwiegend südwestdeutschem Sprachgebiet von unüberschätzbarem Wert und damit auch für alles Tun der «Tübinger Arbeitsstelle» förderlich ist.

Mit seiner Bibliographie (Stichtag 31. 12. 1977) hat Gerhard W. Baur einen Eckstein für das künftige Gebäude der bibliographischen Erfassung der Mundartforschungsliteratur auf alemannischem Sprachgebiet bereitgestellt. Vorgegangen ist ihm Stefan Sonderegger mit seinem bibliographischen Handbuch «Die schweizer-deutsche Mundartforschung 1800–1959» (1962); auf die von Werner König geplante «Bibliographie zur Mundartforschung in Bayrisch-Schwaben» darf man hoffen.

In der Aufnahme der Titel ist Baur großzügig verfahren. Sobald namenkundliche, volkskundliche, rechtsgeschichtliche u. a. Monographien dialektologische oder regionalsprachlich-geschichtliche Fragestellungen behandeln, sind sie in das nach Sachgruppen geordnete, mit Personen- und Ortsregister ausgestattete Verzeichnis aufgenommen. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Beigabe von 9 Karten. An erster Stelle steht dabei als achtungebietendes Zeugnis der 1<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Jahrhundert zurückgehenden philologischen Bemühungen um die Mundart eine Gemeinde- und Kreiskarte von Baden-Württemberg (1:400000) mit Einzeichnung der Umgrenzung aller einzelnen Gebietsuntersuchungen der Mundart je mit Angabe des Autorennamens und der Nummer in der Bibliographie. Auch weitere Karten kleineren Maßstabs verzeichnen die Orte, für die Ortsuntersuchungen oder/und Tonbandaufnahmen vorliegen, und die Belegorte von verschiedenen Erhebungen teils für das ganze Land, teils für einzelne Großlandschaften.

Helmut Dölker

FRANZ GÖTZ (Hg): **Die Welt der Faschnachtsnarren**. Mit 112 Aquarellen von LOTHAR ROHRER und Textbeiträgen von 22 Autoren. Weidling Verlag Stockach-Wahlwies 1977. 176 Seiten, davon 112 Farbtafeln. Leinen

Ein weiterer Beitrag zur Erfassung der schwäbisch-alemannischen Fasnet; dieses Mal von der Hand eines Künstlers, der selbst aktiver Narr ist und seine 112 lebendigen Farbdarstellungen durch Äußerungen in bald gescheiterten und nachdenklichen, bald witzigen und spaßigen Worten von 22 Vertretern sehr verschiedener Lebensbereiche und Berufe – vom Gelehrten und Geistlichen bis zum Arzt, vom Journalisten, vom Regierungspräsidenten bis zum Kaufmann und «Narrenrichter» – begleiten läßt. Die Fasnet weniger als Gegenstand der Forschung denn als erlebtes und erlebenswertes Fest tritt einem hier in Bild und Wort eindrucksvoll vor Augen.

Helmut Dölker

ANGELIKA BISCHOFF-LUITHLEN: **Von Amtsstuben, Backhäusern und Jahrmärkten**. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1979. 296 Seiten, 18 Abbildungen. Leinen DM 39,80

Der Rezensent will gleich mit der Tür ins Haus fallen: Erfreulicherweise gibt es von Angelika Bischoff-Luithlen besseres, als das, was im vorliegenden Werk zusammengetragen ist. «Der Schwabe und die Obrigkeit» war ein Buch, in dem Quellen aufbereitet wurden, so daß sie einerseits für einen historisch gebildeten Leser ertragreich waren; für den nur interessierten waren sie wenigstens vergnüglich zu lesen; und wenn ein historisches Buch auch noch vergnüglich zu lesen ist, so darf man das mit Recht für ein Kompliment halten. Bei diesem Buch stimmte alles, die Proportionen, die Gewichtungen, das Buch war lesbar und lesenswert. All das kann man über das neue Buch nicht sagen.

Zu den Proportionen und Gewichtungen: Unter dem Stichwort «Abdankung» wird ausgeführt, wie sich die Würdigungen der Verstorbenen im Lauf der Zeit verändert haben. Zwei Quellen werden genannt, der Rest ist Darstellung. Knapp eine Seite füllen diese Aussagen. Wenig mehr als eine halbe Seite braucht die Autorin, um unter dem Stichwort «Schultheiß» die Wandlungen des Amtes und der Amtsträger zu skizzieren! Wie wichtig und vielschichtig wäre der «Schultheiß» darzustellen gewesen, wie lieblos und kurz wird er dargestellt! Die eine (!) Quelle, die zu diesem Stichwort zitiert wird, ist zwar relativ lustig, ist aber dem Thema gar nicht angemessen und deshalb schlicht ärgerlich: «Karl Schübel, ehemaliger Oberbürgermeister der Stadt Aalen, hat die notwendigen Eigenschaften eines Schultheißen so beschrieben:

*die Kraft eines Stiers, die Weisheit eines Elefanten, die Würde eines Bischofs, die Schlauheit eines Fuchses und die Geduld eines Esels.*» Soweit Originaltext «Schultheiß». Der Text dieses, aber auch anderer Stichwörter zeigt noch etwas anderes: die Kriterien für die Quellenauswahl sind nicht durchschaubar, kommen einem beliebig vor. Das Material müßte gesichtet, ergänzt und aufbereitet werden, mit Proportionen und einem «Gesicht» versehen werden. Das Buch ist zu früh erschienen. Es ist kein «Lese- und Nachschlagebuch zum Dorfalltag», weil es für ein «Nachschlagebuch»

zu wenig wissenschaftlich überzeugend abgesichert ist; ein «Lesebuch» stelle ich mir sehr viel «lesbarer» vor.  
Heiner Krauss

## Natur und Landschaft

ERWIN NICKEL und MICHAEL FETTEL: **Odenwald**. Vorderer Odenwald zwischen Darmstadt und Heidelberg. (Sammlung geologischer Führer, Band 65) Gebr. Borntraeger Verlag Berlin Stuttgart 1979. 202 Seiten, 63 Abbildungen, 6 Tabellen. Broschiert DM 38,-

Knapp ein Drittel des Bandes behandelt die allgemeine Geologie des Gebietes, der Rest besteht aus Exkursionsbeschreibungen. Der geringe Umfang des Buches läßt vermuten, daß die Autoren sich beschränken mußten. Schon bei stichprobenhafter Überprüfung stellt man fest, daß keine Abstriche bei Genauigkeit und Tiefe der Darstellung gemacht wurden. Beschrieben werden vor allem die metamorphen und magmatischen Gesteine des Odenwaldes, ergänzt durch zahlreiche – meist sehr übersichtliche – leicht verständliche Skizzen und Schemata. Offensichtlich konnten die Autoren den Text jedoch auf so engem Raum nur unterbringen, indem sie sehr viele Abkürzungen gebrauchten. Dadurch wird der Band schwer lesbar. Welcher Amateur-Geologe hat schon Lust, einen Satz zu entwirren wie diesen auf Seite 67: «Klippen von pG mit großen idiomorphen zonaren Kfs, durchschlagen von vertikalen Pgt.» Der Band wendet sich eben vor allem an Fachleute und geologisch Versierte. Daher konnte wohl auch der allgemeine, einführende Teil so kurz gefaßt werden. Eine weitere auffallende Beschränkung ist die strenge Konzentration auf Geologie im engeren Sinne. So wird z. B. die Grube Messel, ein weltberühmter Fossilienfundort, auf nur einer Seite im allgemeinen Teil beschrieben (im speziellen Teil ist sie nur kurz erwähnt).

Was nach diesen Abzügen bleibt, ist ein exakt gemachtes Buch zur geologischen Feldarbeit, eine genaue Anleitung, wie man vorgehen kann, wenn man sich die Geologie des Odenwaldes vor Ort erarbeiten will: Zunächst eine «Durchfahrtsexkursion» zur ersten Orientierung, dann vier Übersichtsexkursionen von den Hauptorten der Bergstraße aus und schließlich Autoexkursionen und Wanderungen innerhalb von acht Exkursionsräumen des Odenwaldes, alle bis in Einzelheiten, wie günstigster Parkplatz, Straßenzustand, Beschilderung u. ä. beschrieben.

Werner Bils

OTTO E. GEYER und MANFRED P. GWINNER: **Die Schwäbische Alb und ihr Vorland**. (Sammlung geologischer Führer, Band 67) Gebr. Borntraeger Verlag Berlin Stuttgart 1979. 271 Seiten, 36 Abbildungen und 14 Tafeln. Broschiert DM 46,-

Siebzehn Jahre nach der Erstauflage des geologischen Führers «Der Schwäbische Jura» erscheint nun diese neu bearbeitete 2. Auflage. Im ersten Teil des Bandes geben die Autoren eine Einführung in die Geologie der Schwäbischen Alb mit ihrem Vorland. Sie ist in drei Kapitel gegliedert: 1) Schichtfolge im Jura – sehr ausführlich in Abfolge,

Entstehung, Fossilvorkommen u. ä. dargestellt und gegenüber der Erstaufgabe ganz neu gefaßt; 2) Tertiäre und quartäre Bildungen wie z. B. Vulkanismus, Molassebildung, Sinterkalke u. ä. und 3) Tektonischer Bau und Landschaftsgeschichte mit Erläuterung zum Schichtstufenland, zur Flußgeschichte und zu den Karstformen.

Den zweiten Teil bilden 33 Exkursionsvorschläge – auch diese sind gegenüber der Erstaufgabe teilweise ganz neu ausgearbeitet.

In der Art dieser Exkursionsbeschreibungen spiegelt sich die präzise, nüchterne Art des ganzen Bandes. In übersichtlichen, knappen Abschnitten informieren die Autoren über das Wichtigste; kein Wort ist überflüssig, jedes hat Gewicht. Trotz der Kürze ist die Information ausreichend; Kleinigkeiten wie Öffnungszeiten von Museen, Einschränkung der Befahrbarkeit von Straßen u. ä., die für die Planung entscheidend sein können, sind mit in die Beschreibung aufgenommen. Jedem Exkursionsvorschlag ist in nur drei oder vier Zeilen eine Zusammenfassung mit stichwortartiger Beschreibung des geologischen Themas, Umfang in Kilometern, notwendige topographische und geologische Karten u. a. vorangestellt.

Besonders hervorzuheben ist die Ausführlichkeit von Literaturverzeichnis und Register. Das Literaturverzeichnis enthält auf 36 Seiten die wichtigsten Arbeiten, die bis 1978 zur Geologie der Schwäbischen Alb erschienen sind.

Den Autoren ist es gelungen ein Buch zu schaffen, das sehr vielen Ansprüchen gerecht werden kann. Es kann dienen zum Studium daheim, auf Exkursionen (Taschenformat!) ebenso wie zu deren Planung, und – dank des umfangreichen Registers – auch als Nachschlagewerk; und das keineswegs nur für geologisch versierte Leser!

Werner Bilz

**Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg.** Band 47/48 und 49/50. Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg – Institut für Ökologie und Naturschutz – Karlsruhe 1978 und 1979.

Von Jahrgang zu Jahrgang stellen die Bände dieser «Veröffentlichungen» den zu knapper Würdigung angehaltenen Rezensenten vor immer schwierigere Aufgaben: 20 und mehr Beiträge in einem Band, Beiträge aus den verschiedensten Teilgebieten des Naturschutzes und der Landschaftspflege – schon die Nennung der einzelnen Themen ist nicht mehr möglich, von einer kritischen Würdigung kann erst recht keine Rede mehr sein angesichts dieser Fülle und Vielfalt. Abzulesen ist daraus jedenfalls, wie differenziert inzwischen Aufgabenbereich und Arbeitsgebiet von Naturschutz und Landschaftspflege geworden sind – und wie viel fächerübergreifende Überschneidung und Durchdringung bei aller Differenzierung und Arbeitsteilung zu leisten ist. Gerade dabei werden diese Bände immer mehr zu einem Instrument permanenter Weiterbildung aller Beteiligten. Jedoch: nicht auf deren Kreis allein ist die Zielgruppe dieser «Veröffentlichungen» beschränkt: Auch der eher dilettierende «Heimatsfreund» findet hier manche anregende Lektüre – von einer ausführlichen Darstellung der «Naturdenkmale im Kreis

Reutlingen» über die «Nachzucht des Speierlings», (die mehr bringt, als der Titel vermuten läßt), über eine höchst aufschlußreiche Abhandlung «Die Flußgeschichte des Neckars und das Wandern des Albtraufes» und Gedanken zur Erhaltung der Wacholderheiden bis hin zu einer Untersuchung, die sich mit dem Geifitze-Moor bei Onstmettingen und mit anderen Mooren auf der Hochfläche der Schwäbischen Alb beschäftigt –.

Hans L. Voss

FRITZ FEZER (Hg): **Topographischer Atlas Baden-Württemberg.** Herausgegeben vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg. Karl Wachholtz Verlag Neumünster 1979. 259 Seiten, 110 Karten. Leinen 68,–

Dieser Band ist als letzter Atlas der Reihe Topographischer Atlanten der Bundesländer erschienen. Fritz Fezer hat 110 Kartenbeispiele ausgewählt und die jeweils dazugehörigen Beschreibungen verschiedener Autoren so bearbeitet, daß Karten und Text der besseren Übersichtlichkeit wegen fast immer auf gegenüberliegenden Seiten angeordnet werden konnten. Alle Kartenausschnitte sind amtlichen Karten entnommen (ca. die Hälfte im Maßstab 1:50000) und so ausgewählt, daß sie entweder typisch für einen größeren Raum sind oder wichtige, einmalige Erscheinungen darstellen. Der dazugehörige Text – beschränkt auf eine Seite pro Karte! – ist sehr knapp, dicht mit Information bepackt und nüchtern. Wer mehr über die Landschaften wissen möchte, findet im Anhang ein Literaturverzeichnis zu jedem Kartenausschnitt.

Besonders intensiv werden die Darstellungen, wenn verschiedenartige Karten der gleichen Landschaft gegenübergestellt sind, wie z. B. eine heutige topographische Karte der Dreiländerecke beim Baseler Rheinknie und eine von 1879, eine topographische und eine geologische Karte der Umgebung Freiburgs, oder ebenso der Waiblinger Bucht und des Vorlandes der Reutlinger Alb. Andere aufschlußreiche Gegenüberstellungen bieten: eine topographische Karte und eine Vegetationskarte der Tübinger Stufenrandbucht, Luftbild und topographischer Kartenausschnitt von Sindelfingen, ein Ausschnitt der Flurkarte der Heilbronner Innenstadt von 1977 und von 1834.

Die überaus große Zahl der in Text und Karte angesprochenen geographischen Themen und Sachverhalte können hier nicht vollständig aufgezählt, geschweige denn besprochen werden.

Die Auswahl erfolgte so differenziert und sorgfältig, daß tatsächlich ein geografischer Überblick über das Land Baden-Württemberg mit all seiner charakteristischen Vielfalt gegeben wird. Die verschiedenen Formen der Erdoberfläche und die Besonderheiten von deren Entstehung (Kämme, Gletscher, Löß, Karst, Flußlauf und -geschichte) sind ebenso berücksichtigt wie die Nutzung durch Landwirtschaft, Bergbau und Industrie. Sehr ausführlich sind die Probleme der Verkehrsgeographie dargestellt wie Bahnknoten, Trassenführung in Berglandschaften, Flughäfen. Siedlungsgeographische Themen werden ausführlich behandelt (so z. B. in mehreren Beispielen: Wüstungen, Kur- und Freizeitsiedlungen, Wachstum durch Industrieansiedlung, u. ä.).

Die Darstellung ist so umfassend, daß man von einer Landeskunde in Kartenbeispielen sprechen kann; dazu so klar und verständlich geschrieben, daß jeder interessierte Leser seine Freude daran haben wird.

Werner Bils

## Varia

WALTER BERNHARDT (Hg): **Esslinger Studien**. Stadtarchiv Esslingen am Neckar 1979. 224 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 25,-

Nach längerer Unterbrechung erschien im Dezember 1979 Band 18 der Zeitschrift «Esslinger Studien». Diese Zeitschrift wurde 1956 ins Leben gerufen. Bis zum Jahre 1971 sind 17 Bände erschienen, von Band 10 an unter dem Titel «Jahrbuch für Geschichte der oberdeutschen Reichsstädte».

Der neue Band 18 trägt wieder den ursprünglichen Titel. Eine Reihe von Darstellungen mit unterschiedlichen Themen umgibt das umfangreiche Hauptstück dieses Bandes: Ein Vortrag von Hansmartin Decker-Hauff über «Das staufische Patriziat der Stadt Esslingen am Neckar» wird von Otto-Heinrich Elisas referierend zusammengefaßt, Charles W. Fabry gibt unter dem Titel «Esslinger Kirchen einmal anders gesehen» eine «allgemeinverständliche Beschreibung der Statik und des Kräftespiels an der St.-Pauls-Kirche und der Frauenkirche». Walter Supper teilt interessante technisch-handwerkliche Details von der Restaurierung des Turmhelms der Frauenkirche im Jahre 1928 mit, Gunter Grimm scheidet Dichtung und Wahrheit über «Das Mädchen von Esslingen» und schildert die mehr oder weniger poetischen Wandlungen dieser Sage; Christel Köhle-Hezinger versucht eine «Annäherung an die Esslinger Dichterin» Anna Schieber, und Walter Bernhardt schließlich stellt den «Esslinger Zwölferkranz» vor, einen bürgerlich-geselligen Zusammenschluß mit Bildungsanspruch, der von 1879 bis 1943 bestanden hat. Mittel- und Hauptteil aber ist die Untersuchung von Wolfgang Deutsch «Ein Esslinger Bildhauer der Spätgotik und seine Schule». Als diesen Esslinger Meister (von dem u. a. der Apostelzyklus an der Frauenkirche stammt, identifiziert er – deutlicher als ein Teil der bisherigen Forschung und im Gegensatz zu einem anderen – den vermutlich aus Hagenau im Elsaß stammenden Jörg Töber, der auch – zusammen mit seinen Schülern – in Stuttgart, Heilbronn und anderswo anschauliche Zeugnisse seiner Arbeit und seines Ranges hinterlassen habe.

Johannes Wallstein

BENNO BUEBLE (Hg): **Land Baden-Württemberg**. Ausgabe 1980. (Teilausgabe des Staatshandbuchs «Die Bundesrepublik Deutschland».) Carl Heymanns Verlag Köln – Berlin – Bonn – München 1980. XIII, 471 Seiten. Kartonierte DM 138,-

Wer immer mit Behörden zu tun hat, der braucht heutzutage schon einen Leitfaden, um sich im Irrgarten der Ämter und ihrer Zuständigkeiten zurechtzufinden. Aus dieser Erkenntnis zog schon mancher Verlag seinen Nutzen,

der mit Behördenkalendern, Verzeichnissen, Nachschlagewerken und ähnlichen Sachbüchern den immer gleichen, festumrissenen Abnehmerkreis anpeilt: Behörden, Verbände, Parteien und ähnliches mehr. Das neueste Erzeugnis auf diesem Gebiet ist die Teilausgabe Baden-Württemberg des Staatshandbuchs «Die Bundesrepublik Deutschland».

Bei solchen Werken kann der Benutzer vergleichen und er sollte es tun. Hier bietet sich beispielsweise auch das Behördenverzeichnis Baden-Württemberg an, das im 91. Jahrgang im Verlag G. Braun in Karlsruhe erscheint. Zunächst fällt da der große Preisunterschied ins Auge: das Karlsruher Erzeugnis ist um 83 Mark billiger. Sollten dafür allein die Anzeigen verantwortlich sein, die in den Band aufgenommen worden sind?

Vom Inhalt her schenken sich beide Bücher – wenigstens auf den ersten Blick – nicht allzuviel. Hier hat das Behördenverzeichnis wegen seines «griffigeren» Registers sogar ein Plus. Außerdem sind in diesem Buch auch die für Baden-Württemberg wichtigen Bundesbehörden und die Verbände zu finden, während hier das Staatshandbuch auf andere Teilausgaben verweist. Seine Stärken liegen auf einem anderen Gebiet – das macht schon eine flüchtige Lektüre erkennbar: es ist in der Beschreibung der Zuständigkeiten viel detaillierter und vermittelt beim Nachschlagen gleich ein Stück staatspolitisches Grundwissen, da nicht nur die gesetzlichen Grundlagen und Aufgaben der jeweiligen Körperschaften, Ämter oder Ministerien beschrieben sind, sondern auch durch den Satzspiegel die jeweils gewollten Verwaltungsstrukturen sofort erkennbar werden. Damit ist auch der Hauptunterschied angesprochen, der sich wie ein roter Faden durchzieht und der sich durch viele Einzelbeispiele belegen ließe: das Staatshandbuch legt mehr Gewicht auf Funktionen, das Behördenverzeichnis auf Personen. Im Behördenverzeichnis tauchen viel mehr Namen auf, auch die Namen von Sachbearbeitern – was, wie jedermann weiß, sehr nützlich sein kann. Dafür aber liefert das Staatshandbuch mehr Vornamen – mindestens bei den höheren Dienstgraden. Bei den Namen gibt es zwischen beiden Katalogen eine merkwürdige Übereinstimmung: bei den Landespolizeidirektionen gibt es unterhalb der Präsidenten überhaupt keine Namen mehr. Vielleicht eine geheime Kommandosache?

Die Beispiele lassen sich fortsetzen. Auch auf der Gemeindeebene halten sich Vorzüge und Nachteile die Waage. Im Grunde wäre das ideale Nachschlagewerk eine Mixtur aus beiden Büchern. Es lassen sich keine handfesten Vorteile fürs eine oder andere Verzeichnis ausmachen, so daß die Kaufentscheidung, wenn der Etat nur für eines reichen sollte, sicher stark vom Preis beeinflußt werden wird.

Reiner Rinker

HANNS VOITH: **Im Gang der Zeiten**. Erinnerungen. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1980 (3. Auflage). 424 Seiten. Leinen DM 28,-

In dieser Autobiografie eines Unternehmers ist natürlich auch von seinem Unternehmen die Rede, aber zum einen

nicht im Sinne einer Unternehmensgeschichte und dann auch in geringerem Umfang, als man es vielleicht erwarten mag. Um so ausführlicher werden die Dresdener Studienjahre geschildert und besonders die Beobachtungen, Erlebnisse, Begegnungen und Gedanken auf Reisen in Italien, in Japan, in Amerika – oder auch bei Aufenthalten und Wanderungen zwischen Höhenrain und Eibsee. Und immer wieder Begegnungen mit Persönlichkeiten des Geisteslebens, der Wissenschaft, der Kunst, vor allem der Musik! Ein umfangreiches Kapitel ist überschrieben «Lebensfragen» und setzt sich mit Rudolf Steiner und mit der «Anthroposophie in ihrer Bedeutung für die Lebensführung des einzelnen Menschen» auseinander – es ist dies nicht nur ein zentrales Kapitel dieses Buches, es hat auch zentrale Bedeutung für das Leben, das hier weniger beschrieben als erklärt und erläutert wird als «Wirken im Sinne eines Menschentums, das sich nicht nur unter das Schicksal beugt, sondern im Rahmen seiner Freiheit einiges als richtig Erkanntes zu verwirklichen sucht». (Konkretes darüber bringen dann die abschließenden, den Rahmen der Autobiografie fast sprengenden Abschnitte, mit denen dann doch noch das Unternehmen deutlicher und ausführlicher ins Blickfeld kommt: «Menschen im Betrieb und um den Betrieb».)

Man darf also nicht von diesem Buch erwarten, daß es die meist doch recht klischeehaften Vorstellungen vom «typischen schwäbischen Unternehmer» weiter ausmalt; was hier geschildert und bedacht wird, ist immer nur für einen typisch: für den Autor.

Johannes Wallstein

RAINER KARREMANN und ROLF LAIBLIN: **Das Fischereirecht in Baden-Württemberg** (Kurzkommentierung). Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1980. 164 S.; kart. DM 19,80

Im November 1979 hat das Fischereigesetz für Baden-Württemberg die bis dahin in den einzelnen Landesteilen weitergeltenden recht unterschiedlichen Bestimmungen über die Binnenfischerei – in Württemberg gab es gar nur ein ungeschriebenes Gewohnheitsrecht – zusammengefaßt und dem Gesetzestext nach vereinheitlicht. Da aber eine Reihe von Fischereiberechtigungen als Eigentum den Schutz des Grundgesetzes genießen, mußten Kompromisse gefunden werden, die das neue Gesetz und seine Anwendung gelegentlich komplizieren. Deshalb werden

die Interessierten die im Text knappen, aber in der Sache dennoch weit ausgreifenden Kommentare dieser Ausgabe dankbar begrüßen.

Hans L. Voos

## Weitere Titel

KARLHEINZ BAUER: **Aalen in alten Ansichtskarten.** (Deutschland in alten Ansichtskarten, Aalen). Flechsig Verlag Frankfurt 1980. 95 Seiten, 85 Abbildungen. Pappband

PAUL MAI und HUGO SCHNELL (Hg): **Stiftskirche Faurndau.** (Reihe: «Kleine Kunstführer», Nr. 1105). Verlag Schnell & Steiner München/Zürich 1977. 15 Seiten, 15 Abbildungen. Geheftet

PAUL MAI und HUGO SCHNELL (Hg): **Kloster Adelberg.** (Reihe: «Kleine Kunstführer», Nr. 1104). Verlag Schnell & Steiner München/Zürich 1977. 23 Seiten, 15 Abbildungen. Geheftet

CLAUS KÖNIG: **Vogelnester und Gelege.** (Herausgegeben vom Staatl. Museum für Naturkunde Stuttgart und der Gesellschaft der Freunde und Mitarbeiter des Staatl. Museums für Naturkunde in Stuttgart e. V., Stuttgarter Beiträge zur Naturkunde, Serie C, Heft 10). Stuttgart 1979. 35 Seiten, 21 farbige, 30 schwarzweiße Abbildungen. Broschiert

MAX URLICHS, RUPERT WILD, BERNHARD ZIEGLER: **Fossilien aus Holzmaden.** (Stuttgarter Beiträge zur Naturkunde – W. V. – Serie C, Heft 11). Stuttgart 1979. 34 Seiten, 50 Abbildungen. Broschiert

HERMANN KURZ: **Der Sonnenwirt.** Eine schwäbische Volksgeschichte. Jürgen Schweier Verlag Kirchheim/Teck 1980. 809 Seiten. Leinen 34,-

CHRISTIAN WAGNER: **Neuer Glaube.** (Faksimiledruck der Originalausgabe von 1894.) Jürgen Schweier Verlag Kirchheim/Teck 1980. 135 Seiten. Leinen DM 10,-

HERMANN JOSEF DAHMEN: **Silcher in seiner Zeit.** Veröffentlichung des Silcher-Archivs Schnait 1980. 93 Seiten, 61 Abbildungen. Pappband DM 5,-

OTTI LOHSS: **Doch alles bleibt zu wagen.** Verlag Ellenberg Köln 1979. 62 Seiten, Broschiert DM 14,-

FRIEDRICH E. VOGT: **Schwäbische Spätlese in Versen.** Verlag Karl Knödler Reutlingen 1976. 77 S.; Pappband

---

## Die Autoren

dieses Heftes sind weithin wieder altvertraute Mitarbeiter der SCHWÄBISCHEN HEIMAT. Einige sind neu und also vorzustellen: Manfred Akermann ist Leiter des Archivs der Stadt Heidenheim. – Günter Bächle arbeitet als Redakteur der Ludwigsburger Kreiszeitung und ist außerdem Stadtrat in Mühlacker und Mitglied des Kreistags im Enzkreis. – Prof. Dr. Willi A. Boelcke lehrt an der Universität Stuttgart-Hohenheim Wirtschafts- und Sozialgeschichte. – Wilfried Braunn ist Mitarbeiter des Hauptstaatsarchivs Stuttgart. – Werner Frasch ist Jurist mit Erfahrungen in Verwaltung und Kommunalpolitik und arbeitet als Lektor

in einem Stuttgarter Verlag. – Heiner Krauss ist als Redakteur beim Süddeutschen Rundfunk Stuttgart tätig. – Reiner Rinker ist Leiter der Aktuellen Redaktion des Südwestfunk-Landesstudios Tübingen. – Der Historiker und Philologe Dr. Peter Spranger ist Leiter des Scheffold-Gymnasiums in Schwäbisch Gmünd. – Dr. Gerhard Taddy ist Leiter des Hohenlohe-Zentralarchivs in Neuenstein. – Rainer Zimmermann ist Autor zahlreicher Publikationen zur Kunst des 20. Jahrhunderts und mit Monografien über Otto Panlok, Wilhelm Geyer u. a. hervorgetreten.

Einladung zur  
Mitgliederversammlung  
1980  
des SCHWÄBISCHEN  
HEIMATBUNDES

Sonntag, 9. November 1980  
14.30 Uhr, Stuttgart,  
Höhenrestaurant Schönblick

Tagesordnung:

1. Tätigkeitsbericht  
des Vorsitzenden
2. Kassenbericht  
des Schatzmeisters
3. Prüfungsbericht  
des Kassenprüfers
4. Entlastung
5. Verschiedenes

Der Vorsitzende  
gez. Prof. Willi Birn  
Regierungspräsident i. R.

Aus dem Tagebuch  
der Hammerschmiede  
Gröningen

(sh) Bis zum Redaktionsschluß dieses Heftes sind für die Wiederherstellung der vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND erworbenen Hammerschmiede in Gröningen Spenden mit einem Gesamtbetrag von DM 152000,- eingegangen (Konto Nr. 005007778 bei der Kreissparkasse Schwäbisch Hall-Crailsheim, BLZ 62250030).

Am 2. Mai dieses Jahres konnte der Landrat des Kreises Schwäbisch Hall an den Verband der Metallindustrie Baden-Württemberg schreiben:

«... mit Freude habe ich Ihre Nachricht entgegengenommen, daß der Verband der Metallindustrie Baden-Württemberg zur Restaurierung der Hammerschmiede in Gröningen eine Spende von 100000 DM beschlossen hat. Mit dieser Spende hat der Verband der Metallindustrie einen wesentlichen Beitrag nicht nur

zur Erhaltung dieses auch für die Metallindustrie wertvollen Kulturdenkmals geleistet, sondern auch für den ganzen Raum, in dem die metallverarbeitenden Betriebe vielleicht zahlenmäßig weniger stark vertreten sind, aber doch auf eine lange Tradition zurückblicken können.

Der Schwäbische Heimatbund hat in der Zwischenzeit die Hammerschmiede käuflich erworben. Er ist der Träger nicht nur für die Abwicklung der bevorstehenden Baumaßnahmen, sondern auch für den späteren Betrieb der Hammerschmiede als museumsähnliche Einrichtung. Es ist deshalb richtig, ihm diese Spende zukommen zu lassen...»

Am 12. Mai 1980 hat der Vorstand des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES die ersten Bauaufträge für die Wiederherstellung der Hammerschmiede vergeben. Dabei handelt es sich zunächst vor allem um die Erneuerung der Zugangsbrücke, um die Trockenlegung der Fundamente, um die Erneuerung des Außenputzes und der Fenster. Für diesen ersten Abschnitt der Arbeiten werden sich Kosten von rund 180000,-DM ergeben.

Die Arbeiten zur Aufnahme und Sicherung des Inventars sind inzwischen angelaufen.

1. Preis  
im Ideenwettbewerb  
Neckartor in Tübingen

In Heft 2/80 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT wurde über die Teilnahme der Ortsgruppe Tübingen im städtebaulichen Wettbewerb Neckartor berichtet. Inzwischen hat das Preisgericht entschieden: die Gemeinschaftsarbeit des Stuttgarter Architekturbüros Gert Kilpper und Partner und der Tübinger Ortsgruppe des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES bekam den 1. Preis! Das Preisgericht tagte unter Vorsitz von Prof. Bächer, Stuttgart/Darmstadt. Ihm gehörten als Fachpreisrich-

ter die Professoren Förderer (Schaffhausen) und Meckseper (Hannover) und der Tübinger Baubürgermeister Blanke, als Sachpreisrichter Oberbürgermeister Dr. Schmid und die Stadträte Rieth und Hafner an.

Vergeben wurden 4 Preise und 6 Ankäufe. Insgesamt hat der Wettbewerb nach Meinung der Stadt Tübingen als Ausloberin eine Fülle mutiger und großzügiger Ideen erbracht. Bei aller Verschiedenheit der 26 eingereichten Arbeiten waren die meisten Wettbewerbsteilnehmer der Meinung, daß an der Stelle der abgebrochenen Neckarmüllerei überhaupt kein neues Gebäude stehen sollte. Hervorgehoben wurde von der Jury an der mit dem 1. Preis bedachten Arbeit vor allem die Behutsamkeit, mit der die Neugestaltung auf die vorhandenen stadträumlichen Bedingungen eingegangen ist, der reizvolle Aufgang zum Österberg, die einfache Einbeziehung des Neckarmüllereigartens mit der Verbreiterung der Bootsanlegestelle und schließlich auch der Standort für ein neues Eberhardsdenkmal an der Eberhardsbrücke. Mit dem 2. Preis wurde eine besonders gute Anbindung des Neckarmüllereigartens prämiert; er ging an die Architekten Deutschle/Bad Imnau und Zürn/Tübingen.

Der 3. Preis für Coulin/Leintelden und Nekola/Welzheim brachte die verblüffende Idee, die Neckarbrücke nach Osten zu verschwenken und am Fuße des Österbergs mit einem Torturm ein markantes Zeichen zu setzen. Die Architekten Karg und Schwarz aus Stuttgart bekamen für den Vorschlag, die Neckarbrücke zu überdachen, den 4. Preis. Unter den Ankäufen war eine weitere bürgerschaftliche Gruppe, das Forum Alternative aus Tübingen, vertreten mit der «radikalen» Lösung, die Bebauung am Österbergfuß bis zum Gebäude Gartenstraße 7 – also einschließlich des Germanenhauses – abzureißen und den Hang wieder in einen vollkommenen Weinberg mit Obstbäumen zurückzuverwandeln.

Eine Empfehlung an den Gemeinderat hat die Jury nicht ausgesprochen, weil der Wettbewerb in erster Linie Ideen bringen sollte. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND und die Ortsgruppe Tübingen werden sich aber dafür einsetzen, daß ihre Ideen und Vorschläge nicht in dem preisgekrönten Gipsmodell verfestigt bleiben, sondern in einer zukünftigen Verbesserung des Neckartorbereichs lebendig werden.

Die Aktivitäten der Tübinger Ortsgruppe, die zur Teilnahme am Wettbewerb geführt haben, die Zusammenarbeit zwischen engagierten Bürgern und fachkundigen Architekten sowie – nicht zuletzt – das Ergebnis, der preisgekrönte Entwurf mit all seinen Einzelheiten und Motiven sollen im nächsten Heft der SCHWÄBISCHEN HEIMAT ausführlich vorgestellt werden.

Ursula Zöllner

## Neue Ankäufe im Pfrunger Ried

(sh) Am 30. April 1980 konnte der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND im Pfrunger Ried wieder einige Flurstücke zur Abrundung und Ergänzung seines dortigen Besitzes durch Kauf erwerben. Es handelt sich um Moorböden und Riedbiotope mit einer Fläche von insgesamt 75,78 Ar. Verhandlungen über weitere Ankäufe sind im Gange; es soll ein Birkenbruchwald erworben werden, der für den Naturschutz besondere Bedeutung hat.

## Schiller-Nationalmuseum in Marbach wieder geöffnet

Das Schiller-Nationalmuseum wird nach eineinhalbjähriger Umbauzeit wieder eröffnet. In den bisherigen Ausstellungsräumen und in den neu hinzugewonnenen Räumen des Gartengeschosses, das in den letzten Jahren als Magazin genutzt worden ist, werden auf einer um rund 50% erweiterten Ausstellungsfläche die neubearbeiteten Abteilungen der ständigen Ausstellung, ergänzt durch die Ausstellung über «Cotta und das

19. Jahrhundert» und «Das 20. Jahrhundert» eröffnet.

Gleichzeitig werden zwei Kabinett-Ausstellungen gezeigt, zu denen «Marbacher Magazine» als Kataloge vorliegen bzw. erscheinen: «Carl Sternheim. Aus dem bürgerlichen Heldenleben» und «Wilhelm Waiblinger. 1804–1830». Die recht umfangreiche Ausstellung für Wilhelm Waiblinger war Ende des vergangenen Jahres bis Mitte Januar dieses Jahres bereits in der Stadtbibliothek Heilbronn zu sehen. Die in solcher Vollständigkeit nie erarbeitete Dokumentation mit Leihgaben aus über zwanzig in- und ausländischen Sammlungen macht auf einen Autor aufmerksam, dessen Werke und Briefe in fünf Bänden in der Reihe der «Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft» zu erscheinen begonnen haben.

1980 ist bei der Deutschen Schillergesellschaft eine Arbeitsstelle für die literarischen Museen, Archive und Gedenkstätten des Landes Baden-Württemberg eingerichtet worden, die in diesen Tagen ihre Tätigkeit aufnimmt.

Hinweise auf die Veranstaltungen in Marbach gibt ein mehrseitiges Falblatt; dieser «Marbacher Kalender» kann von jedermann kostenlos bei der Verwaltung der Deutschen Schillergesellschaft bestellt werden.

## Augsburg zwischen Renaissance und Barock

Im Rathaus und im Zeughaus Augsburg zeigen die Städtischen Museen der Fuggerstadt vom 28. Juni bis zum 28. September 1980 aus Anlaß des 450. Jubiläums der Confessio Augustana eine Ausstellung mit dem Titel «Welt im Umbruch – Augsburg zwischen Renaissance und Barock».

Der Umbruch vom Mittelalter zur Neuzeit ist sicherlich ein gesamteuropäisches Phänomen. Dennoch wird es wenige Städte geben, deren Geschichte und Kunst die radikale Veränderung der damaligen Welt deutlicher widerspiegeln und bleibender von ihr bestimmt wurden als Augsburg. Jene Toleranzhaltung der

christlichen Konfessionen, die die Grundlage des heutigen ökumenischen Verständnisses bildet, wurde hier ausgehandelt und – unter Blut und Tränen – exemplarisch verwirklicht. Von Augsburg aus suchte Karl V. immer wieder sein Ideal der Einheit von Reich und Kirche zu retten, hier erlebte er das Scheitern seiner weltumspannenden Politik. Zu Augsburg schlossen das Großkapital multinationaler Kaufmannshäuser und das Weltmachtstreben des Kaisers jene eigentümliche Ehe, die mit dem Verderb beider Partner endigte. Künstler von überall fanden sich in Augsburg ein, als Gäste und Zaungäste auf den Reichstagen, als Vermittler neuer Ideen und Techniken, im Dienste der auswärtigen Fürsten oder der einheimischen Geschlechter, des Rates oder des Handwerks. Hier läßt sich jener fundamentale Wandel in der deutschen Kunst am besten einsehen, der nach dem Aufhören der kirchlichen Aufträge infolge der Reformation zum Erliegen der Tradition, zur Verlagerung der Aufgabengebiete, zum Neubeginn mit auswärtigen Kräften und zu einer neuen Blüte im Barock führen sollte. Gesellschaftliches Repräsentationsbewußtsein, erlesener Sammlergeschmack oder wissenschaftliche Erkenntnisse fanden darin ebenso Ausdruck wie politisches Machtstreben oder kirchlicher Wahrheitsanspruch.

Die Augsburger Ausstellung «Welt im Umbruch – Augsburg zwischen Renaissance und Barock» versucht diesen Zeitraum, das Geschehen und seine Hintergründe mit Hilfe von mehr als tausend Kunstwerken und Originaldokumenten anschaulich zu machen. Durch die Zusammenschau von Kunst und Geschichte soll es ermöglicht werden, die Zusammenhänge und Kräfte dieser zwiespältigen Zeit zu begreifen. Kunstwerke und historische Dokumente aus fünfzehn Ländern einschließlich Übersee kehren für wenige Monate an den Ort ihrer Entstehung und den Schauplatz des Geschehens zurück, um den Menschen unserer Zeit an jenem Umbruch der Welt teilnehmen zu lassen, der bis heute nichts an Aktualität verloren hat.

Bruno Bushart



## Sorgen um ehemalige Zehntscheuer in Heidenheim-Großkuchen

An der Ortsdurchfahrt des Heidenheimer Stadtteils Großkuchen steht eine der ehemaligen Zehntscheuern des Benediktinerklosters Neresheim, das seit 1297 weitgehend die Grundherrschaft in Großkuchen ausübte. Die Scheuer ist ein stattlicher, aus Hau- und Bruchsteinmauerwerk errichteter eingeschossiger Bau mit gewaltigem Walmdach, der eine ganz wesentliche Funktion im Bild der Gemeinde erfüllt und der in seiner architektonischen Bedeutung nur von der katholischen Pfarrkirche St. Peter und Paul übertroffen wird. Diese Tatsache wurde vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg durch die Aufnahme des Gebäudes in die Liste der nach § 2 Denkmalschutzgesetz geschützten Kulturdenkmale bestätigt. Die Zehntscheuer wurde im Jahr 1978 von der Stadt Heidenheim im Tauschweg erworben, mit der Absicht, das seit langem baufällige Gebäude in seinem Bestand zu sichern und wieder herzustellen. Ins Auge gefaßt war die Einrichtung eines kleinen ortsgeschichtlichen Museums sowie einer Dokumentation über die aus Großkuchen stammende Künstlerfamilie Mettenleiter.

In der Nacht vom 19. auf 20. Dezember 1979 stürzte der Dachstuhl der ehemaligen Zehntscheuer aus ungeklärter Ursache teilweise ein. Zum

Glück entstand kein Schaden an fremden Objekten oder gar an Personen, obwohl die herabgestürzten Balken und Dachsparren die vorbeiführende Straße teilweise unpassierbar machten. Die Umfassungsmauern der Scheuer wurden beim Zusammenbruch des Dachstuhls nur wenig in Mitleidenschaft gezogen. Lediglich der aus Backsteinen in neuerer Zeit wieder hergestellte Rundbogen der Toreinfahrt wurde durch herabstürzendes Balkenwerk teilweise zertrümmert. Die beiden Walme der Schmalseiten des Daches blieben zunächst stehen; sie mußten jedoch aus Sicherheitsgründen abgetragen werden.

Eine Besichtigung der Ruine durch einen Vertreter des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg am 9. 1. 1980 ergab, daß die durch den teilweisen Einsturz sichtbar gewordene Holzkonstruktion den Schluß zuläßt, daß die Zehntscheuer nicht erst, – wie bisher allgemein angenommen –, um das Jahr 1730, sondern schon vor 1600, vermutlich zwischen 1560 und 1580, erbaut wurde. Zu diesem Schluß zwingt vor allem die Konstruktion der Ständer und der Zustand der ungesägten Balken, die beim Dachaufbau Verwendung fanden. Nach Auffassung des Landesdenkmalamtes erhöht dieses frühe Baudatum den Denkmalwert des Gebäudes beträchtlich, so daß aus der Sicht der Denkmalpflege ein Wiederaufbau der Scheuer gerechtfertigt er-

scheint. Technisch wäre eine Wiederherstellung ohne Schwierigkeiten zu bewältigen, wenn auch der finanzielle Aufwand verhältnismäßig hoch veranschlagt wird. Eine Kostenschätzung seitens der Stadt Heidenheim ergab einen Betrag von ca. 400000 DM. Die endgültige Entscheidung, ob die einstige Zehntscheuer des Klosters Neresheim in Heidenheim-Großkuchen wieder hergestellt wird, oder ob die Ruinen vollends abgetragen werden, liegt beim Regierungspräsidium in Stuttgart.

Manfred Akermann

## Echternacher Planungsprozess(ion)?

Nicht erst seit «die Grünen» die Bedenken und Proteste betroffener Bürger auch politisch artikulieren, kann man es beobachten: Wenn sich gegen technische Großprojekte von erheblicher Bedeutung für die Umwelt allzuviel Protest und Widerstand vernehmen läßt, sind die großartigen (aber meist auch gewalttätigen) Pläne mit einem Male «vom Tisch» – Anschluß des Bodensees an die Rheinschiffahrt, Speicherbecken im Bühler Tal bei Tübingen, Atomkraftwerk Mittelstadt bei Reutlingen und was der handfesten Beispiele mehr sind.

Aber sind diese Planungen dann wirklich «vom Tisch»? Keinesfalls, sie verschwinden lediglich für eine gewisse Zeit in der Schublade. Man hält



**Wer LBS bau-  
spart, hat gut  
lachen. Und wer  
sich jetzt seinen  
Energie-Spar-  
plan holt, kriegt  
im Winter keine  
kalten Füße.**

Weder, weil es irgendwo zieht. Noch wegen hohen Heizölverbrauchs. Und erst recht nicht wegen der Preiskapriolen an der Ölfront.

Denn wer clever ist, beugt jetzt vor. Holt sich die LBS-Tips über das Energiesparen. Nutzt den Herbst zum Umbau. Finanziert bauspargünstig und kassiert nicht nur Bausparprämien, sondern nimmt auch das mit, was Vater Staat zusätzlich fürs Energiesparen an Zuschüssen bietet.

Der LBS-Berater hat auf alles eine Antwort. Womit beginnen,

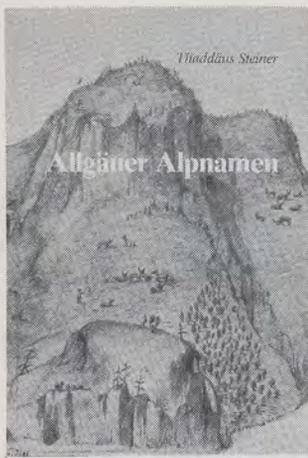
wie teuer, wie finanzieren, welche staatlichen Vergünstigungen usw.

Dazu unser Rat: Lassen Sie sich jetzt bei der LBS beraten. Denn der nächste Winter läßt sich nicht verschieben.

**Warum zur LBS? Weil die Landesbausparkasse die Bausparkasse der Sparkassen ist. Das bedeutet problemlose Gesamtfinanzierung - aus einer Hand. Das garantiert aber auch optimale Beratung und Betreuung: in 118 LBS-Beratungsstellen und 2388 Sparkassenstellen in Württemberg.**

 **LBS** Landesbausparkasse  
Württemberg

LBS, die Nr. 1 bei der Bausparfinanzierung in Württemberg.



Der 80. Band der Allgäuer Heimatbücher, Dr. Thaddäus Steiner.

„Allgäuer Alpnamen“  
138 Seiten, 12 Radierungen von Wilhelm Berkold, Oberstdorf, 4 Abbildungen und Karten, Preis DM 22,80

Aus dem  
**Verlag für Heimatpflege**  
im Heimatbund Allgäu  
Königstraße 25, 8960 Kempten

### Das Geschenk für „alte“ und „neue“ Ulmer

Restauflage  
**Band**

**3**



### Ulmer Bilder-Chronik

Das Buch zeigt Bilder und Daten, die Erinnerungen wachwerden lassen aber auch Bilder, die den Fortschritt unserer Stadt in die Neuzeit ausführlich dokumentieren. Fragen Sie im Fachhandel.

Interessant für alle Ulmer in Ulm – um Ulm – und um Ulm herum  
**Druckerei Dr. Karl HÖHN KG. 8990 Lindau-Bodensee**  
Ludwigstraße 22

Neu erschienen  
**Band**

**4**

# Karawane Studien-Reisen

## Karawane-Studien-Reisen sind erstklassige Studien-Reisen vom Spezialisten

Karawane Studien-Reisen gibt es seit 28 Jahren. Mehr als 2500 Reisen haben wir bis heute durchgeführt. Sie reisen in kleinen Gruppen (Gruppengröße ca. 20 bis max. 32 Personen) und mit Reisegästen, welche die gleichen Interessen haben. Unsere rechtzeitige und sorgfältige Planung und Organisation bis ins Detail macht für Sie das Reisen mit **Karawane** noch wertvoller und erlebnisreicher.

### Unsere Programme:

**Herbst/Winter 1980/81**  
**Vorschau**  
**Frühjahr 1981**

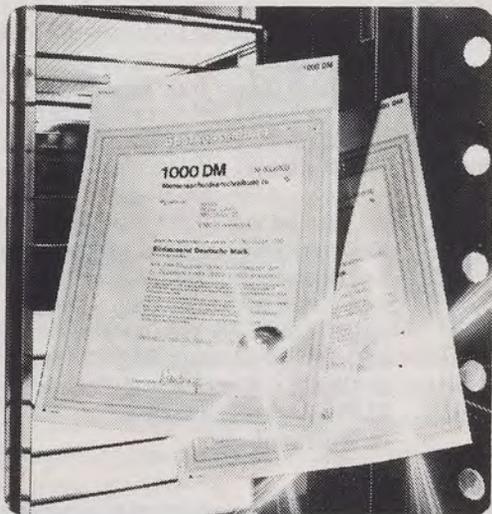
sind erschienen. Wir senden Ihnen unsere Programme gerne zu.



Programme und Verlagsverzeichnisse,  
Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:

Büro für Länder- und Völkerkunde  
7140 Ludwigsburg Marbacher Str. 96 Ruf (07141) 51091

## „Daß unsere Sparkassenbriefe die meistgekauften Sparbriefe sind...“



Hellmut S.,  
S-Geldberater

... das muß einen Grund haben. (Vielleicht sogar mehrere!) Sparkassenbriefe haben nun mal eine Menge Vorteile für Geldanleger. Gute Zinsen, garantiert für die ganze Laufzeit. Sie sind risikolos, weil nicht von Spekulationen abhängig. Für größere und kleinere Sparbeträge gleich gut geeignet – auch zur prämiengünstigen Anlage.

Und nicht zuletzt: Sparkassenbriefe sind ein hauseigenes Wertpapier der Sparkasse. Da weiß man, was man hat und wer dahintersteht.

Was sonst noch? Das sagt Ihnen am besten Ihr S-Geldberater. Reden Sie doch einfach mal mit ihm. Über Sparkassenbriefe.

**Der S-Geldberater: unser Mann für Ihr gutes Geld.**



wenn's um Geld geht

**Sparkasse**

sich alle Möglichkeiten offen, während man einstweilen erklärt, weitere Pläne nicht verfolgen zu wollen. Für wie lange? Es scheint, daß die Beteiligten aus Technik, Wirtschaft und Staat nach dem Vorbild der Echternacher Springprozession verfahren: Zwei Schritte vor, einen zurück. Aber auch so kommt man voran! Und alles, was man inzwischen unternimmt, wird als Probebohrung, als Erhebung von Planungsgrundlagen deklariert. Wie denn? Man wollte doch die Dinge nicht weiter verfolgen? Und jetzt soll mit einem Mal nicht nur am Rand des Rammerts bei Bühl ein Rückhaltebecken gebaut werden, sondern eventuell auch im Tal der Eyach – im Bereich des dazu nicht besonders geeigneten Muschelkalks und oberhalb der Salzstöcke von Stetten! Man sagt, solche Speicher brauche man zur Stabilisierung des Wärmehaushalts im Neckar, als vorbeugende Maßnahme zum Ausgleich für die Erwärmung des Neckarwassers durch Kraftwerke –. Durch welche Kraftwerke? Ist Mittelstadt doch noch nicht «vom Tisch»? Und was liegt sonst noch in den Schubladen? Könnt' es sein, daß der Umweltminister des Landes in dieser Sache vorgeschickt wurde, damit, was Planung von Umweltbelastung ist, aussieht wie Umweltschutz? (Oder braucht man die Rückhaltebecken vielleicht doch nur zur Verbesserung der Wasserqualität, weil der Minister versprochen hat, er wolle im Neckar baden gehen?) Jedenfalls: Man sollte besonders aufmerksam auf all das achten, was angeblich «vom Tisch» ist!

Willy Leygraf

## Unterschiedliche Haltungen zum Ensembleschutz

(sh) Unlängst beschloß der Gemeinderat der ehemals Freien Reichsstadt Leutkirch, daß die Altstadt von Leutkirch als Gesamtanlage unter Denkmalschutz gestellt werden soll; eine ähnliche Regelung gibt es für andere Gesamtanlagen schon länger, so für den Altstadt kern von Wangen im Allgäu oder für den Tübinger Stadtteil

Bebenhausen. Auch das Stadtbild von Trochtelfingen wurde neuerdings vom Regierungspräsidium Tübingen – im Einvernehmen mit dem Gemeinderat – als Ganzes unter Schutz gestellt.

Andere Gemeinden geben sich eher zögernd. So äußerte der Biberacher Oberbürgermeister Hoffmann in einem Brief an die Stadtteilgruppe Weberberg, die dieses Quartier gern als ganzes erhalten und deshalb unter Denkmalschutz sehen möchte, sehr zurückhaltend; erst wenn die Zuständigkeit der unteren Denkmalschutzbehörde in den Großen Kreisstädten bei diesen selbst und nicht mehr bei den Landratsämtern liege, könne man über solchen Ensembleschutz nachdenken, einstweilen genügten Stadtbildsatzung, Erhaltungssatzung und die Bestimmungen des Landesgesetzes zum Schutz der Kulturdenkmale. Andere Gemeinden zögern, weil sie fürchten, daß in einem geschützten Ensemble jede weitere Entwicklung gestoppt, alle Erneuerung verhindert würde. Demgegenüber betonten die Vertreter der Denkmalpflege immer wieder, daß Anpassungen des Bestandes an die jeweils zeitgemäßen Anforderungen und Bedürfnisse nicht ausgeschlossen würden, sie seien sogar Voraussetzung für eine dauerhafte Erhaltung; in geschützten Gesamtanlagen gelte es lediglich, besondere Rücksicht bei diesen Anpassungen und Erneuerungen zu nehmen.

## Denkmalschutzkongreß 1980 in Brüssel

(sh) Vom 27. bis 29. März tagte in Brüssel der Europäische Denkmalschutz-Kongreß. Veranstalter war EUROPA NOSTRA, ein internationaler Zusammenschluß von Verbänden, die sich den Denkmal- und Naturschutz in Europa und die Verbesserung der Umweltbedingungen zum Ziel gesetzt haben. Verbände aus neunzehn europäischen Ländern, darunter auch der SCHWABISCHE HEIMATBUND, sind Mitglied von EUROPA NOSTRA. Etwa 750 Delegierte waren in Brüssel zusammengekommen, in elf Fachausschüssen erörterten sie die

verschiedenen Probleme der Denkmalpflege.

Am Ende der Tagung faßte der Kongreß eine Resolution, in der es u. a. heißt: «Der Kongreß betont insbesondere die Notwendigkeit, die Arbeiten an einer listenmäßigen Erfassung einzelner Bauwerke sowie ganzer Gebiete von architektonischer Bedeutung zu beschleunigen; Regierungen und Ortsbehörden zu veranlassen, von den ihnen bereits zustehenden Machtbefugnissen in größerem Maße Gebrauch zu machen; die Wiederherstellung alter Gebäude zu fördern, anstatt sie zu demolieren, und diese erforderlichenfalls neuen Verwendungszwecken anzupassen; öffentliche Mittel für die Wiederherstellung alter Wohnquartiere in historischen Städten und Dörfern, zum mindesten in gleichem Maße wie für Neubauvorhaben, zur Verfügung zu stellen;

privaten Eigentümern in vermehrtem Maße finanzielle Unterstützung für die Erhaltung architektonisch oder historisch bedeutsamer Gebäude und deren Einrichtung zu gewähren, sowie für Gebiete hervorragender landschaftlicher Schönheit, und zwar durch Steuerermäßigungen, Beihilfen und Darlehen zu niedrigen Zinssätzen;

die Errichtung von «drehenden Fonds» zu unterstützen, in die öffentliche und private Mittel einfließen, mit denen alte Gebäude fortlaufend aufgekauft, restauriert und wieder verkauft werden;

positive Schritte zur Verbesserung der Umweltqualität in Gebieten von besonderer architektonischer Bedeutung zu ergreifen durch die Einrichtung von Fußgängerzonen, Baumanpflanzungen, Beschränkungen der Außenwerbung, stadtbildgestalterische Verbesserungen und andere angemessene Maßnahmen;

darauf zu bestehen, daß vor planerischen Entscheidungen, welche das architektonische Erbe wesentlich beeinflussen, der Öffentlichkeit und den unabhängigen Denkmalschutzverbänden Gelegenheit gegeben wird, ihre Ansichten dazu zu äußern; der Kongreß anerkennt den wertvollen Beitrag, welchen die privaten

Eigentümer alter Gebäude bei der Erhaltung des kulturellen Erbes in Europa und für die Weiterentwicklung der Bewußtseinsbildung und des Tourismus geleistet haben;

der Kongreß begrüßt den wesentlich vermehrten Einfluß, welchen die unabhängigen Verbände durch ihre hingebungsvolle Arbeit erlangt haben und fordert sie auf, mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln weiterzumachen, um Aufmerksamkeit zu erregen, Alarm zu schlagen und zu den nötigen Maßnahmen zu begeistern;

der Kongreß drückt seine Überzeugung aus, daß Europas unschätzbare und unwiederbringliches Erbe durch die zusammengefaßten Bemühungen aller seiner Völker gerettet werden kann und gerettet werden muß, zu ihrer eigenen Bereicherung und Freude, heute und in kommenden Jahrhunderten.

## Europäische Kampagne zur Stadterneuerung

(DSI) Anlässlich der nächsten Raumordnungsministerkonferenz im Oktober 1980 in London wird der Europarat eine europäische Kampagne zur Stadterneuerung ausrufen. Mit dieser Kampagne will der Europarat die vom erfolgreich durchgeführten Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 ausgehenden Impulse für den integrierten Denkmalschutz auffrischen und darüber hinaus Verständnis für die vielen anderweitigen Probleme wecken, die gelöst werden müssen, wenn auch künftig unsere Städte attraktiv bleiben sollen.

Die Kampagne spart daher den ländlichen Raum aus und richtet sich in erster Linie an die Städte. Federführend für ihre Durchführung in der Bundesrepublik Deutschland ist das Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau. Dort laufen nach bewährtem Vorbild aus dem Europäischen Denkmalschutzjahr gegenwärtig die Vorbereitungen auf vollen Touren: Es werden Konzepte für eine intensive Öffentlichkeitsarbeit erarbeitet, Kriterien für die Auswahl von wiederum fünf Beispielvorhaben entwickelt und Über-

legungen zur Zusammensetzung eines «Deutschen Ausschusses für die Europäische Kampagne zur Stadterneuerung» angestellt. Wiederum soll es ein möglichst hochrangiges Gremium sein, um dem Anliegen der Kampagne das nötige Durchsetzungsvermögen zu verleihen. So hat sich denn auch u. a. der Präsident des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz dazu bereitgefunden, im Präsidium des Deutschen Ausschusses mitzuwirken und dafür Sorge zu tragen, daß die erhaltende (Stadt-)Erneuerung, die ja erklärtes Ziel auch des Europäischen Denkmalschutzjahres 1975 war, über den vielfältigen, bei der Revitalisierung der Städte anstehenden Problemen nicht zu kurz kommt.

Für November 1980 ist eine Auftaktsveranstaltung der Kampagne in der Bundesrepublik Deutschland geplant, an die sich bis zum Herbst 1981 weitere Veranstaltungen und Seminare anschließen werden. (Auskünfte durch Regierungsbaudirektor Werner Trötsch, Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, Deichmannsaue, 5300 Bonn 2, Telefon (02221) 832340.

## Stadtgestalt und Denkmalschutz

(DSI) Der Wettbewerb «Stadtgestalt und Denkmalschutz im Städtebau» soll voraussichtlich 1983/1984 wiederholt werden. Der Wettbewerb soll diesmal unter dem Thema «Bauen in alter Umgebung» stehen. Dies entspricht der Vorstellung des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, das im Dezember vergangenen Jahres in einer Entschließung angeregt hatte, die durch den Wettbewerb gewonnenen Erkenntnisse nutzbringend zu verwerten und durch eine Wiederholung auch bisher nicht beteiligten Gemeinden die Chance zu geben, an einem zweiten Wettbewerb dieser Art teilzunehmen. Der 1978 gelaufene erste Wettbewerb «Stadtgestalt und Denkmalschutz im Städtebau» hat gezeigt, daß Bauen in alter Umgebung ein besonders schwieriges Problem der Stadterneuerung darstellt. Aus dieser Er-

kenntnis heraus hat das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz im Herbst 1979 in Hamburg eine Akademietagung «Bauen in der alten Stadt» durchgeführt und damit eine Diskussion in Gang gebracht, die 1981 unter internationaler Beteiligung fortgesetzt werden soll.

## Studienmöglichkeiten im Umweltschutz

(UBA/U I 2) 321 Studiengänge beschreibt der neue Studienführer Umweltschutz, der vom Umweltbundesamt veröffentlicht wurde. Der Studienführer Umweltschutz gibt einen Überblick über das gegenwärtig vorhandene Angebot an umweltbezogenen Studiengängen der wissenschaftlichen Hochschulen, Pädagogischen Hochschulen und Fachhochschulen in der Bundesrepublik Deutschland einschließlich Berlin (West). Er soll Abiturienten und Studenten, die eine spätere berufliche Tätigkeit im Umweltschutz anstreben, als Orientierungs- und Informationshilfe dienen.

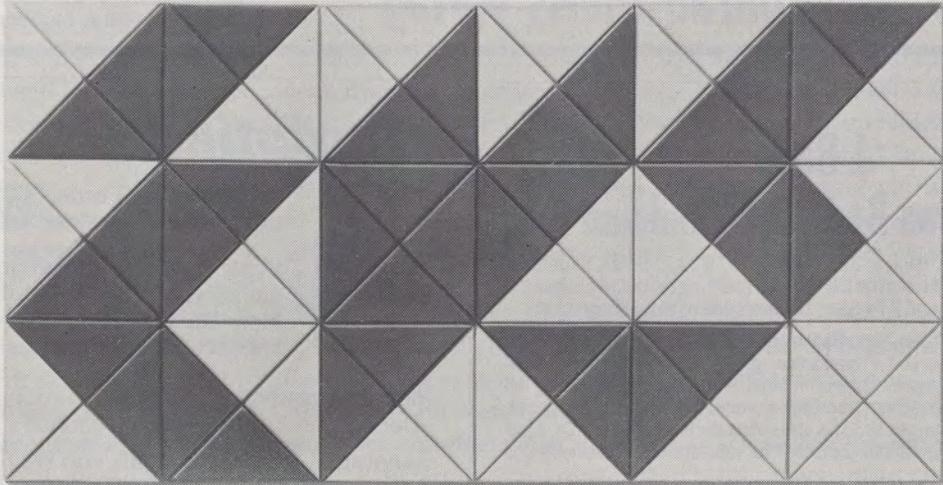
Die Berufsaussichten für Umweltsachleute werden positiv eingeschätzt, da im Rahmen des Vollzugs neuer Umweltgesetze, wie des Abwasserabgabengesetzes und des geplanten Chemikaliengesetzes ein zusätzlicher Bedarf entstehen wird; der Bedarf an Fachhochschulabsolventen wird dabei erheblich stärker steigen als der Bedarf an Absolventen wissenschaftlicher Hochschulen.

Beim Studienführer Umweltschutz handelt es sich um die aktualisierte, vollständig überarbeitete und wesentlich erweiterte Fassung der ersten Auflage von 1977. Der fast 500 Seiten starke Studienführer Umweltschutz wird auf Anfrage vom Umweltbundesamt, Bismarckplatz 1, 1000 Berlin 33, kostenlos abgegeben.

## Heimattage Baden-Württemberg

Nach Konstanz und Esslingen ist in diesem Jahr Offenburg «Austragungsort» der Heimattage Baden-Württemberg. Die Veranstaltungs-

# EVS – drei Buchstaben und ihre Bedeutung für Württemberg.



## Energie-

Elektrische Energie. Umweltfreundlich. Sicher. Erzeugt in Laufwasser- und Speicherkraftwerken. In Öl- und Kohlekraftwerken. Und künftig immer mehr in Kernkraftwerken. Denn alle verfügbaren Energieträger werden genutzt.

## Versorgung

Die EVS ist verpflichtet, Strom jederzeit möglichst sicher und preisgünstig zu liefern. Das erfordert weit-sichtige Planung. Denn Kraftwerke haben 5–8jäh-rige Bauzeiten. Trotzdem darf es nie Versorgungslücken geben.

## Schwaben AG

Die EVS ist das Landes-versorgungs-Unternehmen von Württemberg. Sie versorgt unmittelbar 1,6 Millionen Einwohner auf einer Fläche von 12000 km<sup>2</sup>. Außerdem beliefert sie fast alle Elektrizitätswerke Württembergs und ist Partner im europäischen Strom-verbund. Sie verfügt über ein Leitungsnetz von 32000 km Länge.

Die EVS ist eine Aktien-gesellschaft. Ihre Aktien finden sich voll im Besitz der öffentlichen Hand, von Kreis- und Gemeindeverbänden, des Landes und einiger Städte. Das Aktienkapital beträgt 300 Millionen DM.



Für eine  
energiebewußte  
Zukunft

**neu**

## Leben und Werk des Rieser Bauerndichters Michel Eberhardt



Michel Eberhardt  
**Adam und Eva im Paradies**  
Hrsg. von M. Blümcke und H.-B. Kloos.  
226 Seiten, mit dok. Fotos. Ln. DM 28,-.  
Ein Sammelband aller Mundartspiele, die  
Eberhardt für den Südd. Rundfunk geschrieben  
hat und eine Auswahl seiner Gedichte  
in Rieser Mundart.



# Konrad Theiss Verlag



## Der Schwabe und die Obrigkeit

Nicht nur Gemütvolles aus alten Akten  
und schwäbischen Dorfarchiven von  
Angelika Bischoff-Luthlen, 260 Seiten  
mit 10 Zeichnungen, Leinen DM 28,-

Dem Leben des kleinen Mannes im  
schwäbischen Dorf mit seinen Sorgen  
und Nöten, mit seinen Schlichen und  
Verschmitztheiten, seinen kleinen  
Freuden und Vergnügungen ist dieses  
Buch gewidmet, in dem Angelika  
Bischoff-Luthlen die Ausbeute jahr-  
zehntelanger Entdeckungsarbeit in  
schwäbischen Dorfarchiven einem  
breiteren Leserkreis zugänglich macht.

## J. Bader

# Badenia - Das Badische Land und Volk

Band I: 310 Seiten. Band II: 325 Seiten. Band III: 300 Seiten. Einzelband  
DM 35,-. Alle 3 Bände zusammen DM 90,-. Illustriert mit zahlreichen zeitgenös-  
sischen Kupferstichen und 7 farbigen Trachtenbildern nach Lithographien.

Napoleon gab 1810 dem Land Baden seine endgültige Form. Franken und  
Alemannen, Katholiken und Protestanten, große und kleine Herrschaften  
wurden in einem Tigel zusammengeschmolzen. Eine Landesbeschreibung mit  
literarischem und historischem Überblick wurde unbedingte Notwendigkeit.  
Diese Aufgabe übernahm seit 1839 bis in die Mitte der fünfziger Jahre Dr. Josef  
Bader in der "Badenia" genannten Zeitschrift für vaterländische Geschichte und  
Landeskunde.

In über 80 Beiträgen entsteht ein farbiges, lebensvolles Bild der damaligen  
Zeit. Bader war der Mann der "Ersten Stunde" dieser Disziplin. Und so darf man  
seinem Werk manche Unzulänglichkeit nicht anlasten. Man muß sich vielmehr  
dafür freuen, daß in dieser "Basisliteratur" so viel wertvolles Material  
gesammelt wurde. (Wie in den "Württembergischen Oberamtsbeschreibungen"  
- im gleichen Verlag erschienen). Heimatfreunde und Wissenschaftler;  
Behörden und Büchersammler finden darin eine unerschöpfliche Quelle.

Als zweite Gruppe werden wir folgende Titel von Josef Bader  
veröffentlichen:

- BADENIA, Band IV - Fahrten und Wanderungen im Heimatland, Jhg. 1853,  
Umfang 359 Seiten, DM 35,-
  - BADENIA, Band V - Fahrten und Wanderungen im Heimatland, Jhg. 1856,  
Umfang 292 Seiten, DM 35,-
  - BADENIA, Band VI - mit 5 Lithos, Jhg. 1859, Umfang 629 Seiten, DM 58,-
  - BADENIA VII - Jhg. 1862, Umfang 623 Seiten, DM 58,-
- Bei Abnahme von Band IV bis VII Vorzugspreis DM 158,-



## Horst Bissinger KG, Verlag und Druckerei

Alte Stuttgarter Straße 39, Postfach 1148  
7031 Magstadt bei Stuttgart, Telefon 0 71 59/4 21 64

Neuerscheinung

## Curt Mayer, Münzen und Medaillen der Fürstpropstei Ellwangen

116 Seiten mit 196 teils farbigen Münzfotos und 36 weiteren  
farbigen Abbildungen. Leinen mit farbigem Schutz-  
umschlag. DM 58,-, Subskriptionspreis DM 48,- bis 18. 8. 80  
Konrad Theiss Verlag GmbH, Stuttgart und Aalen

# Burrer Naturstein Renovierungen

7133 Maulbronn Telefon 0 70 43-60 65

## Touristik '80

Hinaus in die Ferne, mit Sonderzügen der 



Unser Sonderfahrtenprogramm  
enthält wieder viele Ein- und  
Mehrtagesfahrten in landschaftlich  
sehr schöne Zielgebiete.

Hier ein Ausschnitt aus unserem Programm  
«Der schöne Tag» für Wanderfreunde:

**Sonntag, 7. September 1980, von Weil der Stadt  
nach Rüdelsheim/Abmannshausen (Nieder-  
waldenkmal/Niederwald)**

**Samstag, 27. September 1980, von Bietigheim-  
Bissingen ins Gutachtal nach Hornberg**

**Sonntag, 28. September 1980, von Steinheim  
(Murr) - über Ludwigsburg - ins Allgäu  
nach Oberstdorf**

**Sonntag, 26. Oktober 1980, von Schwäbisch  
Gmünd ins Dahrer Felsenland nach Dahn**

Verlangen Sie bitte bei unseren Mitarbeitern  
in den Fahrkartenausgaben unsere Jahres-  
programme. Unsere Sonderzüge halten im Zielgebiet  
auf mehreren Bahnhöfen zum Ein- und Aussteigen.



Generalvertretung Stuttgart West  
Arnulf-Klett-Platz 2  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 2092/5580

## Johanniter-Spendenkarten

*Satz 3: „Kunst des 20. Jahrhunderts aus Süddeutschland“*  
8 farb. Briefkarten mit Werken von M. Ackermann, W. Bau-  
meister, R. Breyer, A. Hölzel, W. Imkamp, C. Landenberger,  
L. Schmidt und T. Werner, mit Umschlägen nur DM 8,-

*Satz 2: „Aus der Geschichte des Johanniterordens“*  
8 Briefkarten mit Umschlägen nur DM 6,-



## Johanniter Hilfs-gemeinschaft

Postfach 81 02 05, 7000 Stuttgart 81

Landesgirokasse Stgt. 2 203 135 (BLZ 600 501 01)  
Postscheck Stuttgart 112427-708 (BLZ 600 100 70)

reihe beginnt am Montag, dem 8. September, und erreicht am Sonntag, dem 14. September, mit einem Festzug und der Landesfeier zum Tag der Heimat ihren End- und Höhepunkt. Neben zahlreichen folkloristischen Veranstaltungen bieten die Heimat tage den Offenburgern und den Besuchern von außerhalb eine Reihe von Vorträgen über heimatliche Landschaft und Geschichte, Symposien und Tagungen über Geschichte der Technik, Archivfragen, Heimatgeschichte im Unterricht; auch Autorenlesungen und Mundarttheater sind vorgesehen! In Ausstellungen sollen die Gutenberg-Bibel und die 48er Revolution in Baden, Fragen der Landschaftsökologie und Trachten aus Baden-Württemberg präsentiert werden, eine eigene Ausstellung gilt den Schicksalen und Leistungen der Heimatvertriebenen. Auf Exkursionen sollen Straßburg und die frühen Klöster der Ortenau, die Hansjakobstadt Haslach und das Freilichtmuseum Vogtsbauernhof in Gutach besucht werden (vgl. die Ankündigung auf Seite 244 dieses Heftes).

## Diskussion um die Allgäu-Autobahn dauert an

(sh) Ein Brief, den der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES Prof. Willi Birn in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg im April dieses Jahres an das Autobahnamt Baden-Württemberg gerichtet hat, verstärkte erneut die öffentliche Diskussion um die Planung der Bundesautobahn Memmingen-Lindau. Den hier mitzuteilenden Ausschnitten aus diesem Brief sollen einige Ausschnitte aus voraufgegangenem Briefwechseln vorangestellt werden:

1. Aus dem Schreiben der Aktionsgemeinschaft an das Autobahnamt vom 8. Mai 1978: «... in der letzten Zeit begegnen uns in der Presse immer wieder Äußerungen von Landespolitikern oder Repräsentanten des Regionalverbandes Bodensee-Oberschwaben, die B 18, später A 96, sei sofort vierstreifig – zweibahnig auszubauen. Da keine kon-

kreten Gründe für diese Notwendigkeit angegeben werden – es wird nur allgemein von einer wirtschaftlichen Notwendigkeit für den Raum gesprochen – können wir uns nicht recht vorstellen, warum der Ausbauplan für die Bundesfernstraßen, in dem ein zweistreifiger Ausbau bis zum weiteren Bedarf hin dargestellt ist, nun abgeändert werden soll.

Hierzu ist doch zuerst zu bemerken, daß das Straßennetz heute nicht mehr für den Urlaubsverkehr an wenigen Tagen im Jahr, der vielleicht von Dänemark bis Sizilien, überwiegend jedoch über die Alpen verläuft, ausgebaut wird, sondern für den Wirtschaftsverkehr und für diesen dürfte doch der Ausbau der B 30 (A 89) in der Wirtschaftsachse Ulm-Biberach-Ravensburg-Friedrichshafen Vorrang haben und organisch richtiger liegen. In der anderen Wirtschaftsachse Ulm-Memmingen-Kempten gibt es ja bereits die A 7. Aber auch für den Urlaubsverkehr muß doch von einem max. vierstreifigen Pfändertunnel ausgegangen werden, auf den von Norden her mit der A 98 (aus Richtung Friedrichshafen und Kempten), der A 89, der B 32 und der B 18 bis zu 8 Fahrstreifen zu laufen . . .

Hinzu kommt, daß das gesamte Gebiet, in dem die neue A 96 zwischen Memmingen und Leutkirch verlaufen soll, im Landschaftsrahmenplan östlicher Bodensee-Allgäu, 1972 herausgegeben vom Kultusministerium Baden-Württemberg, als Gebiet mit besonders entwicklungsfähigem Fremdenverkehr eingestuft worden ist. Für uns stellt sich die Angelegenheit so dar, daß nach Ausbau der A 89 allenfalls noch der Bedarf für die Verlängerung des zweistreifigen kreuzungsfreien Ausbaues der B 18 von Wangen-Leutkirch bis Ferthofen gegeben ist. Wir gehen dann von dem Wirtschaftsverkehr von einer Fahrweite von 50–25 km (Memmingen-Wangen) und für den Freizeitverkehr von einer solchen von 100–50 km (Ulm-Allgäu) aus. Hierfür ergibt sich nach RAL-N eine «Optimalgeschwindigkeit» von 100–80 km/h . . . Da die Trasse mit geringerer Ausbaugeschwindigkeit landschaftsschonender trassiert werden

kann, gehen wir von einer solchen von 80 km/h aus. Eine Trasse mit einer solchen Ausbaugeschwindigkeit kann sogar noch, wenn irgendwann einmal der Bedarf vorhanden sein sollte, vierstreifig ausgebaut werden . . .»

Im gleichen Sinne schrieb die Aktionsgemeinschaft am 18. Juli 1978 an Wirtschaftsminister Dr. Eberle.

Am 20. September 1978 antwortete das Autobahnamt unter anderem: «Im großräumigen Netz der Bundesfernstraßen ist die A 96 zwischen Memmingen und Lindau (–Bregenz) Bestandteil einer zwischen dem San Bernardino im Süden und der Grenze nach Dänemark im Norden durchgehend 4spurig vorhandenen bzw. in Bau und Planung befindlichen Autobahnlinie. Die Verkehrssituation im Bereich der A 96 ist geprägt durch die unerträglichen Zustände auf der bestehenden B 18 und vor allem in den Ortsdurchfahrten im Zuge dieser Straße. Die B 18 ist neben dem Wirtschaftsverkehr, entgegen Ihren Ausführungen, nicht nur an wenigen Tagen im Jahr, sondern das ganze Jahr über an jedem Wochenende und jedem Feiertag mit Ferien- und Ausflugsverkehr belastet. Aufgrund dieser Tatsache darf bei der Bemessung nicht allein vom Wirtschaftsverkehr ausgegangen werden; dies insbesondere aufgrund der Tatsache, daß der Freizeitverkehr, wie die Beobachtungen der vergangenen Jahre zeigen, schneller zunimmt als der Wirtschaftsverkehr . . . Der Bau der A 96 steht im übrigen nicht im Widerspruch zum Landschaftsrahmenplan. Die Trasse wurde so geführt, daß möglichst wenig Landschaft beeinträchtigt wird, d. h. sie verläuft überwiegend an der Peripherie der Aitrach-Eschach-Niederung und verschont die bereits heute als Erholungsgebiet genutzte Hügellandschaft mit Ausnahme der Überquerung des Blutsberges nördlich Eschach. Eine Führung im Tal ist an dieser Stelle im Hinblick auf die Ortslagen von Aichstetten und Altmannhofen und das Wasserschutzgebiet Lauben nicht realisierbar. Durch die entlastende Wirkung auf die Ortschaften ist die A 96 der Entwicklung des Fremdenverkehrs in

diesen Städten und Gemeinden eher nützlich, abgesehen von der besseren Erschließung für den Urlauberverkehr . . .

Für die Wahl der Trassierungselemente und der Entwurfsgeschwindigkeit einer Autobahn kann nicht allein die Verkehrsmenge maßgebend sein. Zu berücksichtigen sind vor allem auch die Kontinuität in der Streckencharakteristik, die wesentlich größere Verkehrssicherheit durch Richtungstrennung und bei einbahnigen Straßen ausreichende Überholstreckenweiten. Aufgrund der beschriebenen Netzfunktion ist sowohl für den Wirtschaftsverkehr als auch für den Freizeitverkehr von erheblich größeren Fahrtweiten auszugehen, als von Ihnen angenommen. Die Fahrtweiten beider Verkehrsarten reichen mit Sicherheit über Ulm hinaus, so daß Fahrtweiten von mehr als 100 km maßgebend sind. Diese ergeben aber gemäß RAL-N eine Geschwindigkeit von 120–100 km/h, die auch der Planung als Entwurfsgeschwindigkeit zugrundeliegt. Die Trasse der A 96 weist eine zügige Linienführung auf, die sich optimal dem Gelände anpaßt; eine Abminderung der Entwurfsgeschwindigkeit und somit der Trassierungselemente würde zu keiner nennenswerten Minderung des Eingriffes in die Landschaft führen . . . »

In einem Antwortschreiben an das Autobahnamt bekräftigte Prof. Willi Birn am 26. Oktober 1978 noch einmal die Argumente der Aktionsgemeinschaft: « . . . Im übrigen ist unserer Meinung nach nicht Landverbrauch gleich Landverbrauch und beim Eingriff in die Landschaft die trennende und zerschneidende Wirkung des Straßenzuges nicht das einzige Kriterium. So ist uns durchaus bewußt, daß eine Straße mit geringerer Ausbaugeschwindigkeit durch größere Kurvigkeit Mehrlängen mit sich bringt. Dem steht jedoch gegenüber, daß man eine Straße mit geringerer Ausbaugeschwindigkeit dem Gelände besser anpassen kann, d. h. geringere Dämme und Einschnitte bekommt und damit letztendlich keine so große Trennwirkung mehr hat. Der größte Vorteil . . . besteht unserer Meinung nach bei geringer Entwurfs-

geschwindigkeit darin, daß die neue Straße lange parallel der heutigen B 18 geführt werden kann, ohne die landwirtschaftlichen Flächen zu ungünstig schräg zu durchschneiden . . .

Es bleibt schließlich noch die Anmerkung, daß Sie die Trassierungselemente weniger nach der notwendigen Entwurfsgeschwindigkeit wählen, sondern nach der Maßgabe: «Je größer, desto besser». So wenden Sie für eine Entwurfsgeschwindigkeit von 120 km/h einen Radius der Lage von 1400 m an, der sogar einer Entwurfsgeschwindigkeit von 140 km/h entspricht. Wir sind demgegenüber der Meinung, daß es nicht notwendig ist, die Elemente einer Entwurfsgeschwindigkeit, die dieser zugeordnet ist, auch noch zu überschreiten.»

Dieser Rückgriff auf den Austausch der Argumente im Jahre 1978 war notwendig, um die Zusammenhänge zu sehen und zu bedenken, in denen der eingangs erwähnte Brief steht, der angeblich so viel Kopfschütteln und auch Verärgerung ausgelöst hat. (Was nicht gegen die auslösenden Argumente sprechen muß!) Dieser Brief vom 28. April 1980 hat konkret die Linienführung im Bauabschnitt Leutkirch–Dürren der A 96 zum Gegenstand. Dazu heißt es: « . . . die Feststellung . . . daß im Bauabschnitt Leutkirch–Dürren der geplanten A 96 die Linienführung der vorhandenen B 18 nicht beibehalten werden könne, wird mit keinem Wort begründet. Sie ist auch nicht begründbar.

Die einzige mögliche Begründung könnte unseres Erachtens nur die sein, daß eine Autobahn, auf der ein Teil des Fernverkehrs Hamburg–Mailand während weniger Tage im Jahr mit dem Urlaubsverkehr zusammenfällt, eine Durchgangs-Autobahn sein und damit eine Entwurfsgeschwindigkeit von mindestens 120 km/h aufweisen müsse. Der mit einer solchen Maßnahme verbundene Eingriff in die Landschaft spricht aber den von allen politisch Verantwortlichen in jüngster Zeit vertretenen Grundsätzen im Straßenbau, «Qualität geht vor Quantität» und «Ausbau geht vor Neubau» geradezu Hohn.

Um es noch deutlicher auszudrücken: Das Autobahnamt weiß genau, daß es eine solche Maßnahme nur noch unter dem Eindruck der überlasteten Ortsdurchfahrten im Zuge der B 18 heute und unter dem Eindruck der schweren Unfälle auf der bestehenden Kraftfahrzeugstraße wegen falschen Überholens bei den Bürgern und bei den Gemeinden durchbringen kann.

Wir stellen dazu zum wiederholten Male fest, daß es geradezu paradox ist, den Sicherheitsgrad einer Straße durch eine Erhöhung der fahrbaren Geschwindigkeit erhöhen zu wollen. Sollte sich aus Sicherheitsgründen die Richtungstrennung, also eine 4spurige Straße irgendwann einmal als notwendig erweisen – wobei wir fest davon überzeugt sind, daß dies bei Anordnung von Geschwindigkeitsbegrenzungen und Überholverböten nie der Fall sein wird – dann ist der Ausbau der bestehenden Trasse viel sicherer als der der neuen.

Der Landesnaturschutzverband hält die jetzt vorgeschlagene Neutrassierung für willkürlich, unnötig, die Raserie fördernd, also durch nichts zu rechtfertigen und lehnt sie schärfstens ab. Wir meinen, daß das Abwägungsgebot zwischen allen Belangen, das das Planfeststellungsverfahren vorschreibt, bei dieser Planung bereits jetzt auf das Größte verletzt wird.»

Ein Detailproblem im Abschnitt Leutkirch–Dürren? Wohl kaum. Viel eher wird hier das Problematische so mancher Autobahnplanung zwischen Donau und Alpen erkennbar – und zumal derjenigen im Allgäu.

## Persönliches

Am 11. Mai 1980 starb im Alter von knapp 75 Jahren Wilhelm Kutter. Er war bis 1970 Leiter der Redaktion Volks- und Landeskunde des Süddeutschen Rundfunks; als Volkskundler beschäftigte er sich vor allem mit der schwäbisch-alemannischen Fasnacht, der er mit dem Narrenschopf in Bad Dür rheim ein eigenes Museum eingerichtet hat.

Dr. Oskar Rühle, Ehrenmitglied des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, ist



Das neue  
Limes-Sachbuch  
mit vielen zum Teil  
farbigen Fotos,  
Wanderkarte 1:50 000

# Archäologie erleben!

Willi Beck, Dieter Planck

## Der Limes in Südwestdeutschland

### Limeswanderweg Main-Rems-Wörnitz

Ca. 160 Seiten mit über 100 Abbildungen und Kartenskizzen sowie einer vierfarbigen Wanderkarte 1:50 000 als Beilage. Farbiger Pappband ca. DM 28,—. Erscheint Mai

Das neue Limes-Sachbuch mit großer farbiger Wanderkarte 1:50 000. Darauf erstmalig der genaue Limesverlauf mit Lage aller römischer Baudenkmäler.

Dr. Dieter Planck, Leiter der Bodendenkmalpflege des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg beschreibt, fußend auf den neuesten Grabungen und Forschungsergebnissen, nach einer allgemeinen Einleitung über die Geschichte und Entstehung des römischen Grenzwalls, den Limes mit seinen Bodendenkmälern: Türme, Kastelle, Siedlungen und die Museen mit römischen

Funden in den nahegelegenen Städten. Zahlreiche Fotos von Landschaften, sichtbaren Bodendenkmälern und neuen, teilweise sensationellen Funden. Kartenskizzen der Limeskastelle u. a. illustrieren den Text und tragen zum besseren Verständnis bei.

In seiner Einleitung setzt sich Willi Beck u. a. mit der erstaunlichen Vermessung des Grenzwalls durch die Römer auseinander, Dieter Planck schildert Geschichte und Entstehung des Limes.

Der Schwäbische Albverein hat entlang dem Limes einen Wanderweg eingerichtet und ausgeschildert. In zwölf Tagesetappen führt Professor Willi Beck den Wanderer auf diesem landschaftlich und archäologisch interessanten Weg von Miltenberg über Walldürn, Jagsthausen, Öhringen, Mainhardt, Welzheim, Schwäbisch Gmünd, Mögglingen, Hüttlingen vorbei an Aalen nach Pfahlheim. Endpunkt der Wanderung ist Wilburgstetten.

Die vierfarbige Wanderkarte 1:50 000 mit Eintrag von Limeswanderweg, Limes und anderen archäologischen Denkmälern ist ein hilfreicher Begleiter.



Konrad Theiss Verlag GmbH, Stuttgart  
Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1

# Neu in der heimatkundlichen Wanderreihe Natur·Heimat·Wandern



## Reutlinger und Uracher Alb

Herausgegeben vom Schwäbischen Albverein e. V. 216 Seiten, zahlreiche Zeichnungen sowie eine vierfarbige Wanderkarte, flexibler Plastikeinband DM 19,80. Aus dem Inhalt: Bau der Landschaft von Magda Ziegler / Von der Pflanzen- und Tierwelt und ihrem Schutz von Helmut Ilg / Städte, ihre Geschichte und Bauten von Paul Schwarz / 50 Rundwanderungen, zwölf Streckenwanderungen, zwei Rundfahrten von Friedrich Herrmann / Sehenswürdigkeiten, Aussichtstürme, Wanderheime von Heinz Wolpert / Wandern auf Ski und sportlicher Langlauf von Hans-Ulrich Sieber.

## In Ulm und um Ulm herum

Herausgegeben vom Schwäbischen Albverein e.V. 256 S. mit 54 Zeichnungen und eine ausführliche, farbige Wanderkarte. Flexibler Plastikeinband. DM 19,80.

## Schurwald - Esslingen - Filder

Herausgegeben vom Schwäbischen Albverein e.V. 176 Seiten mit 50 Abbildungen und Kartenskizzen. Kt. DM 12,-.

## Hans Binder Höhlenführer Schwäbische Alb

Herausgegeben vom Schwäbischen Albverein e.V. 200 Seiten mit 33 Zeichnungen und Kartenskizzen und mit 32 Kunstdrucktafeln, davon 8 farbig. Flexibler Plastikeinband DM 19,80.

## Albuch - Härtsfeld - Ries

Herausgegeben vom Schwäbischen Albverein e.V. Reihe Natur - Heimat - Wandern. 192 Seiten, zahlreiche Zeichnungen sowie eine vierfarbige Wanderkarte. Flexibler Plastikeinband DM 19,80.



Konrad Theiss Verlag GmbH, Stuttgart  
Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1

am 10. Juni 1980 im Alter von 79 Jahren gestorben. Von 1950 bis 1970 war Dr. Oskar Rühle Schriftleiter der SCHWÄBISCHEN HEIMAT.

Am 5. Juli 1980 vollendet Dr. Friedrich Vogt sein 75. Lebensjahr. Bekannt geworden ist er nicht zuletzt durch eine Reihe von Büchern mit Gedichten in schwäbischer Mundart; auch eine «schwäbische Grammatik» gehört zu seinen Veröffentlichungen.

Am 22. Oktober 1980 ist der 90. Geburtstag von Landeskonservator a. D. Walther Genzmer, der seit 1961 Ehrenmitglied des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES ist; den Mitgliedern ist der ehemalige Denkmalpfleger in Hohenzollern von zahlreichen Exkursionen und Führungen vertraut. Doppelte Auszeichnung wurde dem

Vorsitzenden des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES Prof. Willi Birn zuteil: Vom Ministerpräsident Lothar Späth wurde ihm die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg verliehen, und vom Bund Naturschutz Oberschwaben wurde er mit der Felix-von-Hornstein-Medaille für «Verdienste um Natur und Mensch» ausgezeichnet.

Der Tübinger Landeskundler Dr. Wilfried Setzler, der zahlreiche Exkursionen des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES geführt hat und Mitarbeiter dieser Zeitschrift ist, übernimmt die Leitung des Kulturamtes der Universitätsstadt Tübingen.

Dr. Gert Kollmer, Wirtschafts- und Sozialhistoriker, ist zum Leiter des «Wirtschaftsarchivs Baden-Würt-

temberg» bestimmt worden, das im Herbst von der baden-württembergischen Wirtschaft in Räumen der Universität Hohenheim eingerichtet werden soll.

Der auch den Lesern dieser Blätter nicht unbekannt Direktor des Instituts für Denkmalpflege an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, Prof. Dr. Albert Knoepfli, wurde emeritiert. Sein Nachfolger wurde Professor Dr. Georg Mörsch. Professor Mörsch war dreizehn Jahre praktischer Denkmalpfleger im Amt des Landeskonservators Rheinland, das er auch während der langjährigen Krankheit des im Mai 1979 verstorbenen Landeskonservators Professor Dr. Günther Borchers kommissarisch verwaltete.

## Veranstaltungen und Studienfahrten

### Terminänderung:

42

**Dinkelsbühl und Weiltingen**

**Führung: Manfred Akermann**

**statt: Samstag, 20. September 1980**

**jetzt: Samstag, 4. Oktober 1980**

**Abfahrt: 7.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Teilnehmergebühr: DM 33,-

Stuttgart – Schwäbisch Gmünd – Aalen – Ellwangen – Dinkelsbühl – Weiltingen – Zöbingen – Lauchheim – Aalen – Stuttgart

Von den einstigen Reichsstädten an der Romantischen Straße ist Dinkelsbühl diejenige, die ihren ursprünglichen Charakter am reinsten bewahren konnte. Der benachbarte Marktflecken Weiltingen war im 17. Jahrhundert Sitz einer Nebenlinie des württembergischen Herzogshauses, zu der auch die Herrschaft Brenz an der Brenz gehörte. Wenn auch das Weiltinger Schloß 1814 abgebrochen wurde, bewahrt der Ort noch zahlreiche Erinnerungen an seine württembergische Vergangenheit.

### Terminänderung:

44

**Heilbronner Tage 1980**

(mit Jahreshauptversammlung 1980)

**Landschaft und Kultur**

**im württembergischen Unterland**

**Samstag, 4. Oktober, bis Sonntag, 5. Oktober 1980**

Wegen der Terminüberschneidung mit der Bundestagswahl 1980 müssen die «Heilbronner Tage 1980» leider ausfallen.

### Mitgliederversammlung 1980

Statt der «Heilbronner Tage 1980» (mit Jahreshauptversammlung) findet

**am Sonntag, dem 9. November 1980, in Stuttgart eine Mitgliederversammlung statt.**

#### Programm

#### 10.00 Uhr: Führungen

1

**Württembergisches Landesmuseum**

**Führung: Dr. Volker Himmelein**

Treffpunkt: Im Hof des Alten Schlosses

2

**Hauptstaatsarchiv Stuttgart**

(Ständige Ausstellung)

**Führung: Dr. Hans-Martin Maurer**

Treffpunkt: Hauptstaatsarchiv Konrad-Adenauer-Str. 4

3

**Vergangenheit und Gegenwart**

**im Stadtbild Stuttgarts**

**Führung: Hermann Ziegler**

Treffpunkt: Schillerplatz, beim Denkmal

4

**Die Weißenhofsiedlung**

(Vgl. SCHWÄBISCHE HEIMAT 1978/2, S. 76–78)

**Führung: Gert Kilpper**

Treffpunkt: Höhengaststätte Schönblick

**! Abweichende Anfangszeit: 10.45 Uhr!**

**14.30 Uhr, Europa-Saal des Restaurants Schönblick  
Mitgliederversammlung**

**16.30 Uhr** (am gleichen Ort)

**Öffentliche Vortragsveranstaltung**

**Dr. Oswald Rathfelder**

**Schönheit, Bedrohung und Schutz  
der natürlichen Lebensräume**

(mit Lichtbildern)

anschließend: Abendessen und Aussprache

#### **Hinweise für Teilnehmer**

Das Restaurant Schönblick ist vom Hauptbahnhof und von der Haltestelle Konrad-Adenauer-Straße (nach den Führungen!) mit der Buslinie 43 zu erreichen. (Haltestelle Kunstakademie).

**Anmeldung** ist erforderlich: für die Führungen, für das Mittagessen (nach der Karte) und für das Abendessen (nach der Karte) im Restaurant Schönblick.

Und im Herbst: **Zwei Fahrten ins Blaue**

**46**

#### **1. Fahrt ins Blaue**

**Mittwoch, 22. Oktober 1980**

**Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

**47**

#### **2. Fahrt ins Blaue**

**Sonntag, 26. Oktober 1980**

**Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Wie seit Jahren finden wieder zwei **«Fahrten ins Blaue»** statt. Wir besuchen eine Besonderheit in der Umgebung. Bei einem gemütlichen Beisammensein werden anschließend Dias von Fahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES gezeigt. Eine Bitte: Überlassen Sie uns auch in diesem Jahr einige Ihrer Dias. Bringen Sie diese etwa zehn Tage vor der ersten Fahrt auf die Geschäftsstelle.

Soweit noch Platz in den Bussen vorhanden ist, können auch für diese beiden Fahrten wieder Gäste mitgebracht werden, die sich für eine Mitgliedschaft im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND interessieren.

Wir erbitten auch zu diesen Fahrten eine rechtzeitige Anmeldung. Die Teilnahme ist kostenfrei. Nur Ihren Verzehr bezahlen Sie natürlich selbst.

**48**

#### **Advent in Saarbrücken**

**Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf**

**Freitag, 28. November 1980 bis Sonntag, 30. November 1980**

**Abfahrt: 7.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Teilnehmergebühr: DM 93,-

Freitag: BAB Stuttgart – Saarbrücken. (Nachmittags Stadtbesichtigung.)

Samstag: Ausfahrt zum «Schwarzwälder Hochwald» über Köllerbach – Tholey (Benediktinerkloster) – Otzenhausen

(Hunnenring) – Hermeskeil – Schwarzwälder Hochwald – Birkenfeld (Residenzstadt) – BAB Saarbrücken.

Sonntag, 1. Advent: Rückfahrt über den französischen Teil des Bliesgaus und am Südrand des Pfälzerwalds (Bitsch – Stürzelbronn – Weißenburg) nach Stuttgart.

Die diesjährige Adventsfahrt hat das Saarland bzw. seine französische Grenzregion zum Ziel. Schwerpunkte liegen, schon der Jahreszeit gemäß, auf den Kunstdenkmälern des Landes, wobei die Landschaft immer einbezogen sein soll. Der Samstag wird in dieser Hinsicht mit der Fahrt zum «Schwarzwälder Hochwald», einem Teil des Hunsrücks, einen Höhepunkt bieten.

Für die Fahrt ist unbedingt der Personalausweis erforderlich; der Jahreszeit entsprechende Kleidung wird angeraten. Für die Abende bestehen in Saarbrücken genügend Möglichkeiten, Theater usw. zu besuchen.

### **Kunst und Künstler**

In dieser Reihe werden außerhalb des Jahresprogramms Fahrten zu Ausstellungen und Veranstaltungen angeboten. Da die Termine für diese Fahrten sich kurzfristig ergeben, können dazu nur diejenigen Mitglieder durch Rundschreiben eingeladen werden, die der Geschäftsstelle ihr grundsätzliches Interesse mitgeteilt haben oder in Zukunft noch mitteilen.

### **Heimattage Baden-Württemberg 1980**

Exkursionen des Landesvereins «Badische Heimat» (Zu diesen Exkursionen ist eine Anmeldung nur möglich beim Kultur- und Verkehrsamt der Stadt Offenburg, Gärtnerstraße 6, 7600 Offenburg.)

1

**Dienstag, 9. September 1980**

Abfahrt: 8.30 Uhr, Haupteingang Messegelände Offenburg

**Die vier früheren Klöster der Ortenau: Schwarzach, Gengenbach, Ettenheimmünster und Schuttern**

Teilnehmergebühr: DM 10,-

2

**Mittwoch, 10. September 1980**

Abfahrt: 13.30 Uhr, Haupteingang Messegelände Offenburg

**Freilichtmuseum Vogtsbauernhof in Gutach**

Teilnehmergebühr: DM 5,-

3

**Donnerstag, 11. September 1980**

Abfahrt: 8.30 Uhr, Haupteingang Messegelände Offenburg

**Besuch in Straßburg**

Teilnehmergebühr: DM 5,-

4

**Freitag, 12. September 1980**

Abfahrt 13.30 Uhr, Haupteingang Messegelände Offenburg

**Besuch in der Hansjakob-Stadt**

**Haslach im Kinzigtal**

Teilnehmergebühr: DM 5,-